

Schwäbische Heimat

April-Juni DM 12.00



1994/2

Der Volkarsberg
bei Oberkochen

Klettern begrenzt
im Oberen Donautal

Heidenheim: Zentrum
zur Römerzeit

Urmensch-Museum
in Steinheim an der Murr

Schwäbische Heimat

45. Jahrgang
Heft 2
April–Juni 1994

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund
Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Ralf Beckmann, Martin Blümcke, Reinhold Fülle, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe. Der Mitgliedsbeitrag beträgt DM 40,- im Jahr (für noch in Berufsausbildung stehende Personen DM 20,-, für juristische Personen DM 80,-). Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 48,-, für Einzelhefte DM 12,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7 % Mehrwertsteuer).

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Postbank Stuttgart (BLZ 60010070) 3027701,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK
Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 72072 Tübingen,
Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Die Zeitschrift wird auf chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt.

Anschrift von Redaktion und Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes:

Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart
Telefon (0711) 221638, Telefax (0711) 293484
Geschäftszeiten:

Montag bis Donnerstag:
9.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr
Freitag:
9.00–12.00 und 14.00–15.30 Uhr

Dieser Ausgabe liegen Prospekte bei des Hällisch-Fränkischen Museums sowie vom Kohlhammer-Verlag und Theiss-Verlag.

Inhalt

BERND ROLING Zur Sache: Zum Teufel mit dem Naturschutz	105
JÖRG-UWE MEINEKE Aus der Luft betrachtet: Das Federseeried im Oberland	106
HANS MATTERN Der Volkmarsberg bei Oberkochen – wieder in voller Schönheit seiner Heide	108
RUTH BINDER Ernst Rudorff – Tübinger Ehrendoktorwürde für Begründer des Heimatschutzgedankens	111
HANS MATTERN/REINHARD WOLF Der altwürttembergische Landgraben vom Heuchelberg zum Bottwartal – und was noch davon übrigblieb	114
UWE PRIETZEL Totholz – ein belebtes und wichtiges Element naturnaher Wälder	121
WOLFGANG HERTER Naturschutz und Klettern im Oberen Donautal	125
FRIEDRICH KARL AZZOLA Zwei wiederverwendete hochmittelalterliche Kreuzplatten in der Murrhardter Stadtkirche	133
DIETER KAPFF Heidenheim zur Römerzeit: Vom Garnisonsort zum Verwaltungssitz	136
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Urmensch-Museum in Steinheim an der Murr	148
CHRISTOPH DUNCKER Johannes Bez (1784–1881) – Demokrat und Knabenschulmeister in der Oberamtsstadt Göppingen	162
JOHANNES BEZ Erinnerungen eines Knabenschulmeisters Buchbesprechungen	169 174
sh intern	186
Reiseprogramm 1994	195
sh aktuell	196
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	217

Bernd Roling Zur Sache: Zum Teufel mit dem Naturschutz?

Ministerpräsident Erwin Teufel hat mit dem Schutz von seltenen Pflanzen und Tieren wenig am Hut. Die Ansiedlung neuer Firmen und die Belebung der Konjunktur im Südwesten sind ihm wichtiger. Wenn er Wirtschaftsinteressen und Expansionsmöglichkeiten bedroht sieht, pfuscht er den Naturschutzbehörden kräftig ins Handwerk.

Schlagzeilen machte etwa sein Brief an den Tübinger Regierungspräsidenten Gögler mit der Bitte, die geplante Ausdehnung des Naturschutzgebietes am oberschwäbischen Federsee hinauszuzögern. *Schwarzer Sumpf rund um das Federsee-Ried* meldete die Südwestpresse am 9. Februar und mokierte sich über das *detailversessene Engagement des Regierungschefs für Belange eines 4000-Einwohner-Örtchens* sowie über einen Landesvater, *der sich gerne für bedrohte Minderheiten aus dem ländlichen Raum einsetzt, insbesondere wenn sie das gleiche Parteibuch haben wie er*. Dabei stammt der Plan zur Erweiterung des 1390 Hektar großen Naturschutzgebietes Federsee um 520 Hektar Niedermoor aus dem Jahr 1991, als die CDU noch in Baden-Württemberg allein regierte. Und die Landesregierung hat bereits mehrere Millionen Mark in Grundstückskäufe investiert. Nach langem Hin und Her und sechs Verordnungsentwürfen zeichnete sich auch endlich eine Lösung ab. Doch da funkte Erwin Teufel unverhofft dazwischen und schlug sich auf die Seite derjenigen, die um die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten des Kurorts Bad Buchau fürchten und nicht erkennen, daß große Naturoasen auch durchaus eine Stütze für den Fremdenverkehr sein können.

Der Regierungschef war von Parteifreunden wie dem Waldbesitzer und Bad Buchauer Gemeinderat Alfons Hermann und dem Biberacher CDU-Kreisvorsitzenden Bertram Tschirdewahn alarmiert worden. Am Umweltministerium vorbei wandte sich Teufel daraufhin direkt an den Tübinger Regierungspräsidenten Gögler. Der freilich zeigte Charakterstärke: Er stellte das südliche Federseeried ohne Abstriche unter Naturschutz, obwohl der Ministerpräsident es lieber gesehen hätte, wenn das Naturschutzverfahren „unter Vorbehalt“ gestellt worden wäre.

Etwas mehr Erfolg hatte Erwin Teufel möglicherweise, als er sich vor den Karren der Kletterverbände sperren ließ, die seit langem gegen den Fel-

senschutz im oberen Donautal protestieren. Auch in diesem Fall funkte der Ministerpräsident in letzter Minute dazwischen; entgegen den ursprünglichen Plänen wurden noch einige Felspartien zum Klettern freigegeben. Doch der fünf Kilometer lange Bereich zwischen Beuron und Hausen mit dem Petersfelsen ist künftig für die Kletterfreunde tabu. Hier hat der Sigmaringer Landrat Binder Rückgrat bewiesen, und der Tübinger Regierungspräsident Gögler sowie Umweltminister Schäfer hielten ihm die Stange.

Dennoch ist unverkennbar, daß die Naturschützer in Baden-Württemberg derzeit allenthalben mit dem Rücken zur Wand kämpfen. *Seit 20 Jahren war es nicht mehr so schlimm wie in der jetzigen Flaute*, klagen die Fachleute in der Naturschutzverwaltung. Und sie haben Recht! Denn wo immer im Südwesten neue Arbeitsplätze winken oder Wohnungen hochgezogen werden sollen, da machen diejenigen, die auf gefährdete Pflanzen und Tiere hinweisen, kaum einen Stich. Und der Ministerpräsident marschiert vorneweg in den Reihen derjenigen, die die Naturschützer ziemlich pauschal als lästige Bremsen im Kampf um mehr Wirtschaftswachstum betrachten.

Mag ja sein, daß die Nerven des CDU-Politikers jetzt im Wahlkampf angesichts der bisher wenig be rauschenden Ergebnisse für seine Partei im Superwahljahr 1994 angegriffen sind. Aber das ist kein Grund, den Naturschutz als neues Feindbild aufzubauen! Denn es gilt: Wer die natürlichen Lebensgrundlagen zerstört, schadet nicht nur Fledermäusen und Fröschen, sondern auch den Menschen! Umweltminister Harald B. Schäfer, SPD, dagegen streitet wacker für mehr Naturschutz im Land. Dabei gerät er freilich öfters mit dem Regierungschef aneinander. Man denke etwa an den Streit um einen Nationalpark im Nordschwarzwald. Teufel untersagte es seinem Umweltminister sogar, ein Gutachten zur Vorbereitung einer fundierten Entscheidung zu vergeben. Doch der aufmüpfige Schäfer hält weiter an großflächigen Schutzkonzepten fest, da die bisher vielfach recht kleinen Naturschutzgebiete das Artensterben nicht stoppen konnten.

Und worauf können die Naturschützer hoffen? Auf mutige Spitzenbeamte, die dem Regierungschef mit einer «Vorliebe für Klein-Klein», wie die Grünen spötteln, die Grenzen zeigen. Und darauf, daß es ihnen künftig gelingt, die Berater Teufels, die die Leitlinien maßgeblich bestimmen, dafür zu sensibilisieren, daß Naturschutz Lebensschutz ist.

Das Titelbild zeigt den «Gipfel» des Volkmarsbergs auf der Ostalb samt Kiefer, Wacholder und einer gewaltigen Weidbuche. Näheres auf den Seiten 108 ff.

Jörg-Uwe Meineke Aus der Luft betrachtet: Das Federseeried im Oberland

Still ruht der See. Ist es angebracht, die allseits bekannte Landschaft um den Federsee auch an dieser Stelle zu präsentieren? Wir wollen die Gelegenheit nutzen, mit diesem durch seine ungewöhnliche Beleuchtung reizvollen Schwarz-Weiß-Foto über die neueren Schutzbemühungen rund um den Federsee zu informieren.

Der Betrachter blickt nach Süden zur Alpenkette mit dem davorliegenden dunsterfüllten Bodenseebecken. Das Flugzeug mit dem Fotografen Manfred Grohe befand sich etwa über dem nördlichen Ausläufer der Niederung des Federsees, einer von der Schussenzunge des Rheingletschers vor rund 190 000 Jahren ausgeschobenen rißeiszeitlichen Mulde. Vor der im Bild links oben beginnenden heutigen Schussenniederung liegt ein Abschnitt der Würm-Endmoräne, in etwa markiert durch den davorliegenden Kiessee. In ihr entspringt die damit ins Jungmoränegebiet entwässernde Schussen, gespeist durch Grundwasser vom Federsee.

Dank seines relativ kleinen Einzugsgebietes, der noch geringen Reliefenergie der umgebenden Täler und unterirdischem Abfluß konnte der große See nach der letzten Eiszeit ungestört verlanden. Erst der künstliche Durchstich zur Kanzach (im Bild das rechte Ende) vor rund 200 Jahren senkte die Wasserfläche schnell auf seine heutige Kleinheit. Das gesamte Federseebecken ist von einer Schlamm- und Torfaufgabe erfüllt.

Das Oval im Vordergrund mit dem Restsee in der Mitte markiert die Uferlinie im 18. Jahrhundert. Die speichenförmig zum See führenden Riedgräben lassen den See als Wassersammler erkennen, obwohl die Höhenunterschiede nur im Zentimeterbereich liegen. Dieser Riedteil ist bereits lange Naturschutzgebiet mit einer Fläche von 14 km². Von den seinerzeitigen Ufergemeinden sind Bad Buchau (rechts oben), Oggelshausen (links oben), gerade noch Seekirch (links unten) und Alleshausen (rechts unten) im Bild; Tiefenbach und Moosburg (links und rechts in der Mitte) sind weggeschnitten.

Die den Mittelgrund ausfüllende, heute ungenutzte Sumpf- und Riedlandschaft unterliegt einer wilden Vegetationsentwicklung bis hin zu ersten Moorwäldern. Im scharfen Gegensatz dazu erscheinen die oben und unten angrenzenden Futterwiesen homogen, eben kultiviert. Auf sie wurden die Bemühungen des Naturschutzes und hier auch der Kulturdenkmalpflege seit einigen Jahren ausgedehnt.

Die Landwirtschaft unterliegt hier wie überall einem starken ökonomischen Druck. Es kam zu Nutzungsentflechtungen in mehreren Phasen: Unmöglich zu meliorierende Standorte um den See wurden aufgegeben, seitdem Einstreu nicht mehr benötigt wird. Die randlichen Flächen wurden dagegen mit allen Mitteln entwässert und befahrbar gehalten. Zeitweilig fand sogar stellenweise eine Ackernutzung statt. Heute sind Aufwand und Ertrag auch auf diesen Flächen trotz moderner Technik an die Grenze der Rentabilität gekommen.

Die intensive Nutzung raubt den Wiesenvögeln wie Weißstorch, Brachvogel und Braunkehlchen die Nahrungsgrundlage und läßt die Flora verarmen. Außerdem führen Entwässerung, Maschinendruck und Pflügen zur direkten Zerstörung der einmaligen frühgeschichtlichen Bodendenkmale sowie zu deren Zersetzung durch Abbauprozesse. Es wurde daher ein Maßnahmenprogramm in Angriff genommen, das hauptsächlich folgende Ziele verfolgt:

- Verbesserung der Wassersituation des Sees durch eine Ringleitung für die Abwässer der Anliegergemeinden. Bereits nach wenigen Jahren reagierte die Tier- und Pflanzenwelt sehr positiv.
- Nutzungsextensivierung und Pflege der Riedwiesen auf mehreren hundert Hektar. Die teilnehmenden Landwirte erhalten hierfür deutlich über hunderttausend Mark im Jahr, so daß sowohl Nutzungsaufgabe als auch Intensivierung abgefangen werden.
- Ankauf ökologisch und denkmalschützerisch wichtiger Kernflächen. Bisher wurden im Bereich zwischen der Straße Buchau-Oggelshausen und den im Bild dahinterliegenden Wäldern rd. 90 Hektar überwiegend aus Denkmalschutzmitteln erworben. Sie werden im Rahmen eines bevorstehenden Flurbereinigungsverfahrens so zusammengelegt, daß dort der Grundwasserstand wieder den natur- und denkmalschützerischen Erfordernissen angepaßt werden kann.
- Vergabe eines Betreuungsauftrages an das Naturschutzzentrum Federsee zur Organisation und Koordinierung der örtlichen Aktivitäten zusätzlich zu der schon länger bestehenden Patenschaft des Landkreises Biberach für das Gebiet.
- Einrichtung eines Grabenräumungskonzepts zur naturverträglichen Unterhaltung der Entwässerungsgräben.



- Baldige Einrichtung eines archäologischen Lehrpfades zwischen Bad Buchau und Oggelshausen, ausgehend vom bald erweiterten Federseemuseum.
- Entwicklung eines von der Bundesstiftung Umwelt geförderten Projekts «Umweltbildung in Kultur und Erholung» durch das Naturschutzzentrum in Zusammenarbeit mit der Stadt Bad Buchau.
- Erstellung eines Entwicklungskonzeptes für den gesamten Verwaltungsraum, das die Planungen für die Moorbodenzone integriert und Wege für Landwirtschaft und sonstige Raumnutzungen auch außerhalb des Riedes aufzeigen soll.
- Erweiterung der im Federseebecken liegenden Naturschutzgebiete. Das Schutzgebietskonzept, in das letztlich die genannten Planungen einmünden, sieht vor, weitere Teile der Moorbodenzone sukzessive unter Naturschutz zu stellen. Für das Gebiet im Süden zwischen Bad Buchau und Oggelshausen ist das Verfahren nach langwierigen Verhandlungen vor dem Abschluß. Anschließend sollen nacheinander das ehemalige Hochmoor «Wildes» oder «Steinhauser Ried» (im Bild der oben angrenzende bewaldete Bereich) so

wie die im Bild direkt vor dem Betrachter beginnenden nördlichen Riedflächen folgen. Gleichzeitig werden Teile des alten Naturschutzgebietes, wo vertretbar, auf Wunsch der Gemeinden herausgenommen.

Diese Schutzgebietsplanungen sind immer noch stark umstritten, wenngleich auch in dieser Gegend die nicht so lauten Befürworter in der Mehrzahl sein dürften.

Man kann zuversichtlich sein, daß es gelingt, diese großartige Landschaft mit ihren einmaligen frühgeschichtlichen Fundstätten und ihrer Vielzahl anderswo längst ausgerotteter Tiere und Pflanzen als pfleglich genutzte Kultur- und Erholungslandschaft zu erhalten und zu entwickeln. Schließlich werden die Fakten zumindest die Gutwilligen unter den Kritikern der Schutzgebietsplanungen beruhigen. Still ruht der See.

N.S.: Am 23. März 1994 hat der Tübinger Regierungspräsident Dr. Max Gögler die Verordnung über das Naturschutzgebiet «Südliches Federseeried» in Kraft gesetzt.

Hans Mattern Der Volkmarsberg bei Oberkochen – wieder in voller Schönheit seiner Heide

Ein anderer Ausflug von Aalen geht auf den südöstlich von der Stadt gelegenen Langert, einen mächtigen, bewaldeten Weißjurastock, auf dessen höchster Höhe ein vom Albverein erstellter Aussichtsturm steht. Wer damit nicht genug und noch weitere Thaten auszuführen Lust hat, der gehe zum Volkmarsberg hinüber, der, noch ein beträchtliches höher, von einem ebenfalls seit kurzem hier errichteten Turm aus eine großartige Rundschau gewährt. So schrieb der Geologe und Pfarrer Theodor Engel in seinem *Albreiseführer* aus dem Jahre 1900. Es sind heute viele, die solche Thaten auszuführen Lust haben, und eines Führers, um sich in den wei-

ten Wäldern des Albuchs zurechtzufinden, wie Gustav Schwab 1823 empfohlen hatte, bedarf es nicht mehr.

Herrliche Wälder bedecken die Höhen, nur zuweilen von Haiden unterbrochen, z. B. auf dem hohen Volkmarsberg, berichtet die Oberamtsbeschreibung von 1854. Ohne Frage ist es, abgesehen von seiner Höhe (743 m) und Aussicht, vor allem die Heide, welche den Volkmarsberg zu einem der anziehendsten Punkte der Ostalb macht. Es gibt nicht viele auf der Alb mit einer solchen Fülle prächtigster Weidbuchen! Im Schutz dornbewehrter Büsche aufgewachsen, ohne

Bedrängnis durch Nachbarn, die Licht und Raum streitig machen, erreichen ihre Kronen riesige Ausmaße, und die Äste und Zweige, die sich unter dem tiefschattigen Laubdach verbergen, lassen sich kaum zählen. Aber nicht überall auf der Alb ist es so gut um die Weidbuchen bestellt. Es mangelt an Nachwuchs, nicht wenige zeigen unverkennbar Symptome des Waldsterbens; bei Wegfall von Beweidung und ausbleibender Pflege rauben ihnen Fichten und andere aufkommende Bäume das Licht, dringen in ihre Kronen ein und erdrücken schließlich die Riesen der untergehenden Heide. Um so wertvoller der Volkmarsberg mit seinen vielen Weidbuchen!

Doch auch an niederwüchsigen, hübsch blühenden Pflanzen mangelt es ihm nicht. Nennen wir nur den Frühlingsenzian, die Küchenschelle und das «Himmelfahrtsblüemle» (Katzenpfötchen). Schon in den zwanziger Jahren hatte die Gemeinde Oberkochen ihren «Hausberg» zum Naturschutzgebiet erklärt und eine entsprechende Vereinbarung mit dem Württembergischen Landesamt für Denkmalpflege getroffen, dem damals die Staatliche Stelle für Naturschutz angegliedert war. 1938, drei Jahre nach dem Inkrafttreten des Reichsnaturschutzgesetzes, erfolgte die «offizielle» Unterschutzstellung des Volkmarsbergs.



Das mächtige Geäst einer Weidbuche auf der Ostalb.

*Im Wechsel
der Jahreszeiten:
Weidbuche auf dem
Volkmarsberg im
Rauhreif.*



*Wacholderheide:
typisch für die
Schwäbische Alb,
doch ohne Beweidung
und Pflegemaß-
nahmen bald ver-
wachsen.*



Die allermeisten Besucher werden kaum ahnen, daß die Heide auf dem Volkmarsberg den Naturschützern seit Jahrzehnten erhebliche Sorgen und Kosten bereitet. Denn allzu schwach, über längere Zeit ganz aussetzend, war die Beweidung und daher trotz wiederholter Auslichtungsarbeit die Verwachsung gegen Ende der achtziger Jahre so weit fortgeschritten, daß durchgreifende Maßnahmen unausweichlich wurden. Das Forstamt Oberkochen, die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Stuttgart, der Schwäbische Albverein und

die Stadt Oberkochen haben sie gemeinsam geleistet. Die Kosten kletterten auf eine beträchtliche Höhe – gemessen an den im allgemeinen bescheidenen Verhältnissen des staatlichen Naturschutzes. Dafür präsentiert sich die Heide nun wieder in voller Schönheit, und es besteht gute Aussicht, daß ein Schäfer mit seiner Herde sich ihrer gründlich annehmen wird. Das ist bitter nötig, andernfalls dürfte es sehr schwer halten, mit dem Gebüsch, dem Brombeergestrüpp, dem Fichtenanflug und dem von den Rändern her vordringenden Wald auf



Diese Weidbuche, die ursprünglich einmal frei stand, wird vom aufkommenden Wald auf dem Volkmarsberg bedrängt.

Dauer Herr zu werden. Einst war die Heide ohnehin ausgedehnter. Sie beschränkt sich heute auf den zentralen Teil des 60 Hektar umfassenden Naturschutzgebiets.

Den Turm auf dem Volkmarsberg hat der Albverein 1930 neu erbaut. Von 1939 bis 1960 nahm ihn das Militär in Beschlag, zunächst das deutsche, nach Kriegsende das amerikanische. Nach Renovierungsarbeiten fand 1961 in Gegenwart des Altministerspräsidenten Reinhold Maier und des langjährigen Albvereinsvorsitzenden Georg Fahrbach seine Wiedereinweihung statt.

Als architektonische Perle wird man den Turm schwerlich bezeichnen können, doch bietet er von

diesem markanten Punkt der Ostalb eine großartige Fernsicht: über die Nachbarberge zu den Höhen des Welzheimer Waldes, der Limpurger und Ellwanger Berge mit dem Hohenberg, der Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg und dem Ellwanger Schloß bis in die Gegend von Crailsheim, zum Hesselberg und zum Kloster Neresheim auf dem Härtsfeld. Wem das seltene Glück ganz durchsichtig klarer Luft beschieden ist, dem zeigen sich über der breiten Talfurche von Kocher und Brenz und den Wäldern des Albuches die Felszacken und Schneefelder des Hochgebirges: Karwendel, Wetterstein mit Zugspitze, Lechtaler und Allgäuer Alpen, Bregenzer Wald, Schesaplana und Säntis.

Ruth Binder: Ernst Rudorff – Tübinger Ehrendoktorwürde für Begründer des Heimatschutz-Gedankens

Ernst Rudorff, Komponist und Professor an der Königlich-Preussischen Hochschule für Musik in Berlin-Charlottenburg, spielte eine entscheidende Rolle in der Geschichte des deutschen Heimatschutzes. Mit seinen Artikeln *Heimatschutz* und *Abermals Heimatschutz*, die 1897 in der Zeitschrift *Die Grenzboten* erschienen, trug er wesentlich zur Gründung des Deutschen Bundes für Heimatschutz, des heutigen Deutschen Heimatbundes, im Frühjahr 1904 in Dresden bei. Jahre später wurde ihm für seine Bemühungen um den Natur- und Denkmalschutz die Ehrendoktorwürde der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen verliehen.

*Ernst Friedrich Carl Rudorff – sein Leben*¹

Am 18. Januar 1840 wurde Ernst Rudorff in Berlin geboren. Die Eltern, Geheimrat Prof. Dr. jur. Adolf Rudorff und seine Frau Betty, geborene Pistor, führten ein gastfreundliches Haus, in dem Künstler, Schriftsteller und Gelehrte wie Schleiermacher, Savigny, Achim von Arnim oder Bettina Brentano ein- und ausgingen. Wilhelm Grimm schenkte dem Vierjährigen ein Märchenbuch mit der Widmung: *Ein kleiner Spaß für den kleinen Ernst*. Beide Eltern waren äußerst musikalisch, und so verwundert es nicht, daß auch der Sohn eine ungewöhnliche Musikalität entwickelte. Nach dem Abitur 1859 wollte er Musiker werden, nicht zuletzt wegen seiner Klavierstunden bei Clara Schumann. Nach anfänglichem Sträuben des Vaters setzte sich Ernst Rudorff durch und ging erst nach Leipzig, sodann nach Bonn, um neben der Universität auch das Konservatorium zu besuchen. In den Fächern Klavier und Komposition zählte er bald zu den begabtesten Schülern. Fünfundzwanzigjährig wurde er nach Köln ans Konservatorium berufen und zum Leiter der Musikalischen Gesellschaft bestimmt. Schließlich folgte er 1869 – nach erneuter Aufforderung durch den Geigenvirtuosen Joseph Joachim – einem Ruf als Professor an die neue Königlich-Preussische Musikhochschule in Berlin-Charlottenburg, wo er mehr als 40 Jahre blieb. Ernst Rudorff wurde dort Vorsteher der Klavierabteilung und gründete 1890 die Musikalische Gesellschaft Berlin, deren Leiter er auch anfangs war. Verheiratet war er mit Gertrud Rietschel, der jüngsten Tochter des Bildhauers Ernst Rietschel aus Dresden; der Ehe entstammten zwei Töchter und ein Sohn.

Nicht nur in der Musik war Harmonie für Ernst Rudorff von großer Bedeutung. Harmonie hatte er schon früh in der Natur entdeckt. So war es sein Kinderwunsch gewesen, Eisenbahner zu werden, weil er meinte, dann umsonst die schönen Landschaften bereisen zu können. Umso mehr traf es ihn, als er seine geliebte Umgebung in Lauenstein, wo er ein Haus besaß, von einer rigiden Flurbereinigung bedroht sah. Er schritt zur Tat, indem er kurzerhand die Landschaft, um sie erhalten zu können, unter großen Geldopfern aufkaufte. Vor allem aber: Nun wurde Ernst Rudorff zum Kämpfer für den Schutz der Landschaft. So sehr beschäftigte den sensiblen Musiker dieses Problem, daß er dafür seine große Befangenheit, öffentlich aufzutreten, überwand. Wie schwer ihm das fiel, mag eine Episode verdeutlichen: Nach dem Abitur, als er beim Festakt die lateinische Rede halten sollte, empfand er dies eher als Strafe und bestand darauf, daß die Eltern diesem Ereignis fernblieben: *Vor einer großen feierlichen Versammlung öffentlich reden zu sollen, war mir eine schaudervolle Vorstellung*. Für den Heimatschutz jedoch schwang sich Ernst Rudorff wortgewaltig zu sachkundigen Vorträgen und Aufsätzen auf.

Mit seiner Abhandlung *Über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur*, die 1880 in den *Preussischen Jahrbüchern* erschien, markierte er den Anfang seiner hartnäckigen Bemühungen. Zwar wurde seine Ergänzung für einen Gesetzesantrag, nicht nur Baudenkmäler, sondern auch landschaftliche Eigentümlichkeiten zu schützen, abgelehnt, ebenso der Vorschlag zur Gründung eines Vereines zum *Schutz der landschaftlichen Natur und der geschichtlichen Denkmäler Deutschlands*, doch 1897 schaffte Ernst Rudorff den Durchbruch mit seinen bereits genannten Aufsätzen *Heimatschutz* und *Abermals Heimatschutz*. Am 30. März 1904 wurde sein Aufruf zur *Gründung eines Bundes Heimatschutz* in Dresden in die Tat umgesetzt. Nun konnte er sich zurückziehen. Er überließ die Leitung des Bundes den Jüngeren und wurde zum Ehrenmitglied ernannt. In der Silvesternacht 1916 starb Ernst Rudorff im Alter von 76 Jahren.

An seinem siebzigsten Geburtstag 1910 würdigten ihn sowohl seine Musikerfreunde, indem das Berliner Philharmonische Orchester seine Romantische Ouvertüre und die Orchestervariationen aufführte, als auch die Naturschützer, die ihm ein Jubiläums-

heft der Zeitschrift *Heimatschutz* widmeten. Außerdem ernannte ihn die Staatswissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen zum Ehrendoktor.

Die Verleihung des Ehrendoktors zu Tübingen

Die Ehrendoktorurkunde² ist auf den 27. Januar 1910 datiert. Die Übersetzung³ lautet: Ernst Rudorff, Professor an der Königlichen Hochschule für Musik in Charlottenburg, dem edlen Menschen, dem feinsinnigen Musiker und ausgezeichneten Lehrer, dem warmherzigen Freund der deutschen Heimat, der sich um die Erhaltung ihrer natürlichen und historischen Schönheiten und Denkmäler aufs höchste verdient gemacht hat, dem Verfasser der Schrift «Heimatschutz», in der dieses heute schon in fremde Sprachen übergegangene Wort zuerst geprägt worden ist, der die mächtige moderne Kulturbewegung entfacht hat, welche schon in zahlreichen Gesetzen und Verordnungen staatliche Anerkennung gefunden und Gesetzgebung und Verwaltung befruchtet hat und auch für die Volkswirtschaft von prinzipieller Bedeutung ist, aus Anlaß seines 70. Geburtstages.

Erfreut über diese Ehrung, richtete Ernst Rudorff am 10. Februar 1910 ein Dankeschreiben⁴ an die Staatswissenschaftliche Fakultät in Tübingen: *Die hohe Auszeichnung, die Sie mir durch Verleihung des Dokortitels gelegentlich meines siebzigsten Geburtstages haben zu Theil werden lassen, hat mich ebenso sehr überrascht, wie beschämt und ungemein erfreut. Als ich mich vor 30 Jahren zum ersten Male entschloß, über das Verhältnis des modernen Lebens zur Natur öffentlich das Wort zu ergreifen, war es eine Reihe persönlicher, mich tief erregender Erfahrungen, die es mir zum Bewußtsein brachten, daß die Menschheit auf dem besten Wege sei, über dem Jagen nach materiellen Vortheilen die Schönheit der Welt zu zerstören, dem irdischen Dasein jeden edleren Reiz zu rauben, ja unserem gesamten höheren Geistesleben die Wurzeln abzugraben. Die trauernden und zürnenden Gedanken wollten keine Ruhe finden, bis sie ausgesprochen waren. Manche Zustimmungen – auch von bedeutsamer Seite – wurde mir zu Theil; aber bald schien alles wieder vergessen. Immer neuer Aufsätze bedurfte es, um den glimmenden Funken nicht völlig erlöschen zu lassen, bis es endlich gelang, den Bund «Heimatschutz» ins Leben zu rufen und damit jenen Bestrebungen eine feste, Erfolg versprechende Unterlage zu geben. Daß all meine Bemühungen in diese Richtung, mit denen ich lediglich meinem leidenschaftlichen Bedürfnis meiner innersten Natur genügte, auch zu einer persönlichen Ehrung für mich und gar zu einer solchen führen konnten, wie es die von Ihnen gewährte ist, das hätte ich nimmermehr zu träumen gewagt.*

Ich habe Tübingen nur ein Mal in meinem Leben gesehen, und mich damals an dem Zauber der alterthümlichen Stadt, an der Schönheit ihrer Lage von Herzen erquickt. Von jeher aber haben die Namen Uhland und Justinus Kerner, deren Gedächtnis mit dem herrlichen Ort so schön verknüpft ist, in meinem Künstlerherzen die Liebe für ihn genährt, und so erhöht es meine Freude, daß es gerade Tübingen ist, dem ich einen so starken Beweis gütigen Wohlwollens verdanke. Lassen Sie mich mit dem ehrerbietigsten Dank den Wunsch verbinden, daß die ideale Gesinnung, der Sie in Ihrem Schreiben Ausdruck verleihen, für alle Zukunft der unveräußerliche Besitz der Tübinger Hochschule bleiben möge.

Leider sind uns keine weiteren Zeugnisse über dieses Ereignis seitens der Universität erhalten geblieben, da nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Zeiten der Papierknappheit, alle Ehrenpromotionsakten und mehrere Doktorakten von Gerichtsreferendaren umseitig benutzt wurden.

Mit dem Nationalökonom Prof. Dr. Carl Fuchs war 1908 ein wortgewaltiger, erfahrener Mitstreiter des Heimatschutzes auf einen Lehrstuhl der Universität Tübingen berufen worden. Dieses Gründungs- und Vorstandsmitglied im Deutschen Bund für Heimatschutz war 1910 Dekan der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen. Er, der Ernst Rudorff und seine Verdienste gut kannte, war wohl der Antragsteller für die Ehrenpromotion. Sein Engagement in dieser Sache wird auch darin deutlich, daß er selbst eine Eintragung in dem Protokollbuch der Staatswissenschaftlichen Fakultät⁵ handschriftlich verfaßte und unterschrieb. Die Ehrenpromotion von Ernst Rudorff stand offensichtlich in einer Reihe von Aktivitäten rund um den Heimatschutz. So berichtete die *Tübinger Chronik* am Anfang des Jahres 1910 von zahlreichen Vorträgen und Veranstaltungen, die zwar zum größten Teil in Stuttgart stattfanden, aber auch in Tübingen auf reges Interesse stießen und daher eine ausführliche Berichterstattung erfuhren. Es wurde referiert über Veränderungen in der Tier- und Pflanzenwelt, über Kultur und Denkmalpflege. Selbst Professor Dr. Hugo Conwentz, der zusammen mit Ernst Rudorff als Vater des Heimatschutzes gilt, hielt einen Gastvortrag. Anfang und Ende dieser Reihe bildete aber der Vortrag von Professor Dr. Fuchs *Warum treiben wir Heimatschutz*. In dieser Rede weist Fuchs auf Ernst Rudorff und die ökonomische Wichtigkeit des Heimatschutzes hin: *Die neue bedeutende Entwicklung der Volkswirtschaft in unserem Lande, die durch die Ausbreitung der Industrie zahlreiche Fabrikgebäude entstehen läßt, und so dem Landschaftsbild ein eigenartiges Gepräge gibt, zeigt uns, daß wir vor einem neuen Zeitabschnitt stehen. (...) Der Heimatschutz will*

Ich habe Tübingen nun ein Mal
in meinem Leben gesehen, und mich
damit an dem Gräber im alten,
historischen Stadt, an der Hofkapelle
Lage von Herzen erquickt. Von jetzt
aber habe die Namen Umland und
Justinas Kerner, dann Gedächtnis
dem herrlichen Ort so sehr verbunden
ist, in meinem Kämpfergeiz die
Liebe für ihn gewährt, und so erfüllt
ist meine Freude, daß es gerade
Tübingen ist, dem ich persönlich starkem
Bewußtsein gütigen Moslemollat
verdankt. Lassen Sie mich mit dem
unvergleichlichen Werk der Kunst
verbunden, daß die ideale Zusammen-
kunft die sie Frau Frauenland
verleihen, für alle Gedächtnis der
unvergleichlichen Leistung der Tübinger
Forschung bleiben mögen.

aber der Entwicklung der Industrie und des Verkehrs
keine Schranken auferlegt wissen. Er will, daß bei der
Ausbeutung der Naturkräfte der Heimatschutz wirken
soll, wie man gegen die Ausbeutung der Menschenkräfte
den Arbeiterschutz eingerichtet hat. Auch die Schönheit
hat wirtschaftlichen Wert, kann der Mensch doch nur
dann Schönes schaffen, wenn er von Schöner umgeben
ist.

Im Anschluß daran wurde dann am Donnerstag,
dem 3. März 1910, die Ortsgruppe Tübingen des
Württembergischen Bundes für Heimatschutz ge-
gründet. Es war also kein Zufall, daß Tübingen in
dieser «heimatbewegten» Zeit das Bedürfnis hatte,
Ernst Friedrich Carl Rudorff zu ehren.

ANMERKUNGEN:

- 1 Vgl. Niedersächsische Lebensbilder, Bd. 3, Hildesheim 1957,
S. 240 ff.; Ernst Rudorff: Aus den Tagen der Romantik. Bildnis
einer deutschen Familie. Leipzig 1938; Schoenichen, Walter:
Naturschutz, Heimatschutz, Ihre Begründung durch Ernst
Rudorff, Hugo Conwentz und ihre Vorläufer. In: Große Natur-
forscher, hrsg. von H. W. Frickhinger, Bd. 16, Stuttgart 1954;
Heimatschutz, hrsg. vom Geschäftsführenden Vorstand des
Bundes Heimatschutz, Jahrg. 6, 1910, Nr. 1.
- 2 Aus: Universitätsarchiv Tübingen 123/42 - 1910, 1.
- 3 Aus: Heimatschutz, hrsg. vom Geschäftsführenden Vorstand
des Bundes Heimatschutz, Jahrg. 6, 1910, Nr. 1, S. 20.
- 4 Ebd. S. 21; allerdings wurde hier eine modernisierte Schreib-
weise verwendet, das Original befindet sich im Universitätsar-
chiv Tübingen 127/82.
- 5 Aus: III. Protokollbuch der Staatswissenschaftlichen Fakultät,
geführt vom 2. August 1906 bis 3. August 1911, S. 126.

Hans Mattern/ Reinhard Wolf

Der altwürttembergische Landgraben vom Heuchelberg zum Bottwartal – und was noch davon übrigblieb (I)¹

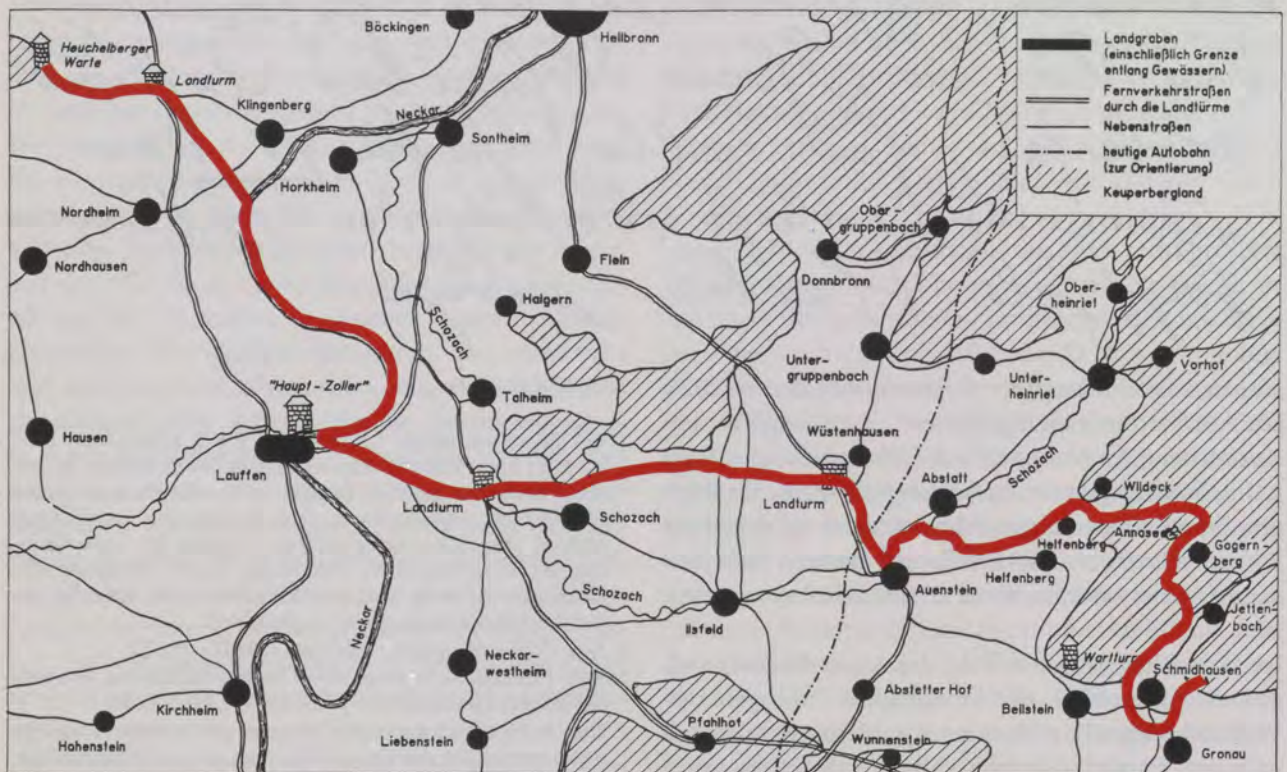
Vom östlichen Vorsprung des Heuchelbergzuges bei Großgartach blickt die Heuchelberger Warte weit ins Land hinaus. Sie ist, zusammen mit dem Lauffener und dem Wüstenhausener Landturm sowie einem ansehnlichen Grabenrest an der Straße von Lauffen nach Ilsfeld, das bedeutendste Überbleibsel der spätmittelalterlichen, wehrhaften Nordgrenze der Grafschaft bzw. des Herzogtums Württemberg zwischen dem Heuchelberg und den Löwensteiner Bergen. In den *Veröffentlichungen des Historischen Vereins Heilbronn* (1963) hat Otto Conrad die Geschichte dieses «Landgrabens» ausführlich abgehandelt. Wir wollen zunächst, uns auf seine Darstellung stützend, die wichtigsten Geschehnisse kurz zusammenfassen.

Die Grafschaft Württemberg dehnt sich im späten Mittelalter nach Norden aus

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts hatte die Grafschaft Württemberg ihren Herrschaftsbereich durch

Erwerb von Burg und Stadt Beilstein (um 1350) sowie Burg Lauffen (1361/69) beidseits des Neckars kräftig nach Norden vorgeschoben. Sie stieß nunmehr dort an die Gebiete von acht Herrschaften, darunter der Kurpfalz, der Markgrafschaft Baden, der Grafschaft Löwenstein² und im Zentrum an die mächtige Reichsstadt Heilbronn. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde in diesem Grenzsaum unter den Grafen Ulrich dem Vielgeliebten und Eberhard im Bart in mehreren Etappen der Landgraben gebaut. Er ist also jünger als die beiden bekanntesten Anlagen solcher Art in Südwestdeutschland, die Landhegen der Reichsstädte Hall (Baubeginn vermutlich um die Mitte des 14. Jahrhunderts) und Rothenburg (Baubeginn 1430).

Von der Heuchelberger Warte zog der Landgraben vorbei an Nordheim, Lauffen, Schozach, Auenstein, Helfenberg und Schmidhausen zum Bräunersberg, einer Randhöhe der Löwensteiner Berge im Osten von Beilstein. Soweit noch feststellbar, beschränkte man sich auf einen einfachen, doch tiefen und brei-



Übersichtsskizze zum württembergischen Landgraben zwischen Heuchelberg und Löwensteiner Bergen (nach Otto Conrad, 1963, geringfügig verändert).



Nur noch ein Straßenname – «Im Landgraben» – deutet im Neubaugebiet von Abstatt auf den ehemaligen württembergischen Landgraben hin.

ten Graben mit begleitendem Wall und mit «Gehäg» und «Geschläg»³, also einer dicht verflochtenen, undurchdringlichen Hecke und offen-

kundig wenigstens streckenweise einem «Verhau» aus Gehölz und Gestrüpp. Kleinere Durchgänge waren mit «Riegeln» und «Fallen» gesichert; an drei Straßen – bei Nordheim, Lauffen und Wüstenhausen – standen Landtürme. Dazu kamen zwei Warttürme, außer dem Heuchelberger noch ein weiterer auf dem Wartberg oberhalb von Beilstein, also in einiger Entfernung vom Landgraben, der weiter im Osten und Nordosten auf der bewaldeten Höhe nahe dem Annasee verlief. Die gesamte Länge betrug 31 Kilometer, wobei man, soweit bekannt, auf sieben Kilometern entlang Fluß- und Bachläufen auf ein «Erdbauwerk» verzichtete: Am Neckar von Lauffen hinab bis etwa 300 Meter unterhalb des Bahnhofs Nordheim, am Gruppenbach unterhalb des Wüstenhausener Landturms und an der Schozach bei Auenstein⁴. Der Landgraben war beidseits versteint. Am östlichen Teil, von den Löwensteiner Bergen bis zum Neckar, standen 143 «Paare». Die Steine trugen die württembergische Hirschstange. Wir konnten trotz gründlicher Suche keinen mehr finden. Die Unterhaltung und Pflege des Landgrabens lag in den Händen der «Grenzbewohner». Sie erfolgte rechts des Neckars in Fronarbeit, auf Markung Nordheim, also links des Flusses, im Taglohn.

*Unter Historikern umstritten:
Schutzwall oder nur Grenzmarkierung?*

Für eine bloße Grenzlinie bedurfte es keiner solch aufwendigen Anlage. Daß ihr jedenfalls anfänglich fortifikatorische Bedeutung zugebracht war, geht nach Otto Conrad aus Urkunden eindeutig hervor.



Die Heuchelberger Warte auf dem Sporn des Heuchelbergs.

Um vnßer vnd der vnßern schirms willen sei ein Landgraben vnd Landwehr gebaut worden, heißt es in der Urkunde des Grafen Eberhard im Bart und dessen Vetter Eberhard dem Jüngerem.

Gleichfalls aus Conrads Abhandlung zitieren wir noch den Bericht über eine Zusammenkunft, welche die nach der Vertreibung Herzog Ulrichs in Württemberg amtierende österreichische Regierung im Jahre 1528 mit den anrainenden Herrschaften veranstaltet hatte: *Es wurde auch allerseits beschlossen, den Landgraben (...) mit Mannschaft zu besetzen, um sich wechselseitig gegen die damals sogenannten Reitereien und Plackereien zu schützen*⁵.

Ob bzw. in welchem Umfang der Landgraben dieser ihm zugedachten Rolle gerecht werden konnte, darüber ist nichts Greifbares bekannt. Sie dürfte sich weitgehend auf die Abwehr kleiner berittener Gruppen beschränkt haben, die, beutebeladen auf dem Rückzug, zur Benützung weniger, verhältnismäßig leicht zu kontrollierender Straßen gezwungen waren.

Die Bedeutung schwand rasch mit dem Aufkommen verbesserter Kriegstechniken und stärkerer Truppenverbände. Conrad hält es aber trotzdem für denkbar, daß der Landgraben auch bei größeren kriegerischen Auseinandersetzungen in der beginnenden Neuzeit und noch später eine Rolle gespielt hat. So im Wittelsbacher Erbfolgekrieg von 1504, in dem Herzog Ulrich gegen die Kurpfalz zog und sein Land im Norden beträchtlich erweiterte. Die entscheidenden Gefechte, die 1534 zu seiner Rückkehr nach Württemberg führten, wurden *bei Nordheim und Lauffen mit dem Landgraben als Rückendeckung* ausgetragen⁶.

In der Anfangsphase des Dreißigjährigen Krieges, als für Württemberg Gefahr von Norden her drohte – Sieg Tillys bei Wimpfen 1622 –, bewilligte der Landtag Gelder zur *Reparierung* des zwischenzeitlich offenkundig vernachlässigten Landgrabens. Auch zur Zeit der Franzoseneinfälle gegen Ende des 17. Jahrhunderts schenkte man ihm *im Zusammenhang mit dem Ausbau der Eppinger Linie erneut große Aufmerksamkeit*⁷. 1735 wurde mit dem Bau einer Befestigung bei Lauffen begonnen. Conrad meint, es könne sich *dabei nur um die Vergrößerung und Verstärkung des Landgrabens an der Ilfelder Straße handeln. (...) Wir verstehen nun, warum der Landgraben gerade bei Lauffen heute noch haustief erhalten ist*⁸.

Sogar noch in der Zeit der napoleonischen Kriege verfaßte ein Major und Ingenieur namens Roesch am Beispiel des Landgrabens ein freilich negativ ausgefallenes *unterthänigstes Gutachten* über den militärischen Wert solcher Anlagen.



Der Lauffener Landturm. Der ehemalige Durchlaß ist zugemauert, heute führt die Straße am Turm vorbei.

Bis zum Ende des Alten Reiches bildete der Landgraben eine Zollgrenze. Die Landtürme dienten – nachgewiesen seit 1537 bzw. 1539 – als Zolleinnahmestätten; eine weitere befand sich auf der Lauffener Neckarbrücke.

Der baulich heruntergekommene Nordheimer Turm wurde 1811 zum Abbruch verkauft, der Lauffener und der Wüstenhausener, beide mit Bauernhöfen verbunden, blieben unbeschadet mancher Veränderungen bis heute erhalten.

Heute dringender denn je: Die letzten Reste eines bedeutenden Kulturdenkmals erhalten

Otto Conrad wollte vor drei Jahrzehnten die Geschichte des Landgrabens *so gründlich als möglich aufhellen, ehe vielleicht in Bälde die letzten sichtbaren Spuren vollends verschwinden*⁹. Nur allzu berechtigt sollte diese böse Ahnung sein!

Schon im 18. Jahrhundert hatte man die Instandhaltung des Landgrabens vernachlässigt; teilweise war er verfallen oder gar aufgefüllt. Nach den knappen Angaben in den Oberamtsbeschreibungen zu schließen, hatten aber zumindest bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts trotzdem sehr beachtliche Reste überdauert. *Der Landgraben ist in dieser ganzen Linie recht ansehnlich, meist als haustiefer Graben, nicht selten mit deutlichem Freilandstreifen, berichtet 1901 die Heilbronner Oberamtsbeschreibung¹⁰ – in der Gegenwartsform! –, bezogen auf die Strecke vom Fuß des Heuchelbergs bis zur Höhe Helfenberg/Vohenlohe. In den sechzig Jahren bis zu Otto Conrads Begehungen hat er zweifellos viele Einbußen erleiden müssen. So war er nach einem Bericht, den Conrad wiedergibt, bis zur Feldbereinigung (1927/28), einem Vorläufer der Flurbereinigung unserer Tage, auf der Nordheimer Markung zwischen der Finsterklinge beim Bahnhof Nordheim¹¹ und dem «Fallriegel» am Fuß des Heuchelbergs, also auf beträchtlicher, durch Ackerland und Obstwiesen führender Strecke deutlich erkennbar erhalten¹². Damals sei er dann eingeebnet worden. Dennoch fand Conrad vor drei Jahrzehnten noch bemerkenswerte Reste. In einer Liste der gut erhaltenen oder noch mehr oder weniger erkennbaren Ab-*



Inmitten der Weinberge am Helfenberg fällt eine Hecke (in der Bildmitte) auf – sie ist der letzte Rest des Landgrabens östlich von Abstatt.



Der Wüstenhausener Landturm mit landwirtschaftlichem Anwesen aus der Luft. Die Straße führt schon viele Jahre nicht mehr durch den Turm.



Auf dem Wartberg bei Beilstein ist einst – abseits des Landgrabens – ein Wartturm, vergleichbar der Heuchelberger Warte, gestanden.

schnitte gelangt er auf 5,4 Kilometer. Diese Zahl kann allerdings nicht abschließend gemeint sein, denn Conrads Abbildungen, welche die Landesbildstelle aufbewahrt, zeigen weitere, in seiner Zusammenstellung nicht genannte Relikte.

Mehrere Begehungen in den Jahren 1990 bis Anfang 1993 hatten zum Ziel, möglichst alle noch sichtbaren Reste des Landgrabens zu erkunden, durch Befragung älterer Ortskenner das Los der in neuester Zeit verschwundenen Abschnitte zu klären und Schutzvorschläge auszuarbeiten. Wegweiser waren uns: 1. Die Beschreibung und die allerdings recht großmaßstäbige Skizze Conrads sowie seine Photographien¹³. 2. Hinweise von Anwohnern, Gewannamen wie «Landgraben», «Fallriegel» usw. 3. Die auf weiten Strecken bis heute dem (ehemaligen) Landgraben folgenden Markungsgrenzen. 4. Langgestreckte, bandartig aneinanderschließende Grundstücke auf den Urkarten der Landvermessung aus den Jahren 1832 bis 1835, dem (einstigen) Gelände von Graben, Wall und Gebüsch.

Fünf Türme als Wächter zwischen Heuchelberg und Löwensteiner Bergen

Die Heuchelberger Warte bildet den nordwestlichen Eckpfeiler des Landgrabens. Auffallenderweise steht sie auf Markung Großgartach, also einige hundert Meter außerhalb der altwürttembergischen Grafschaft, was während des Baus zu allerhand politischen Verwicklungen geführt hat. Der schlanke, aus Schilfsandstein gemauerte Turm mußte mehr-

fach Veränderungen über sich ergehen lassen: Der heutige Eingang ist nicht ursprünglich, der alte Zugang in rund sechs Meter Höhe war nur über Leitern zu erreichen. 1897/98 wurde der Turm unter Mitwirkung des Schwäbischen Albvereins Heilbronn erhöht und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Vom Rondell und der noch einige Meter höheren Plattform bietet sich dem Besucher ein bestechender Ausblick: Vom Kraichgau und dem Odenwälder Katzenbuckel im Nordwesten über die Löwensteiner Berge mit dem Aussichtsturm auf dem Steinknickle bei Neuhütten im Osten bis zu den Randhöhen um Stuttgart mit dem Fernsehturm im Süden liegt das halbe Unterland zu Füßen, die alte Reichsstadt Heilbronn mitten drin. Bei klarer Luft reicht der Blick noch weiter, bis zum Pfälzer Wald im Nordwesten und zur Alb mit dem Hohenneuffen und der Teck im Süden.

Während vom Nordheimer Landturm nur noch ein paar Ziegelbrocken im Ackerland künden – die Anhöhe «Landturmbacken» ist von der Heuchelberger Warte aus deutlich zu sehen –, blieb der Lauffener Landturm am Rand des Schozachtals gut erhalten. Längst ist zwar die spitzbogige Tordurchfahrt zugemauert und – seit 1920 – führt der Verkehr außen vorbei, doch trutzig wirkt der Turm nach wie vor. Samt dem landwirtschaftlichen Anwesen und der Gaststätte bei heftigen Kämpfen Anfang April 1945 ausgebrannt, wurde er 1949 unter Mitwirkung der Denkmalschutzbehörde wieder aufgebaut; Fachwerk-Obergeschoß und Dach sind also neueren Datums.

Ortskundige haben die Autoren auf manches verfüllte Landgrabenstück aufmerksam gemacht. Auf dem Foto: Mitautor Dr. Hans Mattern (Bildmitte) zusammen mit dem fast 90jährigen Erich Reyle (Schozach) und Martin Kühlbrey (Ilfeld) beim Sportplatz Schozach.



Wo die drei Herren auf der obigen Aufnahme stehen, sah es 1961 so aus! Der rund vier Meter tiefe Landgraben wurde im Rahmen des Flurbereinigungsverfahrens mit gerodeten Obstbäumen, Bau-schutt und Erde ver-füllt.



Der Wüstenhausener Landturm ist wesentlich niedriger als der Lauffener; möglicherweise wurde ein früher vorhandenes Fachwerk-Obergeschoß abgebrochen. Der Verkehr verläuft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts am Turm vorbei, doch blieb die einstige Durchfahrt offen. Ein Holztor führt in das mit landwirtschaftlichen Geräten belegte Innere. An

den Turmstumpf lehnt sich das Wohnhaus eines Bauerngehöftes.

Vom östlichen Wächter des Landgrabens, dem einstigen Wartturm bei Beilstein, verschwand jede Spur. Er stand auf dem Wartberg, einem Vorsprung des Fohlenbergs im Norden der Altstadt. Auf der Kierschen Forstkarte von 1680 ist er dargestellt.

ANMERKUNGEN:

- 1 Teil II – Auf den Spuren des Landgrabens – folgt im nächsten Heft der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.
- 2 Sie gelangte 1504 im Wittelsbacher Erbfolgekrieg unter württembergische Hoheit. «Auffallenderweise ist aber trotzdem auch hier der Landgraben weiter gepflegt und erhalten worden, obwohl er als Landwehr kaum Bedeutung hatte, ebenso wenig als Zollgrenze» (Conrad, S. 106).
- 3 Conrad, S. 93.
- 4 Schozach und Gruppenbach bilden keine nennenswerten Hindernisse. Wir können uns vorstellen, daß ihnen entlang zumindest Verhaue oder (und) dichte Hecken verlaufen waren.
- 5 Conrad, S. 93.
- 6 Conrad, S. 112.
- 7 Conrad, S. 112.
- 8 Conrad, S. 112 f. – Dies erscheint uns nicht unbedingt zwingend. Die Stelle in Klunzingers «Geschichte der Stadt Lauffen am Neckar» (1846), auf die sich Conrad bezieht, lautet (S. 90/91): «1735 wurde auf der Stadtseite unter Leitung des Major von Herbolt und Ingenieur von Gräveniz ein kostbares Fortifikations=Werk angefangen, wobei die nächst gelegenen Gärten und Güter zum Theil ruinirt wurden.»
- 9 Conrad, S. 92.
- 10 Auflage 1901/03, Teil I, S. 301. – Nach der Beschreibung des Oberamts Besigheim (1853), in dem das Gebiet Lauffen – Schozach – Wüstenhauser Landturm lag, ist der Landgraben «häufig noch auf große Strecken sichtbar» (S. 90). Er «durchkreuzt» am Lauffener Landturm «die Kaltenwesten–Horkheimer Vicinalstraße» (S. 274) und zieht «etwa 1/8 Stunde nördlich von Schotzach in der Richtung gegen den Landturm bei Wüstenhausen vorüber» (S. 300 f.). Auf der Nordheimer Markung war der Landgraben nach der Brackenheimer Oberamtsbeschreibung (1873) ebenfalls «an vielen Stellen noch sichtbar» (S. 365).
- 11 Siehe Teil II.
- 12 Conrad, S. 109.
- 13 Die Bilder, 20 Schwarz-Weiß-Aufnahmen und ein Dutzend Color-Dias, stammen von zwei Begängen Otto Conrads mit einem Photographen der Landesbildstelle Württemberg im Frühjahr 1961 und im Frühjahr 1963. Die Originale befinden sich im Besitz der Landesbildstelle Württemberg (F 741), Kopien im Besitz von Herrn Martin Kühlbrey, Ilsfeld, und der Verfasser.

LITERATUR:

- Königl. statist.-topogr. Bureau (Hrsg., 1853): Beschreibung des Oberamts Besigheim. Nachdruck Magstadt 1962, 308 Seiten.
- Königl. statist.-topogr. Bureau (Hrsg., 1873): Beschreibung des Oberamts Brackenheim, Nachdruck Magstadt 1976, 450 Seiten.
- Königl. statist. Landesamt (Hrsg., 1901): Beschreibung des Oberamts Heilbronn, 1. Teil, Stuttgart, S. 300 f.
- Conrad, Otto (1962): Der alte Landgraben vom Heuchelberg zum Helfenberg. Schwaben und Franken, 8. Jg., Nr. 1.
- Conrad, Otto (1963): Der altwürttembergische Landgraben vom Heuchelberg zum Bottwartal 1456 bis 1805. Veröffentlichungen des Historischen Vereins Heilbronn, Bd. 24; S. 87–121.
- Conrad, Otto (1983): Der altwürttembergische Landgraben. In: Heimatbuch Beilstein. S. 67–70.
- Fleck, W.-G. (1970): Der Landturm bei Lichtel. Nachrichtenblatt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Jg. 13, Heft 2, S. 57–63.
- Goessler, Peter (1930): Von den württembergischen Landgräben. Schuhmacher-Festschrift. Hrsg. Zentral-Museum Mainz; S. 355–365.
- Hertlein, F. (1902): Vom württembergischen Landgraben an der alten Heilbronner Grenze. Blätter des Schwäbischen Albvereins; 14. Jg. Nr. 12.



Die Heuchelberger Warte.

- Hertlein, F. (1903): Die Warttürme im heutigen Württemberg. Blätter des Schwäbischen Albvereins; 15. Jg. Nr. 3.
- Irtenkauf, Wolfgang (1982): Wanderungen in die Vergangenheit (9): Die Heuchelberger Warte bei Heilbronn. Schwäbische Heimat 1/1982, S. 57 f.
- Keinath, Walther (1951): Orts- und Flurnamen in Württemberg. Hrsg. vom Schwäbischen Albverein; Stuttgart, 236 Seiten.
- Klunzinger, K. (1846): Geschichte der Stadt Lauffen am Neckar mit ihren ehemaligen Amtsorten Gemmingheim und Ilsfeld. 128 Seiten (Nachdruck Magstadt 1980).
- Leingarten, Bürgermeisteramt (Hrsg., 1982): Heimatbuch Leingarten. Darin: Kurpfälzisch-württembergische Rivalitäten, S. 42–47.
- Schlagenhauf, Paul (1967): Der Landturm bei Lauffen am Neckar. Zeitschrift des Zabergäuvereins, Nr. 1/2, S. 23–26.
- Schneider, Alois (1991): Der württembergische Landgraben. In: Heilbronn und das mittlere Neckarland zwischen Marbach und Gundelsheim (Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland, Bd. 22), S. 83–85.
- Ströhmfeld, Gustav (1924): Landwehren, Landhegen und Landgräben im Schwabenland. In: Schauen und Wandern. Stuttgart, 391 Seiten (darin S. 45–55).
- Wagner, Karl (1983): Landgraben und Landturm mit Heuchelberger Wartturm bei Nordheim und ihre Bedeutung bis in neuere Zeit. Vervielfältigtes Vortragsmanuskript; 21 Seiten.

Uwe Prietzel Totholz – ein belebtes und wichtiges Element naturnaher Wälder

Totholz ist momentan ein in forstlichen Kreisen häufig und zum Teil kontrovers diskutiertes Thema. Auch der eine oder andere Wanderer wird sich in Anbetracht abgestorbener Bäume schon gefragt haben, ob das Prinzip der «sauberen Forstwirtschaft» keine Gültigkeit mehr besitzt. Lesern, die sich noch an die Holznot nach dem Zweiten Weltkrieg erinnern, mag es vielleicht auch als unverantwortliche Verschwendung erscheinen, nicht den letzten nur irgendwie nutzbaren Ast aus dem Wald zu holen. Doch die Zeiten haben sich geändert. Manchmal kann es für den Waldbesitzer betriebswirtschaftlich durchaus sinnvoller sein, nicht das gesamte Holz aufzuarbeiten. Durch den Preisverfall auf dem internationalen Holzmarkt können nur noch beste Holzqualitäten gewinnbringend verkauft werden. *Früher war alles besser, da war der Wald wenigstens noch sauber aufgeräumt.* So oder ähnlich äußerten sich viele Waldbesucher bei einer vom Autor durchgeführten Befragung im Forstbezirk Herrenberg. Für zahlreiche Menschen stellt herumliegendes Holz offensichtlich ein ästhetisches Problem dar.

Totholz lebt

Wenn im folgenden von Totholz die Rede ist, so werden darunter Bäume oder Baumteile verstanden, die durch unterschiedlichste Ursachen abgestorben sind. Neben natürlichen Gründen wie z. B. Windwurf, Blitzschlag, Insektenbefall oder Alterschwäche sind auch menschliche Pflegeeingriffe für das Entstehen von Totholz verantwortlich.

Die Ergebnisse der intensivierten Totholzfor schung zeigen eindeutig, daß es sich bei totem Holz keinesfalls um ein lebloses Substrat handelt, wie es durch den Begriff Totholz suggeriert wird. Neben dem Waldboden beherbergen abgestorbene Bäume oder Baumteile vielmehr die wohl vielfältigste und lebendigste Artengemeinschaft im Ökosystem Wald. Die von Natur aus in der Bundesrepublik Deutschland vorherrschende Vegetation ist der Wald. Vor dem Einsetzen geregelter Forstwirtschaft stellten Altholzbestände, kranke, tote und verfaulende Bäume einen massenhaft vertretenen und äußerst vielseitigen Lebensraum dar. Zahlreiche Organismengruppen haben sich auf dieses Umfeld spezialisiert. Es handelt sich dabei um Arten, die zumindest während eines Teiles ihres Lebens von sterbendem oder totem Holz direkt oder indirekt abhängig sind. Zur Verdeutlichung hier einige Beispiele:

- Unter den *Bakterien*, *Flechten* und *Moosen* gibt es zahlreiche Arten, die auf abgestorbenes Holz angewiesen sind. So siedeln rund 20 Laub- und 30 Lebermoosarten auf morschem und faule dem Holz.
 - Etwa 1500 höhere *Pilzarten* besiedeln totes Holz. Das sind rund 25% der in den alten Ländern der Bundesrepublik nachgewiesenen Großpilzarten.
 - Unzählige *Insekten* ernähren sich von Holz, Rinde, Baumsaft und Pilzen geschwächter oder abgestorbener Bäume und sind dabei gleichzeitig die Lebensgrundlage für andere räuberisch oder parasitisch lebende Arten.
- Mit über 1300 Arten stellen dabei die Käfer den Hauptteil der holzbewohnenden Insekten. Doch auch zahlreiche Vertreter anderer Insektengruppen – etwa Fliegen, Hautflügler und Tausendfüßler – leben im und vom abgestorbenen Holz.
- Bei den *Vögeln* kommt in diesem Zusammenhang den Schwarzspechten eine Schlüsselfunktion zu.



Totholz: Nährboden zahlreicher Pflanzen und Tummelplatz vieler Tiere.



Schwarzspecht und Hirschkäfer (unten rechts) sind Beispiele für Tierarten, die in ihrem Lebensraum auf Totholz angewiesen sind.

Sie legen jeweils mehrere Höhlen an und sind damit unverzichtbare Wegbereiter für andere von Großhöhlen abhängige Arten wie Hohltaube, Raufußkauz und Dohle.

Daneben profitieren aber auch Grauspecht, Grauschnäpper, Weidenmeise, Wintergoldhähnchen, Waldbaumläufer, Baumpieper und Kuckuck besonders stark von im Wald verbleibendem Totholz.

- Unter den *Fledermäusen* gibt es z. B. mit *Rauhaut- und Bechsteinfledermaus* sowie *Abendsegler* ebenfalls von Alt- und Totholz abhängige Arten. Als Sommer- und Winterquartiere dienen diesen Tieren von Spechten verlassene, durch Fäulnis zerklüftete und nach oben erweiterte Höhlen.

Da die für Naturwälder typische Alterungs- und Zerfallsphase in Wirtschaftswäldern fast vollständig unterbunden wird, sind viele von Totholz abhängige Tier- und Pflanzenarten selten geworden und teilweise sogar vom Aussterben bedroht. Als populäres Beispiel sei hier nur der imposante, auf verfaulende Eichenstammteile angewiesene Hirsch-

käfer genannt. Zusätzliche Bedeutung erlangt Totholz, zusammen mit Rinde, Nadeln und Blättern, durch natürliche Abbau- und Verrottungsprozesse, die für einen kontinuierlichen Nährstoffnachschub im Waldboden sorgen und damit eine Düngung im Wald verzichtbar machen.

Abschied vom aufgeräumten Wald

Auch wenn ein völliger Nutzungsverzicht in unseren Wäldern aus verschiedenen Gründen nicht zur Diskussion steht, gibt es ethische und aus dem Landeswald- bzw. Naturschutzgesetz ableitbare Verpflichtungen, bei der Waldbewirtschaftung Belange des Biotop- und Artenschutzes ausreichend zu berücksichtigen.

Damit Totholz als wichtiger Bestandteil des Ökosystems Wald akzeptiert wird und zukünftig eine größere Rolle in unseren Wäldern spielen kann, sind allerdings gewisse Rahmenbedingungen zu beachten.

Der Forstschutz ist in Anbetracht großer Schäden durch verschiedene Borkenkäferarten sicherlich ein nicht zu vernachlässigender Aspekt. Da Borkenkäfer überwiegend Nadelwäldern zu schaffen machen, sollte das Schwergewicht der Totholzförderung aus Sicherheitsgründen in Laubwäldern liegen.

Auch wenn das Betreten des Waldes auf eigene Gefahr erfolgt, haben Waldbesitzer an stark frequentierten Erholungseinrichtungen – Waldparkplätzen, Spielplätzen, Trimm-Dich-Pfaden, Wander- und häufig begangenen Waldwegen – bestimmte Verkehrssicherungspflichten. Zahlreiche Forstleute befürchten daher, bei einem Unfall durch herabstürzendes Totholz haftbar gemacht zu werden. Damit Totholz nicht zur Gefahrenquelle für Waldbesucher wird, sollte an viel besuchten Erholungseinrichtungen eher Zurückhaltung in Sachen Totholz geübt werden. Trotz dieser Einschränkungen kann Totholz auf umfangreichen Waldflächen zur ökologischen Bereicherung beitragen.



Starkes Totholz – momentan noch Mangelware in unseren Wirtschaftswäldern. Doch das soll sich nach und nach ändern.



Über die in Wirtschaftswäldern anzustrebende Totholzmenge gibt es bisher kaum wissenschaftlich abgesicherte Vorstellungen. Momentan wird jedoch davon ausgegangen, daß mit fünf bis zehn Festmetern verrottendem Holz pro Hektar – das sind etwa 1–2 % des Holzvorrates – die Lebensbedingungen

für die an Totholz gebundene Tier- und Pflanzenwelt deutlich verbessert werden. Zum Vergleich: Während in noch vorhandenen Urwaldresten Mittel- und Südosteuropas Totholzvorräte von 50–200 Festmetern pro Hektar ermittelt wurden, liegen die Totholzvorräte in bewirtschafteten Wäldern zur

Zeit durchschnittlich lediglich bei ein bis fünf Festmetern je Hektar.

Neben der Quantität ist aber auch die Totholzqualität sehr wichtig. So sind wegen der außerordentlichen Spezialisierung vieler Arten grundsätzlich alle Totholzformen – also auch Astholz, Reisig und hochgeklappte Wurzelteller – sowie alle Zersetzungsgrade – vom kränkelnden Baum bis zum Mulm – bedeutsam. Durch die Kombination von liegendem und stehendem Totholz wird das Lebensraumangebot zusätzlich bereichert. Insbesondere für holzbewohnende Insekten mit mehrjähriger Entwicklungsdauer, höhlenbrütende Vögel und Fledermäuse sollten auch stärkere Stämme – mit mindestens 20 cm Durchmesser – belassen werden. Gerade hier besteht der größte Nachholbedarf.

Die Fülle der auf Totholz angewiesenen, z. T. sehr spezialisierten Arten macht es im Wirtschaftswald unmöglich, allen Arten in optimaler Weise gerecht zu werden. Zunächst einmal ist es jedoch entscheidend, flächig und nachhaltig ein möglichst vielfältiges Lebensraumpotential zur Verfügung zu stellen. Da auch im bewirtschafteten Wald im Laufe der Waldentwicklung auf natürlichem Wege ausreichend Totholz entsteht, wäre es aber sicherlich falsch, in überstürzten Aktionismus zu verfallen und Totholz künstlich zu schaffen.

Geht es nach dem erklärten Willen der Forstverwaltung, so soll das anfallende Totholz künftig nicht mehr in bisherigem Umfang entfernt, sondern allmählich angereichert werden. Schwere Zeiten also für Waldbesucher mit ausgeprägtem Ordnungs-

sinn. Vielleicht setzt sich aber auch die Überzeugung durch, daß verrottendes Holz nicht das Ergebnis forstlicher Nachlässigkeit, sondern ein wichtiges und faszinierendes Element naturnaher Waldwirtschaft ist.

QUELLEN UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR:

- Ammer, U. et al. (1991): Lebensraum Totholz. Schwerpunkttausgabe Forstwissenschaftliches Centralblatt Nr. 2, S. 105–164
Arbeitsgruppe Ökologie (1993): Lebensraum Totholz – Vorschläge für die forstliche Praxis. Merkblätter Waldökologie Nr. 1 der Arbeitsgruppe Ökologie der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg
Blab, J. (1984): Grundlagen des Biotopschutzes für Tiere. Kilda Verlag, 205 S.
Prietz, U. (1992): Totholzaufnahme – Grundlage für ein Totholzprogramm in Wirtschaftswäldern – dargestellt am Beispiel des Forstbezirkes Herrenberg. Unveröffentlichte Landespflegearbeit bei der Forstdirektion Stuttgart, 65 S.
Winter, K. (1988): Altholz und Totholz. Allgemeine Forstzeitung Nr. 24, S. 686–688



Schwer zugängliche Klingen sind besonders für die Anreicherung von Totholz geeignet.

Wolfgang Herter Naturschutz und Klettern im Oberen Donautal

Im Oberen Donautal, dort wo die Donau sich westlich von Sigmaringen tief in die Gesteinsschichten der Schwäbischen Alb eingeschnitten und ein rund 25 km langes Durchbruchstal geschaffen hat, trifft der Besucher auf einen Naturraum von ganz eigenem Charakter. Der Flußlauf der Donau schlängelt sich in vielen Windungen durch ein bald engeres, bald etwas weiteres, wiesenreiches Tal, das zu beiden Seiten von Steilhängen begrenzt wird, die von naturnahen Laubmischwäldern bedeckt sind. Das Landschaftsbild wird vielfach aufgelockert durch die von der angrenzenden Hochfläche ins eigentliche Donautal hereinziehenden, oft schluchtartig eingeschnittenen größeren und kleineren Seitentäler.

Einen besonderen landschaftlich reizvollen Charakter verleihen dem Oberen Donautal jedoch die zahlreichen, hoch aufragenden Felsen. Diese Felsen bestehen aus Kalkgestein einer verschwammten Fazies des Weißen Jura. Dieses Gestein stellt den Abtragungskräften einen härteren Widerstand entgegen als die weniger beständigen Gesteinsschichten in der direkten Umgebung, so daß an den Talhängen im Laufe der Entstehung des Durchbruchstals eine große Zahl von Einzelfelsen, Felsgruppen oder auch weitläufigeren Felskomplexen herauspräpariert wurde. Mit der rund 120 m hohen, fast senkrecht abfallenden Felswand des Schaufelsens kommt hier auch die wohl größte Felswand der deutschen Mittelgebirge vor.

Die Felsbereiche bestimmen das Landschaftsbild des Oberen Donautals, sind Anziehungspunkte für Besucher, bieten zusammen mit verschiedenen Burgen und Ruinen eine oft eindrucksvolle Kulisse – und besitzen nicht zuletzt eine Bedeutung als Grundlage für eine großartige Naturlandschaft.

Fels als Lebensraum

Felsbiotope stellen keine einheitlich und gleichförmig aufgebauten Biotope dar, sondern weisen viele unterschiedliche, kleinräumig gegliederte und oft mosaikartig miteinander verzahnte Kleinstandorte auf. Die Lebensräume in solchen Biotopen zeichnen sich durch extreme Standortbedingungen aus. Sie werden geprägt von sehr flachgründigen, oft nur stellenweise entwickelten Bodenaufgaben über felsigem Untergrund mit meist schlechter Wasserversorgung sowie von standortklimatischen Bedin-



Alte Hausener Wand mit Kletterern auf dem Felskopf, im Hintergrund Hausen im Tal. Die ursprüngliche Vegetation ist infolge der Trittbelastung verschwunden.

gungen, die je nach Bestrahlung durch die Sonne und Ausgesetztheit gegenüber dem Wind extrem hohe wie niedrige Temperaturwerte beinhalten und darüber hinaus starken Schwankungen unterliegen können.

Aufgrund dieser je nach Lage in zerklüfteten Felsbereichen auf kleinem Raum rasch wechselnden Lebensbedingungen für Tiere und Pflanzen bieten Felsbiotope hochgradig differenzierte Lebensräume mit einer Vielzahl an ökologischen Nischen. Dieser hohe Differenzierungsgrad ist die Basis des außerordentlich großen Artenreichtums von komplex aufgebauten Felsbiotopen. Mit rund 900 verschiedenen Farn- und Blütenpflanzenarten gehört das Gebiet des Oberen Donautals zu den artenreichsten Gebieten Baden-Württembergs.

Tiere und Pflanzen können in solchen Lebensräumen nur überleben, wenn sie spezielle Anpassun-

gen entwickeln konnten, um die extremen Standortbedingungen zu meistern. Die ökologischen Anpassungen, die wir heute beobachten können, sind allerdings das vorläufige Ergebnis eines allmählichen Entwicklungsprozesses über lange Zeiträume. Viele Arten, die den schwierigen Bedingungen nicht gewachsen waren, sind heute längst wieder verschwunden. Übriggeblieben ist eine ganze Reihe von Spezialisten, die in Biotopen außerhalb von Felsstandorten mit den dort etablier-

sterbildenden Pflanzen vor wie Mauerpfeffer- (*Sedum*-) Arten, Blasser Schwingel (*Festuca pallens*), Trauben-Steinbrech (*Saxifraga paniculata*) und Pfingstnelke (*Dianthus gratianopolitanus*). Teilweise werden größere Felsplateaus auch von lichten Relikt-Kiefernbeständen mit Scheiden-Kronwicken (*Coronilla vaginalis*) eingenommen. In den Spalten steiler Felswände gedeihen Niedriges Habichtskraut (*Hieracium humile*), Felsen-Hungerblume (*Draba aizoides*), Berg-Steinkraut (*Alyssum monta-*



Floristische Besonderheiten, die die Felsvegetation des Oberen Donautals auszeichnen: von links das Brillenschötchen (*Biscutella laevigata*), das im Frühsommer auffällige gelbe Blütenstände bildet, Rauhgras (*Achnatherum calamagrostis*) am Benedictusfels und die sehr seltene Distel-Sommerwurz (*Orobancha reticulata*), die auf den Wurzeln der Alpen-Distel parasitiert.

ten Arten nicht mehr konkurrieren können. Auf Extremstandorten in Felsbereichen können sie jedoch der überstarken Konkurrenz durch andere Arten entgehen und aufgrund ihrer speziellen Eigenschaften und Überlebensstrategien überdauern.

Die Pflanzen- und Tierwelt in den Felsbiotopen der Mittelgebirge nördlich des Alpenraums weist aus diesem Grund zahlreiche Arten auf, die eng an Felsbiotope gebunden sind und in anderen Bereichen gar nicht mehr existieren. Meist weisen sie sogar ein so schmales Spektrum an Überlebensmöglichkeiten auf, daß sie auch innerhalb von komplexeren Felsbiotopen nur an ganz spezifischen Klein- oder gar Kleinststandorten vorkommen. Durch die enge Bindung einzelner Arten an ganz bestimmte Bereiche innerhalb eines Felsbiotops ergeben sich Möglichkeiten zu einer vegetationskundlichen Gliederung auf der Basis verschiedener typischer Pflanzengesellschaften.

Auf Felsenköpfen kommen zum Beispiel meist niedrigwüchsige, lückige Gesellschaften mit pol-

num) und Sandkresse (*Cardaminopsis arenosa*). Teilweise vermögen in Felswänden mit tiefergehenden Spalten und kleinen Felsabsätzen auch Felsenbirnen (*Amelanchier ovalis*) sehr lichte Felsengebüsche zu bilden. Unterhalb größerer Felswände schließen sich z.T. ausgedehnte Geröllhalden an, in denen Ruprechtspfarn (*Gymnocarpium robertianum*), Hirschzunge (*Phyllitis scolopendrium*), Schild-Ampfer (*Rumex scutatus*) und Himmelsleiter (*Polemonium caeruleum*) auftreten.

Echte Trockenrasen findet man auf Verebnungen am Fuße der Felsen wie auf größeren Plateauflächen mit sehr flachgründigen Böden. Die artenreichen Trockenrasen bieten vielen seltenen Arten geeignete Wuchsorte. Meist dominieren hier Arten wie Blaugras (*Sesleria albicans*), Erd-Segge (*Carex humilis*), Harter Schwingel (*Festuca guestfalica*), Gewöhnliche Kugelblume (*Globularia punctata*), Grauer Löwenzahn (*Leontodon incanus*) und Berg-Gamander (*Teucrium montanum*). Trockengebüsche und Trockenwälder beherbergen Arten wie Blutroter

Storchschnabel (*Geranium sanguineum*), Schwarzwerdender Geißklee (*Cytisus nigricans*), Steinweisel (*Prunus mahaleb*), Hirschwurz (*Peucedanum cervaria*), Blauroter Steinsame (*Lithospermum purpurocaeuleum*) sowie verschiedene, oft seltene Wildrosenarten (*Rosa div. spec.*)

Auf feinem, nährstoffreichem Substrat im engeren Bereich der Höhleneingänge und Balmen (Überhänge), das vom Regen meist gar nicht mehr erreicht wird, hat sich gelegentlich eine charakteristische, an diese speziellen Sonderstandorte gebundene Gesellschaft mit Österreichischer Rauke (*Sisymbrium austriacum*), Schärfling (*Asperugo procumbens*) und selten auch Schwarznessel (*Ballota nigra*) entwickelt.

Felsbiotope sind «primäre» Lebensräume

Die Pflanzen- und Tierwelt des Oberen Donautals war nicht immer in der Form und Zusammensetzung vorhanden, wie wir sie heutzutage antreffen. Während der Eiszeit und der nachfolgenden Periode gab es im Donautal nicht nur Mammuts, Wollnashörner und Rentiere, sondern auch eine baumlose und nur lückenhaft das Land bedeckende Vegetationsdecke, die das Einwandern vieler Pflan-

zen- und Tierarten aus dem Hohen Norden, den Alpen und in späteren Wärmeperioden auch aus Gebieten im Süden und Osten des Alpenraums begünstigte.

Die meisten dieser Arten sind seit dem tiefgreifenden Wandel, den die nacheiszeitliche Wiederbewaldung in ökologischer Hinsicht mit sich brachte, aus Mitteleuropa längst wieder verschwunden oder ausgestorben. Nur einige wenige Arten als Relikte dieser Zeit konnten bis heute an den wenigen Standorten überdauern, die von Natur aus vom Wald nicht erobert werden können: nämlich den Hochmooren und den großen Felsen, wie sie beispielsweise im Oberen Donautal anzutreffen sind. Solche ohne Zutun des Menschen natürlicherweise waldfreien Biotope werden als «primäre» Biotope bezeichnet.

Einige der Reliktarten wie z. B. Österreichisches Federgras (*Stipa pennata* subsp. *austriaca*), Milchweißer Mannsschild (*Androsace lactea*), Rauhgras (*Achnatherum calamagrostis*) oder auch Gewöhnliche Gebirgsschrecke (*Podisma pedestris*) kommen als ganz große Seltenheiten in Baden-Württemberg nur im Oberen Donautal und nur auf einzelne oder ganz wenige Felsen im Kernbereich des Durchbruchstals begrenzt vor. Solche Arten besitzen hier letzte, seit



Die zerklüftete Felsenlandschaft des Stiegelesfels-Gebiets zeichnet sich durch ein vielfältiges, reich gegliedertes Biotop-Mosaik mit ausgesetzten Felsen, Schutthalden, Trockenrasen, Trockengebüschen und Trockenwäldern aus.



Typische polsterpflanzenreiche Gesellschaft auf einem exponierten Felskopf mit Trauben-Steinbrech, Blasser Schwingel, Weißer Mauerpfeffer und verschiedenen Moosen und Flechten.

Jahrtausende isolierte Reliktpopulationen, was sie in besonderem Maße schutzwürdig macht.

Aus Felsbiotopen der Schwäbischen Alb ist noch eine ganze Reihe weiterer Reliktarten bekannt, die teilweise auch außerhalb des hier beschriebenen Gebiets existieren. Zahlreiche Arten konzentrieren sich in ihren Vorkommen jedoch gerade auf das landschaftlich etwas alpin getönte Durchbruchstal der Donau, das einerseits viele nahe beieinanderliegende große Felskomplexe besitzt, andererseits aber auch eine relativ geringe Entfernung zum Alpenraum aufweist. So gedeihen hier in isolierten Teilpopulationen auffällig viele Arten, deren übrige Vorkommen heute an den Alpenraum und dessen Vorland gebunden sind. Hier sind beispielsweise Arten wie der Salzburger Augentrost (*Euphrasia salisburgensis*), die Zwerg-Glockenblume (*Campanula cochleariifolia*), das Brillenschötchen (*Biscutella laevigata*), das Kugelschötchen (*Kernera saxatilis*), das Steinröschen (*Daphne cneorum*) und das Hasenohr-Habichtskraut (*Hieracium bupleuroides*) zu nennen.

Kennzeichnend für die Flora des Gebiets sind weiterhin Arten, deren Hauptvorkommen in unter-

schiedlichen Klima- und Florenregionen liegen und die hier teilweise an der Grenze ihres Verbreitungsgebiets auftreten. So reicht aus östlichen, subkontinentalen Gebieten der Österreichische Ehrenpreis (*Veronica austriaca*) mit seinem westlichsten Wuchs-ort bis ins Obere Donautal, und auch der Berg-Lauch (*Allium senescens* subsp. *montanum*) befindet sich hier an der Westgrenze seines Verbreitungsgebiets. Auch Vertreter wärmeliebender Arten mit südlicher (submediterraner) Gesamtverbreitung sind hier anzutreffen, z. B. Blauer Lattich (*Lactuca perennis*), Grauer Löwenzahn (*Leontodon incanus*), Armblütige Gänsekresse (*Arabis brassica*), Turm-Gänsekresse (*Arabis turrata*) u. a. Es ist diese spezifische Mischung unterschiedlicher Florenelemente und seltener Arten, die der Flora des Oberen Donautals eine Bedeutung von überregionalem Rang verleiht.

Überprüft man die Gefährdungssituation des Artenbestandes in den Felsbiotopen des Oberen Donautals, so stellt man einen außerordentlich hohen Anteil an regional und überregional gefährdeten



Die kompakten, senkrecht abfallenden Felswände des Paulsfelsens ragen bis zu 80 Meter hoch auf. Solche Felswand-Biotope waren immer schon waldfrei und stellen jahrtausendalte, wichtige Erhaltungszentren für Reliktarten dar.

Arten fest. Allein aus der Gruppe der Farn- und Blütenpflanzen wurde mehr als die Hälfte (52%) der erhobenen Arten in die «Rote Liste» gefährdeter Arten aufgenommen und 17% gelten nach der Artenschutzverordnung als geschützt.

Von Bedeutung für den Naturschutz sind auch zahlreiche Tierarten. So brüten in den Felsbiotopen des Oberen Donautals einige gefährdete und geschützte Vogelarten wie Wanderfalke, Uhu, Kolkraube, Dohle, Berglaubsänger, Hohltaube und Mauersegler. Besonders hingewiesen sei auf einige seltene Insekten wie den Alpenbock (*Rosalia alpina*) und den Schmetterlingshaft (*Ascalaphus libelluloides*); und bei den Schmetterlingen auf einige bemerkenswerte Arten wie den bekannten Schwalbenschwanz (*Papilio machaon*) und weniger bekannte, sehr seltene Bläulingsarten. Darüber hinaus finden sich aber zahlreiche weitere Arten; so konnten allein auf einem einzigen Trockenhang bei Hausen über hundert verschiedene Schmetterlingsarten festgestellt werden.



Der lange Zeit verschollen geglaubte Alpenbock (*Rosalia alpina*) konnte jetzt im Oberen Donautal wieder nachgewiesen werden. Er lebt auch im Buchen-Totholz.

Gefährdungsfaktoren Wandern und Klettern

Die Pflanzen- und Tierwelt der Felsbiotope des Oberen Donautals ist erheblichen Gefährdungen ausgesetzt. Mehrjährige Untersuchungen belegten gerade auch für einige der besonders schützenswerten Arten kritische Gefährdungssituationen. Für einige Arten konnte bereits ein beträchtlicher Rückgang in der Verbreitung innerhalb des Gebiets festgestellt werden.

Die größten Gefährdungen gehen in erster Linie auf Belastungen durch Freizeitaktivitäten der menschlichen Besucher wie Klettern und Wandern zurück. Von Bedeutung ist aber auch die Existenz einer Gamswildpopulation, die sich nach der Auswilderung einiger Tiere an anderen Stellen der Schwäbischen Alb im Laufe des letzten Jahrzehnts auch im Oberen Donautal fest etablieren konnte.

Mensch und Wild bringen Belastungen mit sich, die neben direkten Tritt- und Verbißschädigungen der Vegetation und Beeinträchtigungen der Fortpflanzungszyklen von Tieren durch Störungen auch indirekte Veränderungen der Ökosysteme bewirken. Solche indirekten Belastungen wie Förderung der



Starke Schäden durch den Kletterbetrieb entstehen auch in den Blaugras-Rasen am Fuß der Felsen. Selbst massive Verbauungen können die einmal in Gang gekommene Erosion an solchen Stellen nicht aufhalten.

Erosion, Bodenverdichtungen oder vermehrter Nährstoffeintrag besitzen oft eine langfristige Wirksamkeit und führen zu allmählichen, aber gravierenden Veränderungen in der qualitativen Zusammensetzung der Lebensgemeinschaften. Dies kann insbesondere die Existenzgrundlage hochspezialisierter Arten und Reliktarten an ihren Erhaltungsstandorten erheblich gefährden und zu unwiederbringlichen Verlusten führen.

Zu einem großen Problem werden die Belastungen durch Freizeitaktivitäten vollends, wenn die Zahl der Besucher – wie in diesem Gebiet nachzuweisen – seit Jahren stetig zunimmt. Das Durchbruchstal der Donau als Herzstück des Naturparks Obere Donau ist längst zu einem vielbesuchten Nah- und Wochenenderholungsgebiet geworden, in dem beispielsweise an schönen Herbst-Wochenenden bis zu 17 000 Besucher pro Tag gezählt werden können.

Klettern – Besucherandrang macht Regelung notwendig

Das Klettern erfuhr Ende der 70er Jahre durch die Einführung neuer Materialien in der Ausrüstung, durch verbesserte Sicherungstechniken und durch neue ideologische Werte eine fast revolutionäre Veränderung hin zum modernen Sportklettern, das längst nicht mehr mit dem Klettern, das ehemals auch in Mittelgebirgen im alpinen Stil ausgeübt wurde, gleichzusetzen ist. Diese Entwicklung brachte dem Klettern weltweit einen enormen Aufschwung, wodurch auch im Oberen Donautal eine regelrechte Erschließungswelle einsetzte. Obwohl im Donautal bereits seit rund 60 Jahren geklettert wird, wurden rund 80% aller heute existierenden

Routen erst im Zeitraum etwa der letzten zehn Jahre vor dem Erschließungsstopp erschlossen, der vom Gesetzgeber vorläufig im Jahr 1992 im Zusammenhang mit dem neu eingeführten Biotopschutzgesetz verordnet wurde.

Die Belastungen durch Sportklettern sind – einmal abgesehen von akuten Schädigungen an Pflanzen und Tieren, die beim Klettern selbst nicht zu vermeiden sind – in wertvollen Biotopen aus verschiedenen Gründen als besonders kritisch einzuschätzen. Einerseits bringen sie ganz neue Formen von Nutzungsdruck in empfindliche, jahrtausendlang weitgehend unbelastet gebliebene Bereiche – mit entsprechender Gefährdung der letzten Standorte von Reliktarten. Andererseits kann mit einer Regeneration stark geschädigter Biotope und Lebensgemeinschaften auf Extremstandorten unter den heutigen Klimabedingungen auch über lange Zeiträume hinweg – Jahrhunderte! – nicht gerechnet werden. Etwaige Schädigungen – auch unbeabsichtigte – können also leicht zu unwiederbringlichen Verlusten führen.

Vor diesem Hintergrund und dem sich stetig vermehrenden Besucherandrang war eine umfassende Regelung des Kletterns im Oberen Donautal dringend notwendig. Grundlage der nun in Kraft getretenen Verfügung des Landratsamts Sigmaringen ist die Berücksichtigung einer sogenannten «Kernzone» im Zentrum des Durchbruchstals der Donau um Beuron mit dem Status eines großräumigen Vorranggebiets für Naturschutz, in dem kein Kletterbetrieb stattfinden soll. In dieser Kernzone treten die meisten der im Gebiet besonders schützenswer-



Rechte Seite: Vor allem an den Wochenenden drängen die Kletterer in die Hausener Wand, in der weiterhin dieses Freizeitvergnügen erlaubt ist.

*Links: Eine der floristischen Besonderheiten des Oberen Donautals stellt das Österreichische Federgras (*Stipa pennata* subsp. *austriaca*) dar, das nur an wenigen Felsen im Kernbereich des Durchbruchstals vorkommt.*

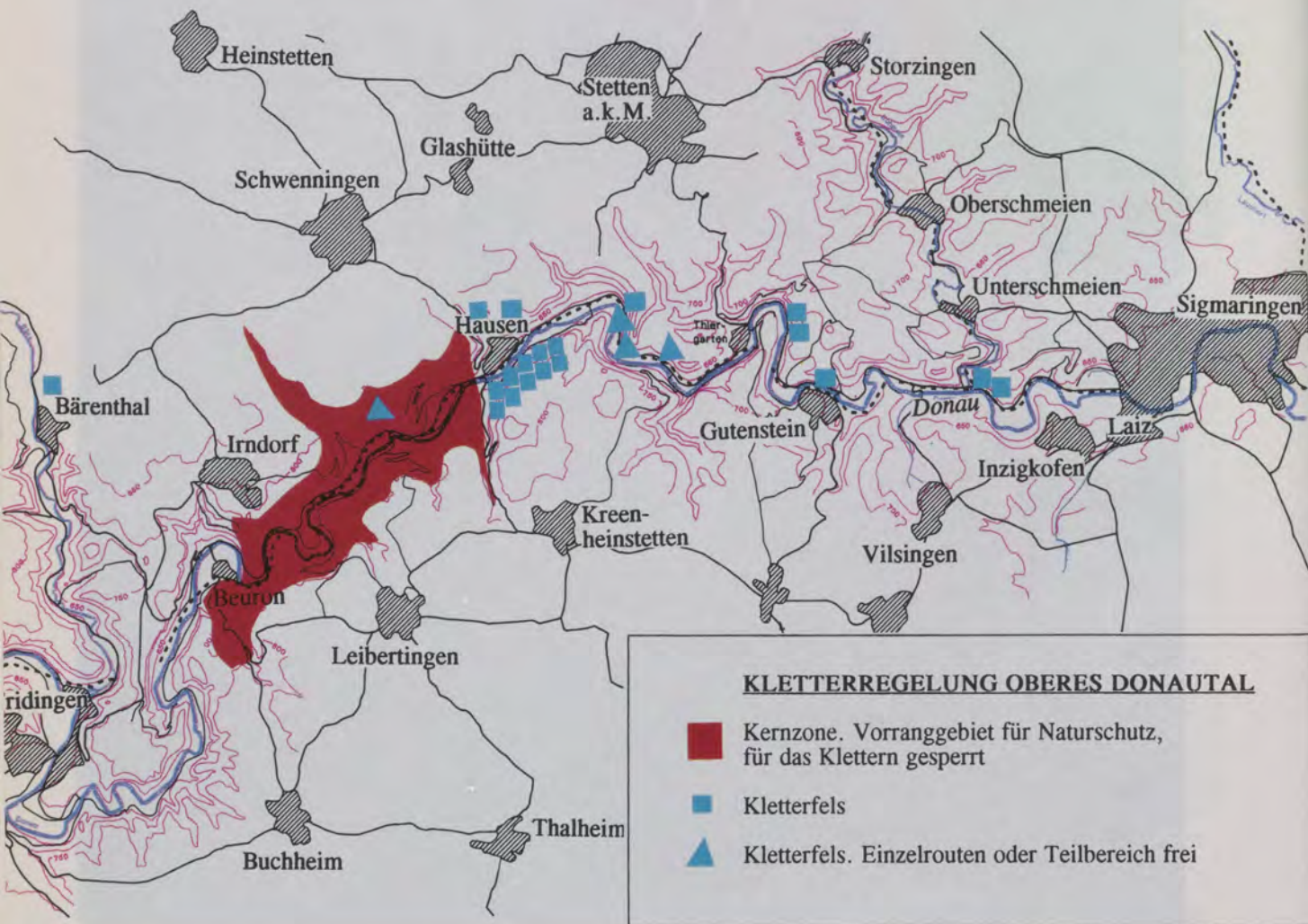


ten Arten und Gesellschaften konzentriert und vielfach mit einem Verbreitungsschwerpunkt auf. Gleichzeitig befanden sich in diesem Bereich, der nun für das Klettern bis auf eine Ausnahme beim Schloß Werenwag/Schreyfelsen gesperrt ist, lediglich 14% der bisherigen Kletterrouten.

Außerhalb der Kernzone konnte die überwiegende Mehrzahl der bisherigen Kletterfelsen für den Klettersport erhalten bleiben. Insgesamt können heute 23 Felsen, das sind rund zwei Drittel (64%) der bisherigen Kletterfelsen mit 285 Routen oder 56% der bisherigen Routenanzahl, bestiegen werden. Insbesondere bleibt im Bereich der sogenannten Hauseiner Kletterfelsen das bisherige Zentrum des Klettergeschehens im Oberen Donautal weitgehend bestehen. Vier der auch weiterhin besteigbaren Felsen können nicht mehr auf allen Routen, sondern nur noch in Teilbereichen oder auf für Kletterer besonders wichtigen, ausgewählten Routen begangen werden. An zwei weiteren Felsen bestehen darüber hinaus je nach Brutvogelvorkommen zeitliche Einschränkungen des Kletterbetriebs.

Ausblick: großflächige Naturschutzgebiete

Die jetzt nach reger Beteiligung der Interessenverbände der Kletterer wie der Naturschutzverbände und nach vielen oft kontrovers geführten Diskussionen gefundene Kletterregelung stellt einen wichtigen ersten Baustein innerhalb einer umfassenderen Konzeption zum Schutz der Natur des Oberen Donautals dar. Eine Kletterregelung allein reicht jedoch nicht aus, um die komplexen Belastungen, denen die Natur in einem vielbesuchten Naherholungsgebiet wie dem Oberen Donautal durch Wanderer, Fahrradfahrer, Wassersportler, Verkehr u. a. ausgesetzt ist, in einem tragbaren Rahmen zu halten. Weitere Maßnahmen, von «sanften» Lenkungsmaßnahmen für Besucherströme bis hin zur Sicherstellung wichtiger Biotope – einschließlich einer Ausweisung großflächiger Naturschutzgebiete sowie einer jagdlichen Lösung des Gamswildproblems – werden notwendig sein, um das Obere Donautal in seiner Bedeutung für die Natur wie in seiner Attraktivität für den Menschen auch auf lange Sicht zu erhalten.



Zwei wiederverwendete hochmittelalterliche Kreuzplatten in der Murrhardter Stadtkirche

Die Walterichskirche auf dem Friedhof der Stadt Murrhardt wird durch einen hochgotischen Kirchturm und ein um 1490 entstandenes spätgotisches Schiff bestimmt, doch ließen sich durch Grabungen mehrere Vorgänger feststellen¹.

Relikte eines hochmittelalterlichen Vorgängers sind u. a. ein Tympanon sowie eine inschriftlose, um oder bald nach 1200 gefertigte Kreuzplatte, die Grabplatte eines Abtes, wie man dem Attribut der Platte, einem Krummstab, entnehmen darf². Leider ist diese Platte erheblich beschädigt und das gleicharmige Kreuz durch den Verlust des Kopfes erheblich beeinträchtigt. Die Besonderheit dieses Stabkreuzes ist der Mittelriß der beiden Balken, der das Schnittfeld im Zentrum ausspart, rechts und links bis zu den geraden Balkenenden durchgezogen ist, unten jedoch das Balkenende nicht erreicht.

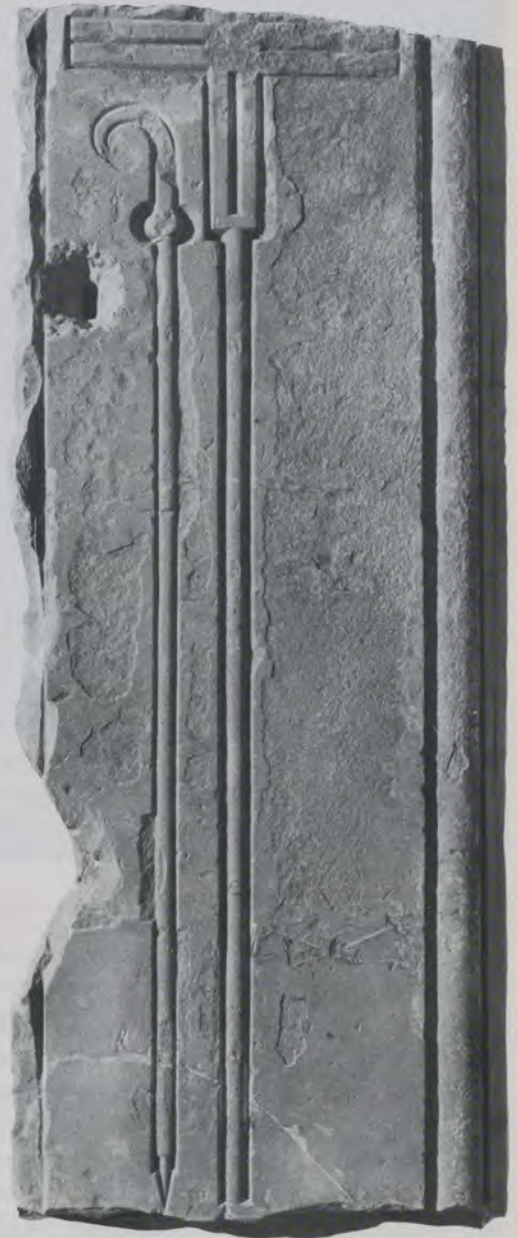
Wie man sich dieses Kreuz der stark beeinträchtigten hochmittelalterlichen Grabplatte in der Walterichskirche vorzustellen habe, zeigt eine in der Murrhardter Stadtkirche, ehemals St. Maria und Januarius der Benediktiner, auf der anderen Abbildung. Auch sie war einst inschriftlos gleich der erstgenannten Platte und ist ebenfalls um oder bald nach 1200 anzusetzen. Beide Platten dürfen demselben Meister, zumindest derselben Hütte, wohl der Murrhardter Benediktiner, zugeordnet werden. Da die vorliegende Platte in der Stadtkirche lediglich durch ein Stabkreuz verziert war, ließ sie sich rund 250 Jahre nach ihrer Anfertigung zum zweiten Male verwenden. Hingegen schloß der Abtstab der Kreuzplatte in der Walterichskirche eine Wiederverwendung aus.

Leider ist die Umschrift der zweiten Platte erheblich beeinträchtigt, so daß anlässlich ihrer Neuaufrichtung entsprechende restaurierende Eingriffe vorgenommen wurden. Die nachfolgende Wiedergabe der Inschrift berücksichtigt die Regeln des großen Inventarwerkes *Die Deutschen Inschriften*³: komplett wie auch teilweise erhaltene, lediglich partiell ergänzte Buchstaben, die demnach noch identifizierbar sind, werden von den die Minuskeln imitierenden Ergänzungen durch eckige Klammern abgegrenzt. Bei den hier vorliegenden Ergänzungen ist die Textinformation zutreffend, nicht hingegen die Schreibweise und das Erscheinungsbild einzelner Buchstaben. Die Inschrift beginnt oben links und lautet:

anno d(omi)ni · M° cccc° /

lxxiiii · obyt frater nicolavs boßner hvi [vs + / monasteri] y mo [nach's / in die] s(anc)ti bvrchardi [cuius anima] reqescat in pace

Der Tag des heiligen Burchard von Würzburg ist der 14. Oktober. Frater Nikolaus Boßner verstarb demnach am 14. Oktober des Jahres 1474. Der Kelch



Teil einer hochmittelalterlichen Kreuzplatte in der Walterichskirche zu Murrhardt, um oder bald nach 1200, Buntsandstein. Der Grabplattenrest ist noch 1,74 m lang und 68 cm breit.



Hochmittelalterliche Kreuzplatte in der evangelischen Stadtkirche zu Murrhardt, um oder bald nach 1200, mit teils ergänzter spätgotischer Minuskelumschrift, Buntsandstein. Die Platte ist 1,92 m lang, 90 cm breit und 15 cm stark. Das Stabkreuz ist 1,48 m lang und 47 cm breit, das Wappen 25 cm hoch.

als geistliches Attribut der Platte weist den Verstorbenen in Übereinstimmung mit der Umschrift als Geistlichen aus; er ist ein Zeichen, das jedem Menschen geistlichen Standes gebührte, demnach ein Standeszeichen. Individual personenbezogen ist hingegen das Wappen mit den beiden sich kreuzenden Werkzeugen. Es sind nicht zwei Hämmer, sondern zwei spätgotische Spitzflächen⁴, das universale Werkzeug des mittelalterlichen Steinmetzen⁵, wie es zum Beispiel im *Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg* wiedergegeben ist⁶. Nun können die beiden Spitzflächen nicht als wap-



Hochmittelalterliche Kreuzplatte in der evangelischen Stadtkirche zu Murrhardt, um oder bald nach 1200, mit spätgotischer Minuskelumschrift, Buntsandstein. Die Platte ist 2,03 m lang und 90 cm breit, das Stabkreuz 1,53 m lang, das Kreuz 64 cm hoch und 50,5 cm breit.

penartig gefasstes Handwerkszeichen interpretiert werden, sie sind vielmehr hier als redendes Namenszeichen zu verstehen, denn der Verstorbene heißt Boßner, ein Name, der hier auf die Bosse, einen von einem Steinmetzen noch unvollständig bearbeiteten Werkstein, bezogen wird. Demnach bilden der Kelch als Standeszeichen und das redende Wappen als Namenszeichen mit der Umschrift eine Einheit.

Die Murrhardter Stadtkirche besitzt noch eine zweite, um oder bald nach 1200 gefertigte hochmittelalterliche, zunächst ebenfalls inschriftlose, im

Jahr 1466 wiederverwendete Kreuzplatte. Ihre Umschrift lautet:

Anno do(m)ini M cccc · /

lxvi · feria secunda post palmaru(m) · obiit frater
Joh(ann)es · /

bewrer · monachus · /

et plebanus in murrhart hic sepultus · cui(us)
a(n)i(m)a requiesca // in pace

Die beiden Buchstaben r stehen in Murrhardt sehr dicht beieinander und sind zudem unterschiedlich ausgeführt.

Darüber hinaus ist das h zu einem b mißraten. Bei requiescat fehlt aus Platzgründen das t. Schließlich bilden auch bei dieser Platte die Umschrift und der Kelch als Zeichen der Geistlichen eine Einheit. Frater Johannes Beurer starb nach Aussage der Inschrift am 31. März 1466.

Die Wiederverwendung von Grabplatten ist keineswegs selten. Hingewiesen sei hier auf eine den beiden Murrhardter Platten nahestehende inschriftlose Kreuzplatte des späten 12. Jahrhunderts in der Kirche von Buttforde nahe Wittmund in Ostfriesland⁷.

ANMERKUNGEN

- 1 Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Baden-Württemberg. Bearbeitet von Friedrich Piel, München 1964, S. 331.
- 2 Harald Zimmermann (Hrsg.): Deutsche Inschriften. Fachtagung für mittelalterliche und neuzeitliche Epigraphik Worms 1986. Vorträge und Berichte. Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz – Geistes- und sozialwissenschaftliche Klasse, Jahrgang 1987 (Stuttgart) Nr. 12. Darin S. 9–41: Friedrich Karl Azzola: Zur Ikonographie des Kreuzes auf Kleindenkmälern des Hoch- und Spätmittelalters im deutschen Sprachraum, mit der hochmittelalterlichen Kreuzplatte aus der Walterichskirche zu Murrhardt auf der S. 21 als Abb. 22.
- 3 Herrn Dr. Rüdiger Fuchs von der Inschriftenkommission der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz danke ich auch an dieser Stelle für wertvolle Hilfen beim Lesen und Interpretieren der Minuskelschriften beider Murrhardter Platten.
- 4 Da der einst gebräuchliche Name mit dem Werkzeug längst untergegangen ist, verwendete die Bezeichnung «Spitzfläche» erstmals Karl Friederich in seinem Buch «Die Steinbearbeitung in ihrer Entwicklung vom 11. bis zum 18. Jahrhundert», Augsburg 1932, auf der S. 68.
- 5 Friedrich Karl Azzola: Handwerkszeichen auf der Grabplatte eines Steinmetzen und Werkmeisters. Eine spätmittelalterliche, inschriftlose Grabplatte in der deutsch-evangelischen Stadtpfarrkirche zu Mühlbach in Siebenbürgen. In: Steinmetz + Bildhauer 99. Jg., Heft 5 (Mai 1983), S. 372–378. – Ders.: Ein spätmittelalterliches Steinkreuz – das Denkmal eines Steinmetzen (in Igersheim bei Bad Mergentheim)? loc. cit. 105. Jg., Heft 5 (Mai 1989), S. 68–70. – Friedrich Karl Azzola und Karl Kubes: Die spätmittelalterliche Grabplatte eines Maurers und Steinmetzen an der Kirche von Aggsbach-Markt an der Donau in Niederösterreich. In: Stein 1. Jg., Heft 5 (Mai 1991), S. 76–78 + 80. – Friedrich Karl Azzola: Das Steinkreuz im Grünberger Stadtarchiv. Das spätmittelalterliche Grabmal eines Grünberger Steinmetzen? In: Hessische Heimat 41. Jg. (1991), Heft 4, S. 144–148.
- 6 Wilhelm Treue, Karlheinz Goldmann, Rudolf Kellermann, Friedrich Klemm, Karin Schneider, Wolfgang von Stromer, Adolf Wißner und Heinz Zirnbauer: Das Hausbuch der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg. Deutsche Handwerkerbilder des 15. und 16. Jahrhunderts. München 1965. Im Textband eine kurze Beschreibung auf der S. 118, im Bildband die Abbildung S. 264, I. Im Original der Band I, die Zeichnung auf Blatt 36 v.
- 7 Hermann Haiduck: Importierte Sarkophage und Sargdeckel des 11. und 12. Jahrhunderts im Küstengebiet zwischen Ems und Elbe. In: Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden 65. Band (Aurich 1985), S. 23–40 mit der Abb. 69.



Fritz Steinmetz, ein Steinmetz, der 79. Bruder der Mendelschen Zwölfbrüderstiftung zu Nürnberg, um 1425, eine Spitzfläche führend.

Dieter Kapff Heidenheim zur Römerzeit: Vom Garnisonsort zum Verwaltungssitz

Das Bild von Heidenheim zur Römerzeit ist durch die archäologischen Ausgrabungen in den letzten Jahren korrigiert und stark verändert worden. Hatte anfänglich das Interesse der Forscher vornehmlich den Militäranlagen gegolten, so stehen nun mehr und mehr die zivilen Einrichtungen im Mittelpunkt. Seit den 80er Jahren ist Heidenheim ein Forschungsschwerpunkt der Landesarchäologie für die Römerzeit. Auch die Deutsche Forschungsgemeinschaft beteiligt sich finanziell an der Aufarbeitung der zivilen Funde und Befunde in Heidenheim. Demnächst gibt das Landesdenkmalamt einen «römischen Stadtplan» von Heidenheim heraus, in dem auf dem Hintergrund des modernen Straßennetzes alle römischen Baubefunde und sämtliche Fundorte eingetragen sind.

Im Auftrag der Reichslimeskommission hatte 1896/97 Forstmeister Prescher die Mauern des Römerkastells erstmals planmäßig ausgegraben. Hart-

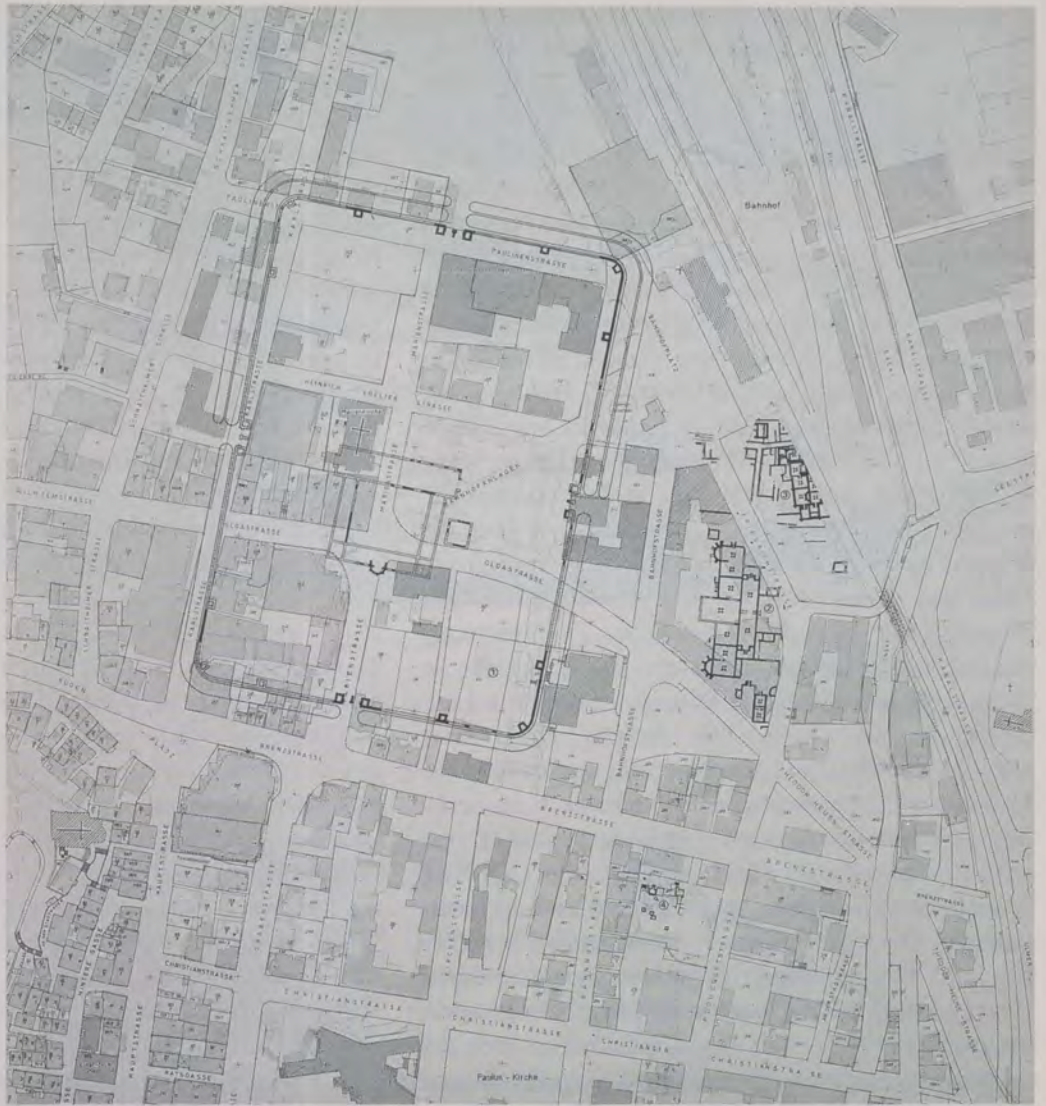
wig Zürn und Bodo Cichy vom Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart untersuchten 1961/62, 1965 und 1966 Teile des Kastells flächig. Dabei blieb die Dokumentation der Grabungsbefunde Cichys leider lückenhaft. Außer dem zentral gelegenen Stabsgebäude, drei Mannschaftsbaracken und einigen Wehrtürmen ist von der Innenbebauung des Heidenheimer Kastells wenig bekannt. Der Kenntnisstand ist also ziemlich bescheiden. Da das Kastellgelände überbaut ist, haben die Archäologen heute kaum mehr die Möglichkeit, den Dingen näher auf den Grund zu gehen.

Vor dem Jahr 90 n. Chr. hatte Kaiser Domitian den Befehl gegeben, die Reichsgrenze in Rätien nach Norden vorzuschieben. Die bisher am Südufer der Donau stationierten Truppen gaben den «Donaulimes» auf, überquerten den Fluß und rückten auf die Alb vor, wo nun der «Alblimes» entstand. Beide Limes kannten, anders als später der obergerma-



Heidenheim aus der Luft, etwa von Westen her gesehen. In der Bildmitte das große Fernmeldegebäude mit der runden Auffahrtsrampe zum Parkhaus. Im Untergeschoß des Neubaus sind im «Museum im Römerbad» Teile des Palastes erhalten. An der Friedrichstraße liegt gegenüber das Grabungsgelände mit dem Römerbad, das sich unter Bahnsteig und Gleisen fortsetzt. Links das Bahnhofsgebäude. In der Mitte am oberen Bildrand der Totenberg und an seinem Fuß die Kanalstraße und die Brenz.

In einem modernen Stadtplan Heidenheims eingetragen die Grabungsbefunde des Alenkastells, des imposanten, palastartigen Verwaltungsbauwerks (früher «Römerbad») und der tatsächlichen Thermenanlage am Bahnsteig. Südlich der Brenzstraße zwischen Bahnhof- und Ploucquetstraße das Handwerkerviertel, in dem das Kesselflickerdepot zum Vorschein kam.



nische und der rätische, keine Steinmauer oder Holzpalisade mit Wall und Graben als Grenzmarkierung und Hindernis.

Von Günzburg an der Donau über Sontheim an der Brenz drang eine Einheit, wohl ohne auf großen Widerstand zu stoßen, das Brenztal aufwärts bis Heidenheim vor. Dort baute sie sich eine befestigte Kaserne, ein Kastell. Der Platz war klug gewählt, bilden doch das Brenztal und das nördlich anschließende Kochertal eine bequeme Möglichkeit, die Schwäbische Alb von Süd nach Nord zu durchqueren. Die «Paßhöhe» mit der Europäischen Wasserscheide liegt zwölf Kilometer nördlich Heidenheims und nur auf 507 Meter Höhe, also 200 Meter tiefer als die flankierenden Kuppen der Albhochfläche. Von der Donau wie vom Albvorland bei Aalen her war nur ein Höhenunterschied von 80 Metern zu überwinden – sanft ansteigend durchs Tal des mäandrierenden Flusses.

Durchs Brenztal führte ein prähistorischer Fernhandelsweg. Ihn, der zugleich die Einfallsroute ins Rö-

merreich sein konnte, galt es zu kontrollieren und zu sperren. Das war leicht, denn bei Heidenheim verengt sich das Brenztal zwischen Galgenberg und Schmiedeberg auf nur 200 Meter Breite. 200 Meter südlich davon, zwischen Ottilienberg und Totenberg, legten die Römer ihr Kastell an. Von hier aus kann man das Brenztal auf vier Kilometer Länge überblicken und ebensoweit auch ins Stubental spähen, durch das von Westen her der Wedelbach in die Brenz fließt. Durchs Stubental führte die Straßenverbindung zum einen Tagesmarsch entfernten Nachbarkastell Urspring.

Elitetruppe nach Heidenheim

Als erstes ist wohl eine Auxiliarkohorte, eine 500 Mann starke Infanterietruppe, nach Heidenheim gekommen. Sie errichtete sich ein kleines Kastell, das mit einer aus Holz und Erde gebildeten Mauer und einem vorgelagerten Spitzgraben befestigt war. 1966 hat Bodo Cichy westlich der Bahnhofstraße ein

Stück dieser Lagerumwehrung entdeckt und auf 33 Meter Länge freigelegt. Es war die westliche Begrenzung des Auxiliarkastells, das maximal 140 Meter breit gewesen sein konnte, denn der Brenzlauf am Fuße des Totenbergs bildet die natürliche Begrenzung. Von diesem eigenartig an die Seite gedrängten Kastell, das nur kurze Zeit belegt gewesen sein kann, nehmen die Forscher deshalb an, daß es vornehmlich ein Baukommando, Pioniere und Wachmannschaften beherbergt hatte, die unmittelbar westlich davon das große Alenkastell für eine tausend Mann starke Reitertruppe bauen sollten. Dieses 5,3 Hektar große Kastell benötigte ausreichend Platz. Es war möglicherweise von Anfang an aus Stein gebaut, denn Spuren eines Vorgängers aus Holz konnten nirgendwo festgestellt werden. Das Kastell liegt in der Heidenheimer Innenstadt und war nach Norden, zur Front hin, orientiert. Dort lag das Haupttor. Das Truppenlager erstreckt sich von der Paulinenstraße bis fast zur Brenzstraße und von der Karlstraße im Westen bis zum Amtsgericht und der Höheren Handelsschule im Osten. Die östliche Lagermauer schneidet mitten durch das Forstamt und bezieht das Hellenstein-Gymnasium voll mit ein.

Die mit zwei bis drei vorgelegten Gräben geschützte Kastellmauer war mit Tor-, Eck- und Zwischentürmen versehen. Für die Zeit seines Bestehens ist das Heidenheimer Alenkastell das größte römische Truppenlager in Rätien gewesen. Stationiert war hier die stärkste Reitertruppe der Provinz, die unter den rätischen Auxiliareinheiten auch die angesehenste Formation war. Ihr Name ist bekannt: Es war die Ala secunda Flavia pia fidelis milliaria,

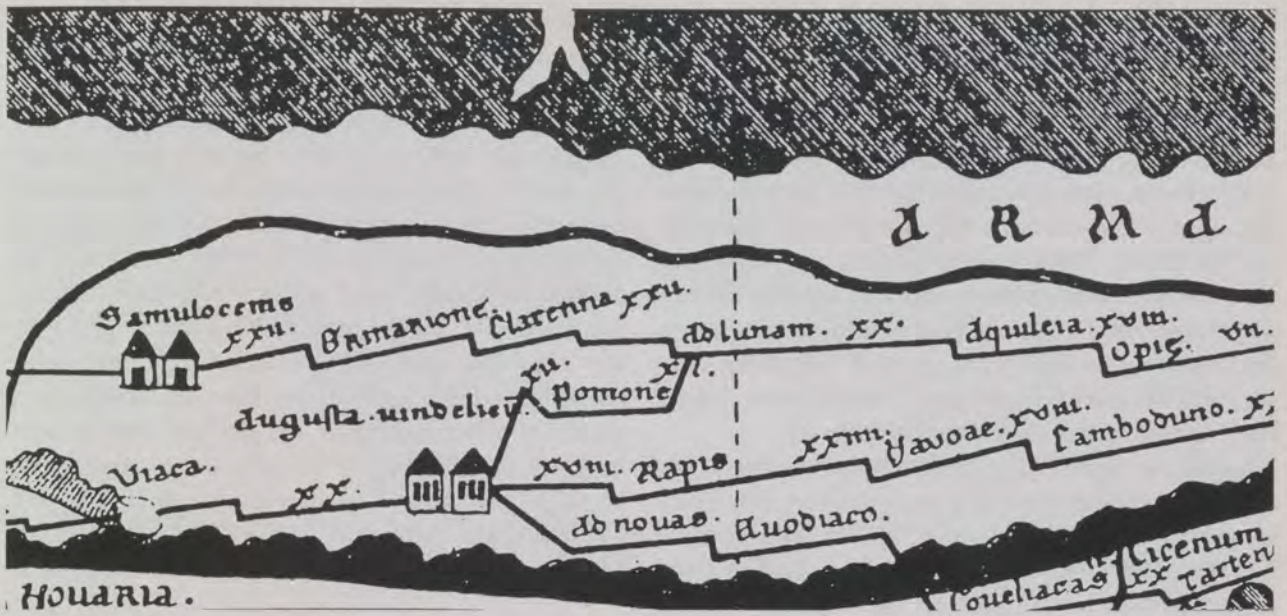
auch Ala II Flavia milliaria pia fidelis Domitiana genannt. Der Name verrät, daß es sich um das zweite Reiterregiment handelt, das tausend Mann – in 24 Schwadronen gegliedert – umfaßte und vom flavischen Kaiser Domitian den Ehrenbeinamen «pia fidelis» erhalten hatte, weil es im Jahre 88/89, beim Aufstand des Saturninus, pflichtgetreu und zuverlässig zum flavischen Kaiserhaus gehalten und ihm geholfen hatte, den Aufstand niederzuschlagen.

Die Stationierung der Ala II Flavia in Heidenheim ist bezeugt durch den Grabstein des Reitersoldaten Julius, der 1902 am Totenberg gefunden wurde, durch mehrere Stempel der Militärziegelei der Ala, mit dem sie ihre Produkte kennzeichnete, und durch ein Militärdiplom, das ein Angehöriger dieser Einheit bei seiner ehrenvollen Entlassung nach 25 Jahren Dienst erhalten hatte. Ziegelstempel aus Günzburg lassen erkennen, daß die Ala dort im Jahre 77/78 gelegen hatte. Die Ala II Flavia ist übrigens die einzige Truppe am ganzen Alblimes, deren Name bekannt ist. Nach dem Jahr 150, als die Reichsgrenze wiederum ein Stück weiter nach Norden vorgeschoben wurde, ist die Heidenheimer Einheit nach Aalen verlegt worden. Auch dort ist sie namentlich nachgewiesen. Eine Bauinschrift am monumentalen und repräsentativen Stabsgebäude im Kastell Aalen sowie Ausbauarbeiten am rätischen Limes lassen sich exakt in die Jahre 163/64 datieren. In Aalen blieb die Reitertruppe, die als vornehmste Auxiliareinheit in Rätien galt und deren Kommandant, ein Reiterpräfekt, ebenso aus dem Ritterstande kam wie der in Augsburg residierende Provinzstatthalter, bis zum Fall des Limes um 260.



In der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts war Heidenheim Etappenort. Die Grenze des römischen Imperiums lag nun weiter nördlich. Aalen hatte die militärische Funktion Heidenheims übernommen.

Dreiecke: bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts aufgehobene Kastelle. Quadrate: in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts bestehende Kastelle. Die strichpunktierte Linie ist die Provinzgrenze zwischen Obergermanien und Rätien.



«Aquilaia XVIII» 18 Meilen bis Opie – ist auf der Peutinger-Tafel oben zu lesen. An der stark schematisch wiedergegebenen Straßenverbindung ist die Station mit einem Knick angedeutet. Die Abzweigung nach Augsburg (Augusta vindelicum, mit zwei Häuschen markiert) hat der Abschreiber dieser Karte fälschlicherweise nach Urspring verlegt. Die Bergkette unten stellt die Alpen dar.

Symbiose von Kastell und Dorf

Wo immer römische Truppen für längere Zeit Quartier nahmen, entstand alsbald eine Zivilsiedlung. Im Kastelldorf (vicus) lebte der Anhang der Soldaten. Das war zum einen die Familie. Zwar durften die Krieger offiziell nicht verheiratet sein – das war ihnen erst nach der ehrenvollen Entlassung aus dem Militärdienst erlaubt –, doch hatten sie natürlich ihre Lebensgefährtinnen und oft eine ganze Schar von Kindern. Zum andern lebten mit und vor allem vom Militär Zivilisten beiderlei Geschlechts aus der breitgefächerten Dienstleistungsbranche:



Römische Kastelle am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. Der «Albimes» (Oberdorf – Heidenheim – Urspring – Donnstetten) in Rätien war über das kurze Stück «Lautertallimes» (Dettingen/Teck) mit dem obergermanischen «Neckarlimes» (Köngen – Cannstatt – Benningen – Walheim) verbunden. Das Kastell Eisingen wurde erst im frühen 2. Jahrhundert angelegt und schützte den dann kürzer gewordenen Weg vom Neckar an die Donau.

Wirte und allerlei Unterhaltungskünstler, Dirnen und Handlanger, die im öffentlichen oder privaten Auftrag Arbeiten erledigten, Handwerker und Händler, welche die Truppe und die Dorfbewohner mit allem Benötigten versorgten. Dem einzelnen Soldaten wurde zwar vieles vom Militär gestellt. Auch besaß die Truppe eigene Werkstätten. Hatte der Soldat aber Sonderwünsche, wollte er Luxusgüter oder Spezialanfertigungen, wandte er sich an die Handwerker und Händler im Vicus. Schneider und Waffenschmiede, Schuster, Weber, Gerber und Färber, Schreiner, Wagner und Knochenschnitzer, Feinschmiede und Juweliere, Ziegler und Maurer, Töpfer, Kalkbrenner und Schlosser sind in Kastellvici nachgewiesen. Die Händler sorgten auch für den Absatz der mitgebrachten Kriegsbeute, bis hin zu Gefangenen, die als Sklaven verkauft wurden. Handwerker arbeiteten Souvenirs um. Einer im Vicus hatte die Werksvertretung für einen Hersteller von Terra sigillata, dem römischen Porzellan. Ein anderer bot besondere Ölarten aus Spanien an. Ein dritter machte mit seinen Südfrüchten Umsatz. Fuhrleute und Schiffer – die Brenz war schiffbar und verband Heidenheim über die Donau mit dem Balkan – sorgten für den Transport auch über weite Strecken.

Landwirtschaft ist in nennenswertem Umfang vom Vicus aus nicht betrieben worden. Die Nahrungsmittelproduktion war Sache der Gutshöfe, der vilae rusticae, die im Umland wie Pilze aus dem Boden schossen. So lebten sie im Vicus alle vom Sold der römischen Auxiliarsoldaten und von Militär-

aufträgen. Und die Truppe ihrerseits war auf die Dorfbewohner angewiesen. Eine Form von Symbiose.

Die Kastelldörfer erstreckten sich regelmäßig entlang den Römerstraßen, die zum Kastell führten. In Heidenheim sind dies fünf Straßen. Gen Norden ziehen die Straßen nach Aalen und nach Oberdorf am Ipf (Opie). Nach Westen erreicht man Urspring (Ad Lunam). Brenztalaufwärts kommt von Süden die Straße von Günzburg (Guntia), die eine direkte Verbindung zur Provinzhauptstadt Augsburg herstellte. Und nach Osten ging's, südlich am Totenberg vorbei, nach Faimingen (Phoebiana).

An allen Straßen sind in Heidenheim vereinzelt römische Siedlungsfunde gemacht worden. Der Siedlungsschwerpunkt lag jedoch südlich und südöstlich des Alenkastells. Die Ausgrabungen des Landesdenkmalamts, die seit den 80er Jahren von Dieter Planck und Britta Rabold geleitet werden, haben dies bestätigt und zugleich zu neuen überraschenden Ergebnissen geführt. Nur wenig bekannt war bisher von der ersten Siedlungsphase des Kastelldorfs, das kurz nach der Anlage des Kastells entstand. Mit der Schmalseite zur Straße standen die typischen, langgestreckten Fachwerkhäuser, die bis zu 9 Meter breit, aber oft 30 Meter lang waren. Zur Straße hin lagen die Räume mit Publikumsverkehr, der Laden oder die Werkstatt, nach hinten hinaus die Privaträume. Hinter dem Haus befand sich der Gemüsegarten, ein Brunnen und die Latrine. So hat Britta Rabold an der Ecke Brenz- und Ploucquetstraße die Situation vorgefunden.

Auch wenn nur noch Wand- und Entwässerungsgräbchen, dunkle Verfärbungen im Erdreich und verkohlte Dielenbretter oder massive Estrichböden die Lage der Streifenhäuser verraten, so sind die Verhältnisse für die erfahrene Archäologin doch völlig klar. Die Häuser waren auf die ost-westlich verlaufende Brenzstraße ausgerichtet, unter der schon lange die alte Römerstraße vermutet wird. Die Orientierung der Häuser ergibt sich nicht zuletzt auch aus der Lage der steingemauerten Keller, die sich im hinteren Bereich der Fachwerkhäuser befanden. Nur ein einziger Keller hatte seinen Eingang nicht nach Norden, sondern nach Osten zu. Das dazugehörige Haus war auf eine zur Brenzstraße im rechten Winkel verlaufende Straße orientiert. Mit Steinen ausgekleidet waren viereckige Schächte im Hof- oder Gartenbereich hinter den Reihenhäusern. Die Archäologen deuten sie als Latrinen. Daß sie nicht sehr weit von einem Trinkwasserbrunnen entfernt liegen, darf nicht erstaunen. Bis weit in die Neuzeit hinein hat man derartige Hygiene-Probleme nicht sehr ernst genommen.

Fachwerkhäuser und Steingebäude

Die Auswertung der Funde und Befunde hat ergeben, daß die typischen Streifenhäuser südlich des Kastells seit etwa 100 n. Chr. bis zum Ende der römischen Siedlung um die Mitte des 3. Jahrhunderts bestanden haben – mit zahlreichen Umbauten und Erneuerungen natürlich. Dazu gehört etwa, daß die nachträglich unter den Fachwerkhäusern eingebauten Steinkeller später nicht mehr benutzt und wieder zugefüllt wurden. Ursache dafür war wahrscheinlich das Hochwasser, das der Wedelbach nach der Schneeschmelze auf der Alb von Westen heranzuführte und das die Keller vollaufen ließ, denn im Gegensatz zum Kastellareal und einem Teil des Geländes östlich davon war das Gebiet südlich des Kastells nicht hochwasserfrei. Nachdem der Bach



Wahrscheinlich vom Paradehelm eines Reiters stammt dieser aus Bronze gegossene Adler, der im Heidenheimer Kastell gefunden wurde. Er ist 6,5 Zentimeter hoch. Der Adler (aquila) ist das Hauptfeldzeichen römischer Legionen gewesen und symbolisiert Kaiserhaus und Jupiter.

Grabungsplan vom Handwerkerortel an der Brenz-/Ploucquetstraße. Die Kellerhäuse weisen mit einer Ausnahme alle zur Brenzstraße und geben so die Ausrichtung der Häuser an. Der Fundort des Altmetalldepots ist mit einem Stern markiert.



ihnen einige Male die Vorräte im Keller vernichtet hatte und sie nasse Füße bekommen hatten, haben die Bewohner lieber auf die Annehmlichkeiten eines kühlen Kellers verzichtet.

Holzbauten aus der frühen Zeit des Kastellorfes sind auch östlich der Reiterkaserne zum Vorschein gekommen. Dichte Fachwerkbebauung auch hier, konstatierte die Archäologin Britta Rabold bei der Rettungsgrabung an der Friedrichstraße beim Bahnhof, wo ein Bürogebäude mit Tiefgarage entsteht. Da über den Holzhäusern später Steinbauten errichtet wurden, ist das Erkennen der ursprünglichen Grundrisse mitunter schwierig, gelegentlich gar unmöglich. Immerhin konnte an den Bahnhofsplatz angrenzend ein 18 mal 9 Meter großes Gebäude untersucht werden, das in 9 Quadratmeter große Räume aufgeteilt war, die beidseits eines Ganges aufgereiht lagen. Über die Nutzung dieser Kammern, etwa als Gastzimmer oder Bauarbeiterunterkunft, als Krankenstube oder als Gefängniszelle, ist noch keine gesicherte Aussage möglich. Etwas größer war ein zweites Fachwerkgebäude, das südlich davon liegt und ebenfalls eine Reihe von allerdings etwas größeren Räumen aufweist, die von einem Korridor aus betreten werden konnten. Östlich schließt sich daran ein drittes Holzhaus an. Im Süd-

teil der Grabungsfläche kamen Grundrisse von drei weiteren Fachwerkhäusern zutage. Den Archäologen gelang es sogar, im Norden der Grabungsfläche die alten Parzellengrenzen zu erkennen. Zäune oder Mäuerchen hatten die schmalen Grundstücke voneinander geschieden.

Die Häuser der frühen Vicus-Zeit sind alle nord-südlich ausgerichtet, auf die vom Osttor des Heidenheimer Kastells in Richtung Brenz führende Straße oder eine parallel dazu verlaufende. An diese generelle Ausrichtung halten sich auch die Steingebäude, die mit wachsendem Wohlstand der Dorfbewohner statt der Holzbauten in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts errichtet wurden. Dann aber hat Heidenheim eine städtebauliche Umorientierung erlebt, wie man sie bis vor wenigen Jahren nicht für möglich gehalten hätte: Das Dorf wurde formal und inhaltlich völlig umgedreht, der Blick ging nun nach Osten. Ex oriente lux! Das betrifft jüngere Holzhäuser und Steinbauten gleichermaßen, die im 2. und 3. Jahrhundert nebeneinander bestanden. Die Änderung der Bebauungsrichtung ging mit einer Änderung der Verkehrsführung einher. Straßen wurden aufgehoben und die Fläche überbaut, bestehende Häuser abgerissen und neue Straßen und Plätze darübergerführt.



Damit Eis und Schnee das noch gut erhaltene Mauerwerk des römischen Monumentalbaus nicht zerstören können, ist es bis zur nächsten Grabungskampagne mit Plastik und Styropor winterfest gemacht worden. Der Römerpalast geht unter dem langgestreckten Gebäude an der Friedrichstraße weiter.

Die Wende: Aderlaß und Blüte

Was war geschehen? Um die Mitte des 2. Jahrhunderts ist, wie schon erwähnt, die Ala II Flavia in ihre neue Garnison nach Aalen umgezogen. Wie in diesen Fällen üblich, zog auch ein großer Teil der Vicusbewohner mit der Truppe nach Aalen um, wo alsbald ein neues Lagerdorf entstand. Nicht nur die Soldatenfrauen und -liebchen, auch die Marketender, all jene, die vom Sold der Troupiers lebten, waren «truppentreu», zogen dem Gelde nach. Persönliche Bindungen, Freundschaften, spielten sicher auch eine Rolle, aber die wirtschaftlichen Notwendigkeiten gaben vor allem den Ausschlag. Der Vicus Heidenheim spürte den personellen und wirtschaftlichen Aderlaß. Das Dorf wurde kleiner, die Bevölkerung schrumpfte drastisch. War das das schleichende Ende der Römersiedlung, wie man dies bisher angenommen und mit Beispielen von anderen Kastellvici am Alblimes belegt hatte?

Daß der Vicus das Kastell überlebte, hängt wohl damit zusammen, daß sich das römische Heidenheim in den Jahrzehnten friedlicher und stetiger Aufwärtsentwicklung zu einem Markt für das ganze

Umland entwickelt hatte. Hier wurden die landwirtschaftlichen Produkte vermarktet, die in den zahlreichen Gutshöfen, vor allem im Donautal und im Ries, geerntet wurden. Hier versorgten sich andererseits die Gutshofbewohner mit gewerblichen Waren, die sie nicht selbst herstellen konnten. So entstand eine gegenseitige Abhängigkeit, die einigen Händlern und Handwerkern, die im Heidenheimer Vicus geblieben waren, ein Einkommen und Überleben sicherte. Der Vicus war auch Mittelpunkt regionalen öffentlichen Lebens gewesen. Bezugspunkt für die Umlandbewohner, die sich nicht so leicht umgewöhnen konnten. Inwieweit daneben die Eisengewinnung, Verhüttung und Verarbeitung eine Rolle gespielt haben, ist nicht anzugeben. Heidenheim lag mitten im schon zur Keltenzeit ausgebeuteten Erzrevier. Deshalb wird Erzgewinnung auch zur Römerzeit vermutet, ist bisher aber noch nicht nachgewiesen.

Auch der römische Staat konnte auf den Vicus nicht verzichten. Er benötigte für das dauerhaft befriedete Limes-Hinterland einen Verwaltungsmittelpunkt in der Etappe. Hierhin mußten die Steuerpflichtigen ihre Naturalabgaben abliefern. Auf dem

Kastellgelände sind nach dem Wegzug der Truppen die Principia als Bürogebäude und vor allem die Speicherbauten noch eine geraume Zeit weiterbenutzt worden. Ähnlich wie bei unserem Raumordnungsverfahren ist damals Heidenheim zum Mittelzentrum bestimmt worden. Üblicherweise wählten die Römer dafür Vici aus, die bei einem besonders großen Kastell lagen oder eine besonders vornehme Truppe als Nachbar hatten. Beides sprach für das Vorhandensein einer gewissen Infrastruktur, einer ordentlichen Wirtschaftskraft und Attraktivität. Beides traf auf Heidenheim mit seiner Tausend-Mann-Reitertruppe zu. Die günstige Verkehrslage kam noch dazu.

Aquileia wird mit Monumentalbauten aufgewertet

Der Ausbau zum Mittelzentrum – rechtlich blieb der Vicus ein Dorf, wurde dadurch nicht zur Stadt – erforderte den Aufbau einer Zivilverwaltung, die Einrichtung oder den Ausbau vorhandener zentralörtlicher Funktionen im kulturellen, religiösen und wirtschaftlichen Bereich. Das Mittelzentrum Heidenheim nannten die Römer vermutlich Aquileia. Dieser Name taucht auf der Tabula Peutingeriana auf, einer Straßenkarte für das römische Imperium, die in einer Abschrift des 12. Jahrhunderts überliefert ist, aber auf Angaben des 2. bis 4. Jahrhunderts beruht. Der Augsburger Patrizier Peutinger hatte sie in seinem Besitz. Auf der Karte liegt Aquileia an der Straße zwischen Ad Lunam (Urspring) und Opie (Oberdorf am Ipf), was auf Heidenheim ja zutrifft. Auch die Entfernungsangaben 20 Meilen – das sind knapp 30 Kilometer – nach Urspring und 18 Meilen – knapp 27 Kilometer – nach Oberdorf entsprechen ungefähr der Wirklichkeit.

Heidenheim war der Sitz einer Gebietskörperschaft mit beschränkter Selbstverwaltung (civitas), die mehrere Landkreise heutiger Größe umfaßte: Das ganze Gebiet zwischen Limes im Norden und Donau im Süden gehörte dazu. Im Westen erstreckte es sich auf die Schwäbische Alb bis zur rätisch-obergermanischen Provinzgrenze. Im Osten bezog es wohl noch das fruchtbare Nördlinger Ries mit ein. Der ganze Landstrich mit seinen allerdings nur wenigen tausend Einwohnern – Genaues läßt sich über die Bevölkerungszahlen nicht sagen – wurde nun von Heidenheim aus verwaltet. Daß Heidenheim Vorort und Verwaltungssitz einer Civitas war, kann man freilich nur erschließen. In ganz Rätien ist bis heute keine einzige Civitas nachgewiesen, vier Orte werden jedoch als Civitas-Vororte vermutet. Ganz anders in der Nachbarprovinz Obergermanien, hier sind allein in Baden-Württemberg sechs

römische Mittelzentren bekannt, und einige weitere werden vermutet. Nachbarn der Civitas Heidenheim war eine obergermanische, deren Hauptort in Stuttgart-Bad Cannstatt gesucht wird, und eine rätische, deren Sitz in Faimingen an der Donau vermutet wird. Die römischen Verwaltungsstrukturen in Rätien sind noch wenig erforscht.

Militär ade! Heidenheim begann sein zweites Leben als provinzial-römischer Verwaltungssitz. Das machte sich – heute ist das nicht viel anders – gleich durch eine rege Bautätigkeit bemerkbar. Politik und Verwaltung drängten auf großzügige, repräsentative Bauten, eine neue öffentliche Badeanstalt mußte her. Auf die Spuren dieser Monumentalbauten aus der Nachkastellzeit stieß Dieter Planck, als die Bundespost zwischen Friedrichstraße und Theodor-Heuss-Straße eine neue Fernmeldezentrale baute und dadurch große Rettungsgrabungen notwendig wurden. Anfang der 80er Jahre kam dabei ein rund 80 Meter breiter und wohl fast ebenso langer Monumentalbau zum Vorschein, der aus vielen, allesamt beheizbaren Räumen und einer langen Halle bestand, die sich westlich an einen 20 mal 20 Meter messenden Innenhof anschließen. Die Westfront ist im Norden und Süden durch große Apsiden repräsentativ gestaltet. Die Apsiden und die umfangreichen Heizungseinbauten bewogen damals die Archäologen, das erst zu einem Viertel ausgegrabene ungewöhnliche Bauwerk als Thermenanlage zu bezeichnen. Ein Teil der eindrucksvollen Architektur ist im Untergeschoß des Fernmeldegebäudes im «Museum im Römerbad» konserviert und zu besichtigen.

Heute weiß man, daß das Römerbad kein Bad, sondern ein Palast war, ein Dienstsitz und Verwaltungsgebäude vermutlich eben für die Civitas, denn wer anders als die öffentliche Hand hätte die immensen Baukosten dafür aufbringen können? Das Gebäude ordnet sich nicht dem kastellzeitlichen Bauschema unter: Es hat Eingang und Schaufront, die freilich östlich der Friedrichstraße liegen und damit nicht ausgegraben werden konnten, im Osten, der Brenz zu, die damals ein wichtiger Verkehrsweg war. Der um die Ost-West-Achse symmetrisch angelegte Prachtbau hat verschiedene Bauphasen erlebt. Noch ehe er fertig war, ging's schon los mit der Reparatur. Die Baumeister hatten übersehen, daß der neue Palast nicht hochwassersicher war, und deshalb mußten sie den Baugrund nachträglich um einen Meter anheben. Wer dächte da nicht an den Schürmann-Bau in Bonn? Nach Osten ausgerichtet sind auch zwei Gebäude, die im und vor dem Kastell an seiner Südostecke errichtet wurden. Eines ist 20 mal 14 Meter groß, ein stattli-

ches Steinhaus mit einer großen Eingangshalle – gegenüber dem benachbarten Monumentalbau aber doch eher bescheiden. Es war schon 1966 entdeckt worden. Nach dem Abzug der Truppen blieb das Kastellgelände nicht länger militärischer Sperrbezirk. Es war nun für die Öffentlichkeit zugänglich. Man konnte sich dort Grundstücke kaufen und bauen. Die Kastellmauern wurden als «Steinbruch» für die Gewinnung von günstigem Baumaterial freigegeben.

Die Bahn fährt übers Römerbad

Das richtige Römerbad des nachkastellzeitlichen Vicus Aquileia hat Britta Rabold an der Friedrichstraße angegraben: in der Zeichnung Gebäude D. Es ist in Nord-Süd-Richtung 40 Meter lang und hatte eine repräsentativ gestaltete Südfassade. Für die großangelegte, zum benachbarten Monumentalbau passende Thermenanlage mit 1,2 Meter dicken Mauern war eigens ein Stück Straße aufgehoben und die Zufahrt vor die Südseite verlegt worden, wo die aus Richtung Kastell kommende Straße in einen betonierte Platz mündete. Auch das Bad, das nur zu einem Teil ausgegraben werden konnte – der Rest liegt unter dem Bahnsteig beziehungsweise unter den Gleisen, wenn er nicht beim Bahnbau beseitigt wurde –, weist gegen Westen zwei Apsiden als gestalterisches Architekturelement auf. Das Bad erlebte zwei Umbauphasen. Letztlich wurden die Apsiden verfüllt und kleinere Wohn- und Wirt-

schaftsräume angebaut. Das Raumprogramm für das Bad ist reduziert, Heizung eingespart worden. Das sind Zeichen des wirtschaftlichen Niedergangs im 3. Jahrhundert, wie sie auch andernorts festgestellt werden können.

An der Friedrichstraße in Heidenheim kamen ferner noch ein mit 35 Quadratmeter Fläche verhältnismäßig kleines Speichergebäude (A) sowie weitere Steingebäude (B, C, E, F) zutage, die nur in Teilen ergraben und deren Abmessungen und Zweckbestimmungen daher zunächst noch nicht klar sind. Aus Holz gebaut, aber sorgfältig mit Kalk verputzt war ein Fachwerkhaus, das vier Räume hat. Sie sind von einem Gang aus erreichbar und besaßen alle einen aufwendigen Estrichboden. In zwei Räumen konnten Feuerstellen nachgewiesen werden.

Die kleinparzellierte Siedlungsstruktur für die Handwerker und Kastellhörler ist nach dem Abzug des Militärs aufgehoben worden. Für die Großbauten im neuen «Regierungsviertel» der Gebietskörperschaft in Aquileia benötigte die öffentliche Hand große Flächen. Dort war kein Platz mehr für kleinbürgerliche Privathäuschen. Das Handwerker Viertel lag nun südöstlich des Kastellgeländes, an der Brenz- und Ploucquetstraße. Ein Geschirrhändler hatte dort sein Depot, und mehrere Schmiede ließen ihre Essen rauchen. Wegen der Brandgefahr durften sie sich nur am Ortsrand niederlassen. Fünf große gewerblich genutzte Öfen wurden hier ausgegraben.



In das verwirrende Nebeneinander und Übereinander von Grundrissen im Grabungsgelände an der Friedrichstraße müssen die Archäologen bei der Auswertung Ordnung bringen. Holz- und Steinbauphase sind mit unterschiedlichen Farben und Signaturen wiedergegeben, die Straße durch Schraffur angedeutet. Die Gebäude A, B, C, E und F und die Römertherme D sind im Text erwähnt.

Die südliche Apsis des Römerbades von Norden her gesehen, mit zwei der vier später vorgebauten Räume, die mit Fußbodenheizung (Hypokaustanlage) ausgestattet waren. Das Mauerwerk verschwindet unter dem Bahnsteig.



Antiquitäten vom Kesselflicker in Heidenheim

In diesem Handwerkerviertel machte die Archäologin Britta Rabold eine besonders interessante Entdeckung. Die Ausgräber waren unversehens in der Werkstatt eines Kesselschmieds gelandet. Unmittelbar neben einem großen, zwei mal ein Meter messenden Ofen mit zwei birnenförmigen Feuerplatten kamen vierzehn Bronzegefäße sowie allerlei Alteisen und zahlreiche Münzen zutage. Die Gefäße hatten platzsparend ineinandergestellt in einer kleinen Grube gelegen, die sich im rückwärtigen Vorratsraum eines Hauses befand. Eine dicke Rußschicht und Brocken von durch die Hitze angezeigtem Lehm der Wände verriet den Archäologen, daß die Gegenstände nicht als Schatz vergraben, sondern beim Einfall der Alamannen, die das Fachwerkhaus in Brand setzten, unter dem Brandschutt des eingestürzten Hauses verschüttet worden waren und dort bis heute verborgen blieben. Die nähere Untersuchung der Bronzegefäße und



Noch drei Steinlagen hoch ist der Ansatz der Kuppelwand über dem Ofen erhalten, der auf dem Gelände der Brauerei Neff an der Ploucquetstraße zum Vorschein kam. Deutlich zu sehen sind die Lochtenne und der Feuerkanal.



Eine Auswahl von Funden aus dem Altmetalldepot des Kesselflickers: Zwei Eimer, zwei Kessel und ein Bronzebecken, zwei niedere Kannen mit Dreipaßmündung und eine hohe Wasserkanne mit Klappdeckel (der Deckel fehlt), zwei Krüge, einer davon mit nachträglich ange-setzten Füßchen und reich verziertem Henkel, sowie der acht Zentimeter hohe kugel-gelige Parfümflakon.

Gefäßteile bestätigte diese Ansicht. Denn sie ergab, daß alle Gefäße beschädigt waren, Bruchstellen und Löcher aufwiesen, daß Teile fehlten. Es handelt sich um die letzten Reparaturaufträge eines Kesselflickers, die umständehalber unerledigt liegengeblieben waren, und um sein Ersatzteildepot, aus dem er auch ausgefallene Kundenwünsche befriedigen konnte. Was schließlich nicht mehr zu flicken, umzuarbeiten oder weiter auszuschlachten war, wurde eingeschmolzen. Denn Metall war wertvoll, Bronzegeschirr teurer als solches aus Keramik oder Holz. Kein Wunder, daß man Beschädigtes nicht gleich wegwarf, sondern immer wieder zu reparieren suchte. Manche Fundstücke waren gleich mehrfach ausgebessert worden.

Im Altmetalldepot fanden sich zwei große Eimer, einer davon mit Füßchen, zwei größere Kessel und ein kleiner mit Aufhängevorrichtung, eine Schale und ein Bronzebecken, dessen Griff mit Blattwerk und Blüten verziert war. Von den drei aufgefundenen Kannen hatten zwei eine Dreipaßmündung und die dritte einen Klappdeckel wie bei einem Bierseidel. Ferner wurden drei Krüge geborgen, von denen der größte auf Füßchen steht, die als Löwenpranken geformt sind. Sein reich verzierter Henkel war an der Attache mit einem tanzenden Amor geschmückt. Eine Zierde der Tafel war ganz

sicher ein enghalsiger, birnenförmiger Krug, dessen Bauch mit goldfarbigen Verzierungen auf silbrig verzinntem Hintergrund versehen war.

Wohlstand im Verwaltungsmittelpunkt

Schließlich fand sich noch eine kleine kugelbäuchige Bronzeflasche mit einem luftdicht schließenden Drehdeckel – ein antiker Parfümflakon. Zu kei-



Ein Eros nimmt die Mitte dieser durchbrochenen Zierscheibe aus Bronze ein, die zu einem Pferdegeschirr gehört hat.

nem der Gefäße paßt eine verzierte Henkelattache und ein Kannengriff mit einer Dionysos-Maske. Eine bronzene Zierscheibe mit der Darstellung eines Eros in der Mitte hatte wohl zu einem Pferdegeschirr gehört. Der Kesselschmied wollte diese Bronzeile wohl gegen schadhafte austauschen. Bei einigen Kannen und Krügen hatte er dies bereits getan. Bei genauer Betrachtung stellte sich nämlich heraus, daß Griff und Gefäß ursprünglich nicht zusammengehört hatten, obwohl sie stilistisch genau zusammenpaßten. Die massiv gegossenen Henkel hatten eben eine längere Lebensdauer als die dünnwandig getriebenen Gefäße. In seinem Altmetalldepot hatte der Kesselflicker von Heidenheim auch eiserne Geräte und Werkzeuge liegen: ein Stechbeitel, ein Dorn, ein Zirkel und eine Blechschere sowie drei Fußfesseln, die aufgebrochen waren.

Funde und Befunde der Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts zeigen deutlich, daß Heidenheim nach dem Abzug der römischen Truppen nicht zum bedeutungslosen Dorf herabgesunken war, wie man bisher angenommen hat, sondern, im Gegenteil, erst zu großer Blüte gelangte. Der Garnisonsort wurde Verwaltungsmittelpunkt, erlebte einen Bauboom und zog Menschen und Waren von weit her an. Griechische Graffiti auf Scherben, bestimmte, aus Pannonien bekannte Techniken und die Zierscheibe mit dem Eros, aber auch Parallelen zu Funden in der Provinzhauptstadt Augsburg und in Limesorten in Rätien belegen für das 2. und 3. Jahrhundert rege Beziehungen nach nah und fern.



Vom Farbenspiel Silber/Gold lebt die Verzierung dieses birnenförmigen Kruges, dessen Herstellung hohes technisches und künstlerisches Können verrät. In eine hauchdünn aufgetragene Zinnschicht sind die Motive eingekerbt und der Überzug dann stellenweise wieder entfernt worden.

Raimund Waibel Museen des Landes: Urmensch-Museum in Steinheim an der Murr

Stuttgart, im Juli 1933: Die württembergische Hauptstadt beherbergt das Deutsche Turnfest, die Stadt ist im Turn- und Sportfieber. Was Rang und Namen hat in Sport, Kultur und Politik, gibt sich in diesen Tagen in Stuttgart die Ehre. Die neuen Machthaber benutzen das Sportfest bereits im Sinne ihrer Massenveranstaltungen, die Stadt scheint in einem Meer von Fahnen unterzugehen, Hakenkreuz reiht sich an Hakenkreuz. Heute, 60 Jahre später, ist das einst die Massen begeisterte Großereignis auf seine eigentliche Dimension zusammengeschrumpft, ein Sportereignis wie viele andere, wie es sie zu Hauf gab und geben wird. In nicht allzu ferner Zukunft wird dieses Stuttgarter Turnfest ganz vergessen sein.

In jenen heißen Sommertagen des Jahres 1933 ging die Kunde von einem sensationellen, Weltbedeutung erlangenden fossilen Schädel Fund eines vorzeitlichen Menschen in einer Kiesgrube unweit von Stuttgart, nämlich in Steinheim an der Murr, in der Öffentlichkeit völlig unter. Gerade noch der *Schwäbische Merkur* konnte sich zu einer kleinen Meldung aufraffen. Und doch werden nicht nur Fachwissen-

schaftler noch in hundert oder mehr Jahren von jenem Schädel reden, den am 24. Juli 1933 der Juniorchef der Sigristschen Kiesgrube entdeckte. Endlich war es gefunden, das menschliche Fossil, von dem die Stuttgarter Geologen und Paläontologen so lange geträumt hatten, das wirklich zu finden man aber eigentlich nicht hoffen durfte! Ein sensationeller Fund, in der Tat, der das Wissen um die Entwicklungsgeschichte des modernen Menschen, des Neumenschen, wie die Paläontologen sagen, wesentlich bereichern sollte.

In einer fünfzehn Meter hohen Kieswand erkennt Karl Sigrist ein leicht gewölbtes Knochenstück

Ganz zufällig freilich war der Schädel des *Homo steinheimensis*, wie der Hauptkonservator der Württembergischen Naturaliensammlung, Fritz Berckheimer, diesen Vorfahren des heutigen Menschen später nannte, nicht aufgetaucht. Um den Fundreichtum der Gruben in Steinheim an der Murr wußten die Wissenschaftler schon recht lange. Mehr als dreißig Jahre schon war in den Kiesgruben dort eine Vielzahl von Knochen und Zähnen aus dem Eiszeitalter stammender Säugetiere, eingebettet in Sand und Schotter, entdeckt und geborgen worden. Die Grubenbesitzer und ihre Arbeiter waren daher für Vorzeitliches sensibilisiert, wie man heute sagen würde, und durch das von Fritz Berckheimer bereitgestellte «Knochen-Bier» auch hinlänglich motiviert. Auf Funde wurde sorgfältig geachtet, sie wurden dem Stuttgarter Naturalienkabinett gemeldet und geborgen.

So kam es, daß Karl Sigrist auch auf jenes gerade fünfmarkstückgroße, leicht gewölbte, platte Knochenstück achtete, das er etwa in der Mitte einer rund fünfzehn Meter hohen Kieswand entdeckte. Er entfernte vorsichtig noch ein wenig den Sand, der den Fund umhüllte, und meldete telefonisch Fritz Berckheimer nach Stuttgart, er habe den Schädel eines Affen in seiner Grube entdeckt. Dem aus Stuttgart herbeieilenden Wissenschaftler war rasch klar, daß es sich darum nicht handeln konnte, dazu war die Wölbung des sichtbaren Knochenstücks viel zu flach. Es konnte sich allenfalls um eine menschliche Schädeldecke handeln. Und in der Tat: Die Sensation war perfekt!

Auf eine Publizierung der Schlüsse, die aus der Untersuchung des Steinheimer Schädels gezogen wur-



250 000 Jahre alt ist der im Juli 1933 in einer Kiesgrube in Steinheim an der Murr geborgene menschliche Schädel.

Fundstelle des Schädels in der Sigristischen Kiesgrube: Der Schädel wurde etwa in der Mitte der rund 15 m hohen Kieswand entdeckt.



den, auf ein Vorstellen dieses Fundes in der Öffentlichkeit und das Einordnen dieses Menschen sowohl in die Stammesgeschichte des *Homo sapiens* als auch in sein natürliches Umfeld, in dem er vor rund 250 000 Jahren lebte, darauf mußte das Publikum mehr als vierzig Jahre lang warten. Schuld daran war zum einen das unkollegiale Vorgehen eines Kieler Professors, der, ohne an der Erforschung des Schädels unmittelbar beteiligt zu sein, 1936 eine keineswegs qualifizierte monographische Beschreibung des Fundes veröffentlichte, als Fritz Berckhe-

mer noch an seiner für das folgende Jahr angekündigten wissenschaftlichen Veröffentlichung arbeitete. Der Stuttgarter Wissenschaftler war über das schmähliche Verhalten des Kieler Kollegen so empört und enttäuscht, daß er auf seine Darstellung völlig verzichtete. Schuld an der langen zeitlichen Verzögerung der Forschungsergebnisse trug aber auch der wenige Jahre später ausbrechende Zweite Weltkrieg, den der Schädel zunächst in einer Tag und Nacht durch Fritz Berckheimer behüteten Pappschachtel, dann, als die Luftangriffe immer

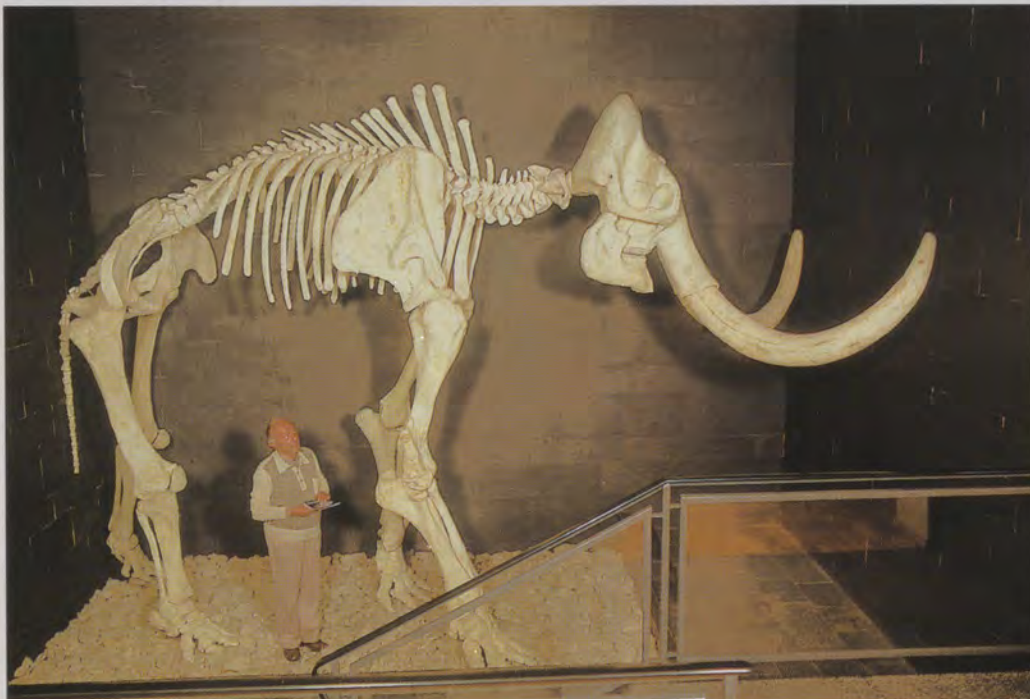
stärker und zerstörender wurden, im Salzbergwerk Kochendorf bei Heilbronn unbeschädigt überstand. Erst lange nach Kriegsende erfuhr der *Homo steinheimensis* auch in der Öffentlichkeit die ihm gebührende Beachtung. Dies ist vor allem den Untersuchungen des Tübinger Anthropologen Wilhelm Gieseler und dem Wirken des Stuttgarter Paläontologen Karl Dietrich Adam zu verdanken. Aber auch dem Interesse und der Bereitschaft der Stadt Steinheim an der Murr, sich nicht zuletzt finanziell stark zu engagieren, damit die Forschungsergebnisse der Wissenschaft, die mit dem Namen der Gemeinde untrennbar verbunden sind, in Form eines «Urmensch-Museums» der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden.

Seit 1968 museale Präsentation der Funde durch Prof. Karl Dietrich Adam in Steinheim a. d. M.

Bereits – oder soll man sagen erst? – im Jahr 1968 konnte in Steinheim an der Murr eine erste Präsentation urweltlicher Funde in dem alten Kirchschulhaus der Gemeinde – nach einem Bürgermeister aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges *Hans Trautwein-Haus* genannt – eingerichtet werden. Verantwortlich für die Präsentation der damals nur in einem Raum, einem ehemaligen Klassenzimmer, ausgestellten Funde war bereits Professor Karl Dietrich Adam, dessen Namen seither mit dem des *Homo steinheimensis* nicht weniger verknüpft ist als der von Fritz Berckheimer und Wilhelm Gieseler. Museumstechnisch beraten wurde Professor Adam

damals von Albert Walzer, dem «Vater» der Heimatmuseen des Landes in der Nachkriegszeit. 1974 wurde an das ehemalige Schulhaus ein Anbau angefügt, der das bereits 1910 in Steinheim gefundene vollständige Skelett eines Steppenelefanten aufnehmen sollte. Wiederum nur wenige Jahre später, nämlich 1983 zum 50. Jahrestag der Entdeckung des Schädels in der Sigristschen Grube, wurde das heutige «Urmensch-Museum» eröffnet. Ein kommunales Museum, das im vorbildlichen Zusammenwirken der Gemeinde Steinheim an der Murr und den zuständigen Landesbehörden, insbesondere dem Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart, entstand und – so wird man wohl sagen dürfen – ein augenscheinlicher Beweis ist für die bemerkenswerte Zusammenarbeit des Wissenschaftlers Karl Dietrich Adam und des jahrzehntelangen und noch amtierenden Bürgermeisters Alfred Ulrich.

Das Urmensch-Museum in Steinheim an der Murr, ein Museum in der Provinz – die Steinheimer mögen diese Bezeichnung verzeihen –, eingerichtet «zu Ehren» eines einzigen Fundes, der jedoch internationalen Rang besitzt: des Schädels eines vor rund einer Viertelmillion Jahren zu Tode gekommenen Vorfahren des heutigen Menschen. Doch das Steinheimer Urmensch-Museum will viel mehr sein als diese nüchterne Beschreibung andeuten kann. Es stand für die Planer und Gestalter des Museums außer Frage, daß es nicht genügen konnte, nur den Schädel einer staunenden Öffentlichkeit vor Augen zu führen, sondern ihn einzuordnen in die gut drei Millionen Jahre umfassende Stammesgeschichte



Mit über fünf Metern Schulterhöhe der Gigant unter den Bewohnern der Murr-Bottwar-Senke: Skelett (Gipsabdruck) eines Steppenelefanten im Anbau an das alte Schulhaus in Steinheim an der Murr.

Am Eingang zur Ausstellung im Steinheimer Urmensch-Museum begrüßen den Besucher die Portraits von Carl Linné, Charles Robert Darwin, Thomas Henry Huxley und Ernst Heinrich Haeckel im Verein mit der antiken Statur des griechischen Bildhauers Lysippos von Sikyon.



des Menschen einerseits und ihm andererseits als leiblichen Menschen im Rahmen seiner natürlichen Umwelt vor zweieinhalb Jahrhunderttausenden darzustellen.

Stammesgeschichte des Menschen – die junge Wissenschaft von der Evolution

In Steinheim entschloß man sich, die Stammesgeschichte des Menschen, deren Erforschung ja eine relativ junge, nicht viel mehr als 100 oder höchstens 150 Jahre alte Wissenschaft ist, zu verbinden mit einer Geschichte dieser Forschungen selbst, ihrer Irrtümer und den Anfeindungen, die nicht wenigen Forschern entgegenschlugen. Die Reflexion über sich selbst fiel den Menschen nie leicht. Von der Wissenschaft auf die Stufe eines Tieres, wenn auch eines besonders entwickelten, auf hoher Stufe stehenden, reduziert zu sein, mißfiel nicht wenigen frommen Zeitgenossen eines Carl Linné (1707–1778), eines Charles Robert Darwin (1809–1882), eines Thomas Henry Huxley (1825–1895) und Ernst Heinrich Haeckel (1834–1919), für die der Mensch nach dem Ebenbild Gottes geschaffen worden war.

Mit diesen forschenden Wegbereitern der Entwicklungsgeschichte des Menschen, deren Portraits den Besucher oben an der Treppe nach dem Aufstieg in den ersten Stock des Urmensch-Museums begrüßen, wird man einen Rundgang durch das Museum am besten beginnen. Carl Linné definierte 1758 in seinem Werk *Systema naturae* erstmals und

wie selbstverständlich den Menschen als Teil des Tierreiches und ordnete ihn den Primaten, den Herrentieren zu. Fast genau hundert Jahre später veröffentlichte Darwin seine berühmte Evolutionstheorie, deren Ergebnisse der Engländer Huxley engagiert verteidigte und am Beispiel des Affen und Menschen verdeutlichte. Der Deutsche Ernst Heinrich Haeckel schließlich, ebenfalls ein Verteidiger Darwins und der Evolution, postulierte in seiner *Systematischen Phylogenie* in einem Stammbaum der Primaten – lange vor Entdeckung entsprechender Fossilien – die Existenz eines Übergangswesens vom Affen zum Menschen, des Pithecanthropus. Diese historische, leicht faßbare, behutsame Einführung des Besuchers in ein gewiß kompliziertes Thema setzt sich im ersten Raum des Obergeschosses im Urmensch-Museum fort. Dort, in der ehemaligen kleinen Küche des Steinheimer Schullehrers, finden nach den Theoretikern der Evolution die paläontologischen Funde Erwähnung, die die Theorien bestätigen. So, in chronologischer Reihenfolge, die epochemachenden Funde des Elberfelder Realchullehrers Johann Carl Fuhlrott (1803–1877) im Neandertal bei Düsseldorf 1856, die Funde von Les Eyzies-de-Tayac 1868 beim Eisenbahnbau im Abri von Cro-Magnon, das diesem eng mit dem heutigen Menschen verbundenen «Neumenschen» den Namen gab, ferner den Fund des von Ernst Heinrich Haeckel vorhergesagten Pithecanthropus in Java durch den niederländischen Militärarzt Eugène Dubois 1891 und schließlich des Austral-

opithecus africanus, des «afrikanischen Südaffen», 1924 in Südafrika.

Gegenüber diesem Ausflug in die große Welt der Paläontologie dreht sich in Steinheim an der Murr alles um den gewiß nicht gering einzuschätzenden Anteil Südwestdeutschlands in der Erforschung der in der Familie der Hominiden vereinten Menschen. Gedacht sei nur an die gleichwohl reichlich naive Identifizierung des versteinerten Skeletts eines jungtertiären Riesensalamanders als Knochen *eines in der Sündflut ertrunkenen Menschen* durch den Züricher Gelehrten Johann Jakob Scheuchzer 1726 oder an die wohl erste Flächengrabung der Welt auf vorzeitliche Lebensreste, die im Jahre 1700 von dem württembergischen Herzog Eberhard Ludwig befohlene Ausgrabung von mehr als 60 Mammut-Stoßzähnen bei der Cannstatter Uffkirche, bei der auch eine menschliche Schädeldecke mit zutage gefördert wurde. Die Stoßzähne brachte man als vermeintliche Hörner des legendären Einhorns alsbald in die Hofapotheke und zerstiess sie dort zu Pulver, um es als Allheilmittel, das mit Gold aufgewogen wurde, zu verkaufen und die herzoglichen Kassen aufzubessern.

Wissenschaftlicher nahm sich dieser Sache Württembergs erster König Friedrich an, der einen Stapel von wiederum in Cannstatt entdeckten Mammut-Stoßzähnen als von Menschenhand aufgeschichtet erkannte und seine Wissenschaftler zur Berichterstattung aufforderte. Bis dato hatte man die Existenz des Menschen zu Lebzeiten des Mammuts als völlig unmöglich abgetan. Die epochemachende Ausgrabung eines Jägerlagers an der oberschwäbischen Schussenquelle wies 1866 erstmals zweifelsfrei den Menschen als Zeitgenossen der Eiszeit in Mitteleuropa nach, Funde in der Bärenhöhle bei Erpfingen auf der Schwäbischen Alb belegten wenig später dessen bemerkenswertes handwerkliches Schaffen. Bezüglich der Stammesgeschichte des Menschen schließt sich der im Jahr 1907 in Mauer bei Heidelberg entdeckte, gut eine halbe Million Jahre alte Unterkiefer des *Homo heidelbergensis* an –, der neben dem Steinheimer Schädel bedeutendste Fund im Land.

Daß sich die Darstellung um die Rolle Südwestdeutschlands dreht, ist übrigens durchaus wörtlich aufzufassen: Die Lehrerküche war keine herrschaftliche Küche. Die sehr beengten räumlichen Verhältnisse ließen die Museumsgestalter daher auf den Gedanken verfallen, in eine Vitrine einen sich auf Knopfdruck drehenden Körper zu stellen, der die genannten Informationen trägt und der sich – wiederum per Knopfdruck – zum Studium der Texte anhalten läßt.

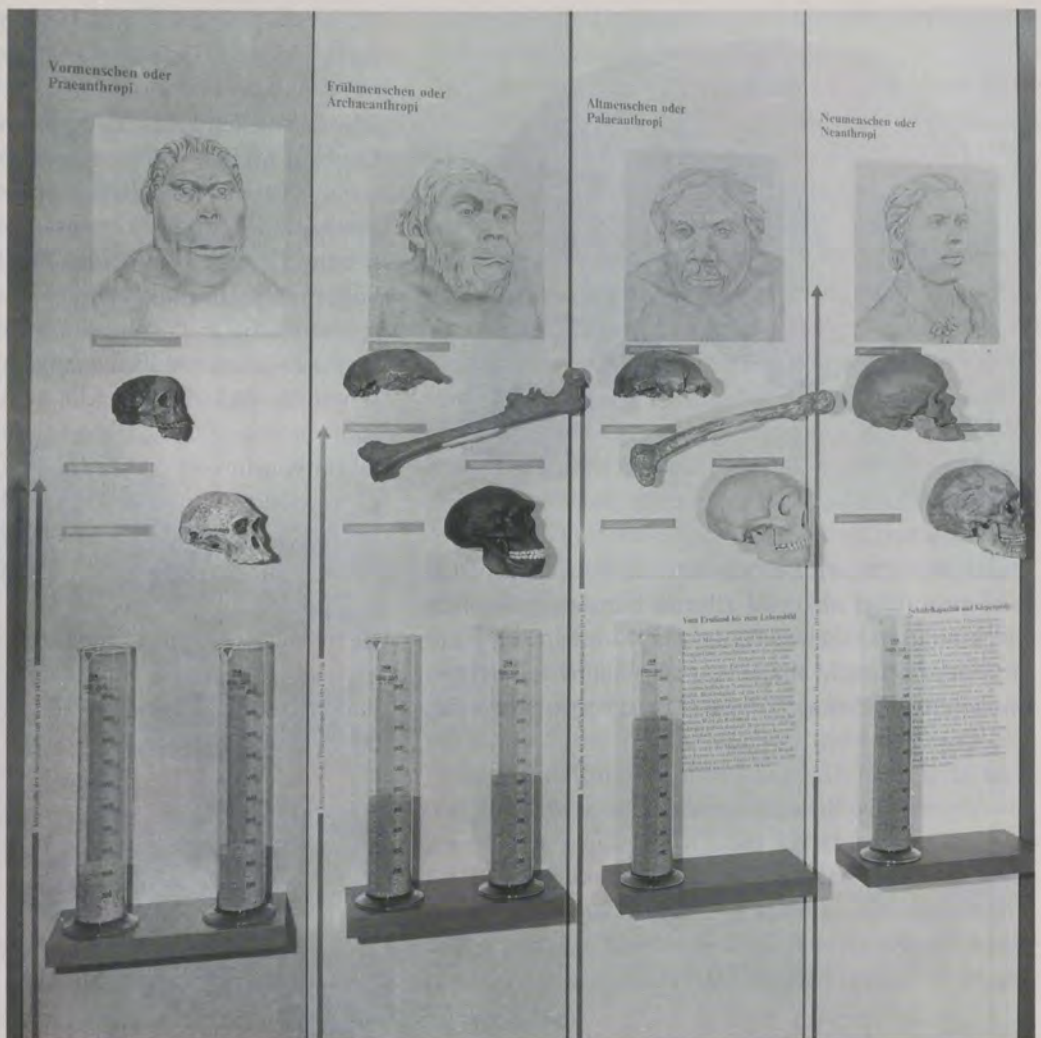
Stammbaum der Primaten und des Menschen, vier Schädelabgüsse im bildhaften und informativen Vergleich

Spätestens an dieser Stelle empfiehlt es sich, die in einem gesonderten Vortragsraum im ersten Stock gezeigte Tonbildschau anzusehen. Die meisten Besucher werden hinsichtlich des speziellen Themas des Urmensch-Museums Laien sein. Die im Museum behandelte Materie ist nicht einfach. Die didaktisch sehr gut strukturierte Diaschau erleichtert dem Besucher den Einstieg in die Welt der Paläontologie und Anthropologie, zumal die vielen Bilder bequem auf einem Stuhl sitzend konsumiert werden können. Man wird sicher die Texte der musealen Präsentation auch im Folgenden noch aufmerksam lesen, aber nun sind sie aufgrund bereits erworbener Vorkenntnisse viel leichter verständlich und erinnerlich. Die Tonbildschau nimmt also im Museum einen recht hohen Stellenwert ein. Daher sollte auf sie vielleicht besser als bisher aufmerksam gemacht und dem Besucher verdeutlicht werden, daß es ratsam ist, sich diese Informationen noch vor dem Rundgang durch das Museum als Einstiegs-hilfe zu Gemüte zu führen.

Durch diese mehrdimensionale Einführung in Schrift, Wort und Bild wohl präpariert, stößt der Besucher im anstoßenden Raum des Steinheimer Urmensch-Museums auf die vollplastische Exemplifizierung des bisher Erfahrenen. Eingerahmt vom Stammbaum der Primaten links und – als kleinem Segment daraus – dem Stammbaum des Menschen rechts, ruhen hinter einer mächtigen Glasscheibe Abgüsse vier ausgewählter bedeutsamer Schädel-funde, die auf die vier unterscheidbaren Gruppen in der menschlichen Stammesgeschichte verweisen: auf die Stufe des Vormenschen, des Frühmenschen, des Altmenschen und des Neumenschen. Dabei stets ein Rekonstruktionsversuch des ganzen Schädels, aber auch Abgüsse zweier Oberschenkelknochen, die den aufrechten Gang ihrer ehemaligen Besitzer beweisen, sowie vier Rekonstruktionszeichnungen des leiblichen Aussehens dieser unserer Vorfahren.

Unterhalb der Schädel und Abgüsse überraschen in Meßgläsern abgefüllte Senfkörner, die das höchst unterschiedliche Gehirnvolumen dieser Hominiden nachdrücklich vor Augen führen. Brachte es der Vormensch auf nur rund 400 cm³ Gehirnvolumen, der Frühmensch auf 1000 cm³, so besaß der Altmensch, hier der Neandertaler, doch schon rund 1500 bis 1700 cm³ Gehirnvolumen, das in etwa bereits dem des Neumenschen entspricht, ja es sogar geringfügig übersteigt. Die geschickt präsentierte Information hinterläßt einen nachhaltigen, weil

Das menschliche Gehirn als Senfkorn: Im Zuge der Evolution, der Entwicklung des Vormenschen hin zum Neumenschen, wuchs das Volumen des menschlichen Gehirns von nur rund 400 cm^3 auf 1500 bis 1700 cm^3 .



bildhaften Eindruck. Doch gerne sähe man in dieser so eindrücklichen Abteilung des Museums, daß den Stammbäumen und Schädeln noch einmal Hinweise zur Zeitstellung der Entwicklungsstufen zugeordnet werden.

Das spezielle Interesse des Urmensch-Museums an der gesamten Entwicklungsgeschichte des Menschen und nicht nur an dem Einzelfund aus der Si-gristschen Grube kommt nicht von ungefähr. Spielt doch der Schädel des *Homo steinheimensis* im Wissen um den *Homo sapiens sapiens*, wie die Wissenschaft den Menschen der Gegenwart zuweilen etwas zu wohlmeinend zu bezeichnen pflegt, eine ganz besonders wichtige Rolle. Mit ihm nämlich, der aufgrund der im Fundhorizont recht zahlreichen Fossilien ziemlich genau datierbar war, konnte nachgewiesen werden, daß der Neandertaler, anders als bis dahin angenommen, kein direkter Vorfahr des Neumenschen war, sondern eine – überspitzt ausgedrückt – Fehlentwicklung, ein unfruchtbarer Zweig im Stammbaum des Menschen, der ausstarb und im heutigen Menschen nicht weiterlebt. Der

Steinheimer Schädel, obwohl ungleich älter als der Neandertaler, steht dem heutigen Menschen näher, wie die Untersuchung des Fundes zweifelsfrei ergab.

Im Urmensch-Museum in Steinheim sind diese Ergebnisse im einzelnen dokumentiert und erklärt. Anders als beim Neandertaler, und dem heutigen Menschen sehr ähnlich, präsentiert sich der Querschnitt durch den Schädel von Ohr zu Ohr: mit annähernd senkrecht gestellten Seitenwänden und einer deutlichen Scheitelkante, die vergrößernd gesprochen die Form eines Hauses ergibt. Auch die stark ausgeprägten Wangengruben (*fossa canina*), die tief eingesenkte Nasenwurzel und die wie beim heutigen Zeitgenossen deutlich geringere Größe der sogenannten Weisheitszähne sprechen ebenso für eine direkte Entwicklungslinie vom *Homo steinheimensis* zur Gegenwart – wenn man so will, unter «Umgehung» des Neandertalers –, wie die nicht runden, sondern gewinkelten Augenhöhlen. Auffallend sind freilich auch die Knochenwülste über den Augen, die auf den ersten Blick sehr an den Ne-



Homo steinheimensis: Schädel einer jungen Frau, die im Alter von etwa 25 Jahren erschlagen worden ist

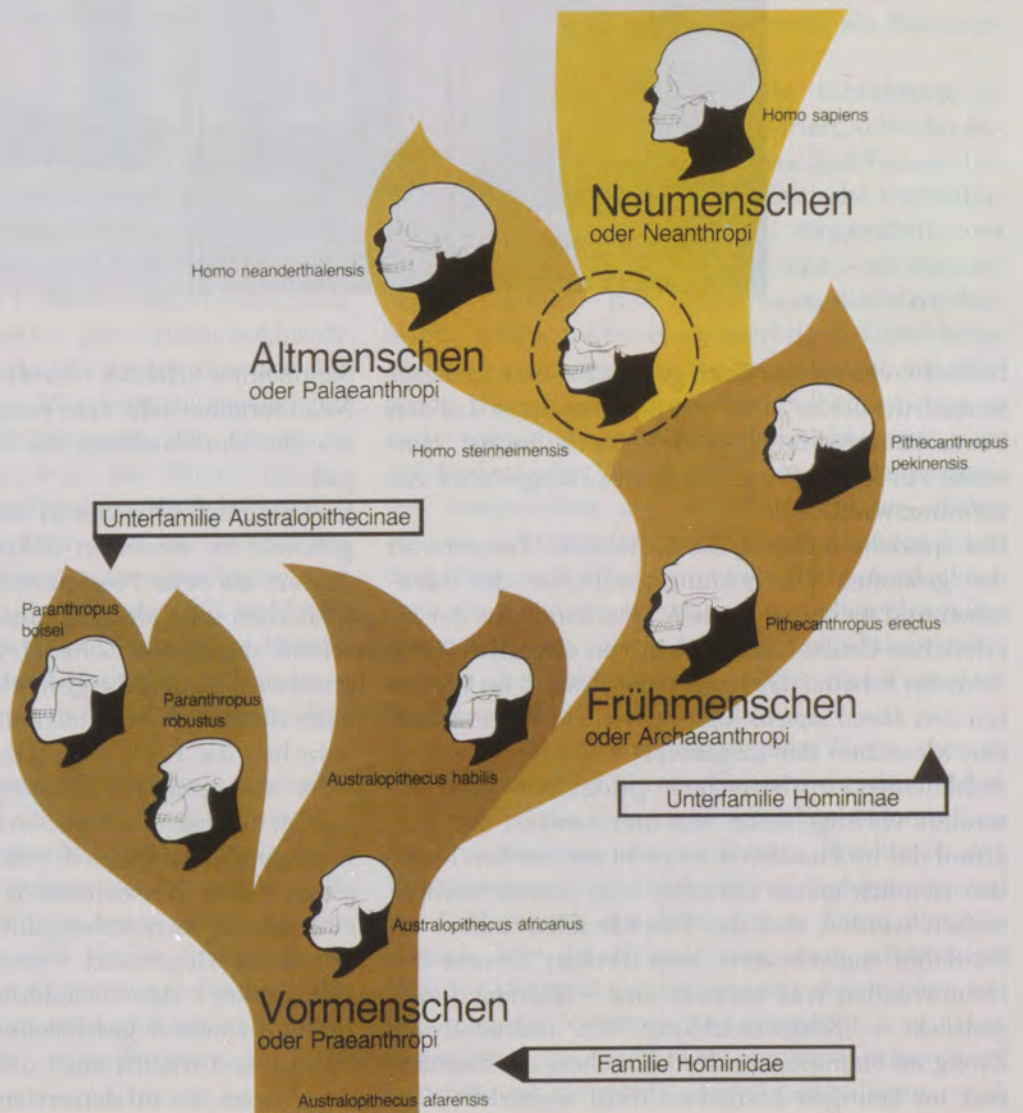
andertaler erinnern. Doch sind nicht diese und andere primitive, also mit älteren Formen verwandte Merkmale maßgebend für die Einordnung eines Fossilienfundes in die Stammesgeschichte, sondern die neuen Merkmale, das in die Zukunft Weisende.

Die Dokumentation der genannten Merkmale erfolgt im Museum mit sechs Fotografien, sogenannten «anatomischen Sichten» (vier Seitenansichten, je eine von oben und von unten), auf denen unter anderem die kleineren Weisheitszähne und der Überaugenwulst deutlich zu erkennen sind. Die auf Professor Wilhelm Gieseler zurückgehenden Untersuchungen lassen es aber auch sehr wahrscheinlich erscheinen, daß der Schädel von einer jungen Frau stammt. Für das Geschlecht stehen die auffallende Dünnwandigkeit des Knochens sowie die vergleichsweise schwach ausgebildeten Muskelansätze der Nackenmuskeln, für das Alter von etwa 25 Jahren die Tatsache, daß die Weisheitszähne erst recht wenig abgenutzt waren.

Mehr noch als die «anatomischen Sichten» fasziniert aber ein Lebensbild der Frau, wie es der geniale russische Prähistoriker und Anatom Michailo-

Oben: Seitenansicht vom Schädel des *Homo steinheimensis*.

Rechts: Der menschliche Stammbaum. Deutlich wird, daß der Neandertaler einen unfruchtbaren Ast der menschlichen Entwicklungsgeschichte darstellt. Der heute lebende Mensch wie der *Homo steinheimensis* stammen von einem gemeinsamen Vorfahren ab.



witsch Gerassimow anhand des Schädels rekonstruierte. Gerassimows einmalige Fähigkeit steht außer Zweifel, stellte er sein Können unter anderem doch auch bei einer Untersuchung des Totenschädels Friedrich Schillers unter Beweis: Das Ergebnis seiner Arbeit ähnelt verblüffend der Totenmaske des Dichters. Und so können wir denn in Steinheim einer Frau in die – vielleicht etwas zu forschend in die Welt schauenden – Augen blicken: Keine Schönheit, gewiß, aber ein Mensch, der vor der unfablich langen Zeitspanne von einer Viertelmillion Jahren lebte.



Lebensbild des *Homo steinheimensis* benannten Steinheimer Urmenschen nach den Forschungen von Fritz Berckhemer und Michail Michailowitsch Gerassimow. Von Richard Kiwit (Ludwigsburg) unter Anleitung von Professor Karl Dietrich Adam 1968 gestaltetes Gemälde.

Bei der Erforschung des Schädels stießen die Wissenschaftler aber auch auf eine weitere, erschreckende und in der Gegenüberstellung der Seitenansichten unübersehbare Tatsache. Mit der jungen Frau muß noch zu Lebzeiten etwas Schreckliches passiert sein: Sie starb keines natürlichen Todes. Offenbar wurden ihr mit einem stumpfen Gegenstand, wohl einem Holzprügel, schwerste Verletzungen im Gesicht beigebracht. Klaffende Wunden waren die Folge, ganze Schädelstücke brachen heraus. Mit anderen Worten, die junge Frau wurde brutal ermordet.

Nach ihrem Tode wurde der Kopf unter massiver Gewalteinwirkung vom Körper getrennt und das Hinterhauptsloch, die Verbindung von Gehirn und Rückgrat, großräumig erweitert, wohl um an das Gehirn zu gelangen. Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, daß der Frau das Gehirn ent-

nommen wurde, um es zu verspeisen. Solche Fälle von Anthropagie, von Kannibalismus, ließen sich übrigens auch an einem in einer Höhle des Monte Circeo zwischen Rom und Neapel gefundenen Schädel eines Neandertalers feststellen. Rituelier, also kultisch bedingter Kannibalismus ist ja auch bis in die jüngste Vergangenheit hinein von primitiven Völkern her bekannt, nämlich in Erwartung, durch Verspeisen des Gehirns, eines Menschen Ichs, seiner Fähigkeiten teilhaftig zu werden. Ob nun im Falle der Frau aus Steinheim solche oder ähnliche Vorstellungen zur Tötung führten, sei dahingestellt. Es ist sicher nicht ungefährlich, aus Riten bei heute lebenden Völkern auf Verhaltensweisen unserer Vorfahren vor einer Viertelmillion Jahren zu schließen. Von höchster Bedeutung sind die Erkenntnisse Fritz Berckhemers und Wilhelm Gieslers aber dennoch, denn sollten die Tötung und das Verspeisen des Gehirns vor einem kultischen Hintergrund zu sehen sein, hätte der *Homo steinheimensis* bereits eine bemerkenswert hohe Kulturstufe erreicht. Er hätte nämlich schon kultische und religiöse Vorstellungen entwickelt, die übrigens nicht nur den Besitz der Sprachfähigkeit – diese steht aufgrund der Ausformung des knöchernen Gaumens wohl außer Zweifel –, sondern auch bereits ein echtes Sprach- und Kommunikationssystem sehr wahrscheinlich machen, mit dem er sich seinen Artgenossen selbst über abstrakte Dinge mitteilen konnte.

Der *Homo steinheimensis* hätte also unter den vier relevanten, im Museum in Wort und Bild dargestellten Kultur- und Entwicklungsstufen – nämlich der Entwicklung von Werkzeugen und Geräten aus Stein und Bein, dem Umgang mit dem Feuer, dem Entwickeln von kultischen und religiösen Vorstellungen, wie sie sich auch in der Totenbestattung ausdrücken, und letztens in der Kunstäußerung und der künstlerischen Selbstdarstellung – bereits die dritte Stufe erklommen. Die vierte und letzte Stufe erreichte der Mensch ja, wie wir heute annehmen, erst vor rund 35 000 Jahren: Aus dieser Zeit stammen die ältesten Kunstwerke der Menschheit, die aus Mammut-Elfenbein geschnitzten Tierfiguren aus der Vogelherdhöhle, ebenfalls in Württemberg gelegen.

Die Kopie des Schädels ruht auf einem Marmorpodest, das Original ist in einem Stahlschrank in Stuttgart

Im Urmensch-Museum in Steinheim an der Murr steht der Schädel des *Homo steinheimensis* wie ein kostbares Diadem – oder soll man sagen wie eine Reliquie? – auf einem Marmorpodest in einer Glas-



Reliquiengleich ruht der Schädel des *Homo steinheimensis* in einem Glaskasten auf einem Marmorsockel. Hell erleuchtet im Hintergrund die sechs «anatomischen Sichten» des Schädels.

vitrine. Strahler beleuchten ihn schräg von oben herab. Dahinter, wie die Fenster im Halbrund einer romanischen Kirche angeordnet, die diesmal leuchtend-farbigen sechs anatomischen Sichten des Schädels als Dias. Ist es auch nicht das in der Kiesgrube geborgene Original – dieses ist viel zu wertvoll und liegt in einem Stahlschrank im Staatlichen Museum für Naturkunde in Stuttgart –, so wird der Besucher, der sich in die Betrachtung des Schädels versenkt, sich eines, wenn nicht sakralen, so doch eines Gefühls der Ergriffenheit nicht erwehren können. Wo sonst im Museum mit Text und Erläuterungen nicht gezeit, ja vom Besucher einiges an Konzentration und Lesewillen erwartet wird, finden sich im bewußt schlicht gehaltenen Halbkreis mit seinen Farb- und Lichteffekten nur wenige knappe und kurze Erklärungen. Es spricht und wirkt das Exponat.

Mit der Kopie des berühmten Schädels erreicht die museale Präsentation ihren Höhepunkt. An dieser Stelle findet die Darstellung der menschlichen Entwicklungsgeschichte im eigentlichen Sinne ihren Schlußpunkt. Die restlichen, übrigens keineswegs weniger interessanten Räume des Urmensch-Museums sind der Lebens- und Umwelt des *Homo steinheimensis* und seiner Nachfahren gewidmet,

also des Holstein-Warmzeit genannten Interglazials zwischen der Mindel- und der Riß-Eiszeit sowie dem letzten, nachfolgenden Glazial.

Noch im Obergeschoß des Museums informiert zunächst ein saalartiger Raum über die geologischen Gegebenheiten und Entwicklungen, die zu der speziellen Schichtenfolge in Steinheim mit ihrem berühmten Fossilienreichtum führten. Bei Steinheim flossen schon vor hunderttausenden von Jahren Bottwar und Murr in einer Senke in den Neckar. Aufgrund spezifischer Verhältnisse im Untergrund sackte die Senke im Laufe der Zeit immer weiter ab, und mit ihr die von den Flüssen abgelagerten Sand-, Kies- und Schotter-schichten. So konnten Bottwar und Murr immer wieder neue Schichten auf den alten abgelagern, die Senke verfüllte sich nie völlig. Im Urmensch-Museum sind diese Gegebenheiten und Vorgänge minutiös und im Detail wiedergegeben, nicht zuletzt durch ein Modell des Fundgebietes im Relief und durch elektronische Wandtafeln, auf denen Vorgänge auf einen Knopfdruck hin in leuchtenden Farben optisch sichtbar werden.

Allerdings wird man diese jedem Fachbuch zur Ehre reichende Präsentation vielleicht als zu exakt, zu wissenschaftlich bezeichnen müssen. Wer

diesen Raum ohne gründliche geologische Vorkenntnisse betritt, die unser heutiges Schulsystem ohnehin bedauerlicherweise nicht mehr vermittelt, ist hier überfordert. Dabei spielt auch eine Rolle, daß das bisher Gesehene für die meisten Besucher ja ebenfalls Neuland war und erst einmal verdaut werden muß. Es würde sich vielleicht empfehlen, in dieser jeden Geologen und Kenner faszinierenden Abteilung einige in einfachen Worten beschriebene, zum Verständnis der Steinheimer Funde und ihrer Konservierung unbedingt nötige Informationen auf irgendeine Weise in der Masse der Tafeln und Texte hervorzuheben. Solch pädagogischer Zierat wäre dem bewundernswerten Werk des Geologen Dr. Gert Bloos durchaus angemessen sowie dem Verständnis und damit der Verbreitung der Forschungsergebnisse dienlich.

Weitere Funde aus den Sanden und Schottern der Murr: fossile Elefanten, Wildpferde und Riesenhirsche

Im Untergeschoß des Urmensch-Museums wird deutlich, daß gerade die speziellen Bedingungen der Geologie und Morphologie bei Steinheim verantwortlich dafür sind, daß die dortigen Schotter,

Kiese und Sande neben dem singulären Schädelfund mit weiteren Sensationen aufwarten können. Als ganz außergewöhnlich, ja einmalig bezeichnet Professor Adam die Tatsache, daß sich in den Ablagerungen von Murr und Bottwar bei Steinheim dank der reichen Fossildokumentation der Übergang von einer Warmzeit zu einer Eiszeit Schritt für Schritt verfolgen läßt. Dies hängt mit dem allmählichen Einsinken der Senke und der ununterbrochenen Aufschotterung zusammen.

So lag es nahe, die beiden großen Räume im Erdgeschoß des Steinheimer Urmensch-Museums jeweils einem dieser beiden Abschnitte des Quartärs zu widmen: der Holstein-Warmzeit, in der der *Homo steinheimensis* lebte, und der frühen Riß-Eiszeit, die bis vor etwa 125 000 Jahren dauerte und in der der Neandertaler auftreten sollte. Aus beiden Zeitaltern fanden sich im Steinheimer Untergrund faszinierende Funde: Fossilien von Elefanten und Nashörnern, von Wildpferden und Wildrindern, von Hirschen und Bären, ja selbst von Löwen. Sorgfältig präpariert liegen diese Fossilien, respektive Abgüsse davon in den Vitrinen oder erheben sich auch freistehend bis auf über fünf Meter Höhe, wie der riesige Steppenelefant, für den das Museum seiner-



Foto vom Jahr 1928. Eingegipst an Ort und Stelle liegt der Kopf eines Waldelefanten zum sicheren Abtransport bereit.

zeit extra einen Anbau erhielt, da das Knochengerüst nie und nimmer in das alte Schulhaus gepaßt hätte. Übrigens handelt es sich gerade in diesem Fall um einen Abguß, mit hohlen Gips-«Knochen», die das Montagegestell verbergen und den Vorteil besitzen, daß das Skelett äußerlich frei und ohne störende Stützen steht.

Übrigens stammt mehr als ein Drittel aller aus den alten Murrschottern geborgenen Funde von Elefanten. Diese ganz ungewöhnliche Massierung von Elefantenknochen bei Steinheim erklären sich die Forscher dadurch, daß die sumpfige Senke von kranken und alten Elefanten aufgesucht wurde, die im Wasser Heilung und Schutz vor den quälenden Insekten suchten. Auch fühlten sie sich im Wasser stehend leichter. Viele der leidenden Tiere fanden dabei den Tod. Es handelt sich also um einen «Elefanten-Friedhof» – ein Phänomen, das auch aus Afrika und Asien vom heutigen Elefanten bekannt ist. Nur mit einigen wenigen Knochen sind andere Tiere vertreten, etwa der Löwe, der Höhlenbär, der Säbelzahn tiger oder der Wolf. Eine Tatsache, aus

der geschlossen werden muß, daß die Pflanzenfresser die Fleischfresser an Individuen weit übertrafen, wie dies auch für heutige Säugetierbestände noch gilt.

*Steinheimer Urmensch-Museum:
ein Mekka paläontologisch interessierter Besucher*

In den beiden Räumen im Erdgeschoß des Steinheimer Museums herrscht eine – samt Parkettboden und Stores vor den Fenstern – eigentümlich antiquierte, an die 60er Jahre erinnernde, doch Ruhe ausströmende Stimmung. Eindrucksvoll wirken wie immer die mächtigen Stoßzähne sowohl des Steppen- wie des Waldelefanten, nicht weniger die unglaublich mächtigen, scheunentor-breiten Geweihe der Hirsche. Doch die Präsentation will in erster Linie nicht durch Superlative beeindrucken, sondern die Tierwelt eingebunden in ihren jeweiligen Lebensraum belegen und beschreiben. Und was zunächst wie Platzverschwendung in einer mehr als fünf Meter langen Vitrine aussieht, wo der



Blick durch den geschwungenen Stoßzahn eines Steppenelefanten in dem der tundrenähnlichen Landschaft der frühen Riß-Eiszeit gewidmeten Saal des Steinheimer Museums im Erdgeschoß. Im Hintergrund an der Wand Bilder des Malers Richard Kiwit.

mächtige Schädel eines Steppenbisons und einige wenige weitere Knochen ruhen, entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als äußerst vielschichtige Aussage. Genau so nämlich, den Schädel kopfüber mit den Hörnern im Untergrund verhakt, der Unterkiefer hinter dem Schädel liegend und einige weitere Knochen des Tieres wie zufällig in seiner Längsachse verstreut, haben die Ausgräber die Fossilien gefunden.

Dies durfte als eine besondere Entdeckung gewertet werden, kamen doch sonst meist nur einzelne und unzusammenhängende Knochen in den Schottern zutage. Mit anderen Worten, die meisten Tiere waren an anderer, aber nicht sehr weit entfernter Stelle gestorben und verwest. Hochwässer schwemmten dann die Knochen an bestimmten Stellen an. Da die Knochen aber wenig beschädigt waren, kann das Wasser sie nicht über sehr weite Strecken transportiert haben. Der Steppenbison allerdings scheint genau an der Fundstelle den Tod gefunden zu haben. Es lag auf dem Rücken, eine schwache Strömung verteilte dann das durch Verwesung auseinanderfallende Knochengerüst im Umkreis von wenigen Metern in der Fließrichtung des Gewässers.

Aus dem Fund von Skeletteilen eines Wasserbüffels an anderer Stelle kann man auf ein warmes Klima ohne Frostperioden schließen, das über eine lange Periode hinweg in Südwestdeutschland vorherrschte. Anders ließe sich das Einwandern dieses Tieres aus Asien nicht erklären. Diese Warmzeit stellt die natürliche Umwelt des *Homo steinheimensis* dar. Mit dem Wasserbüffel und dem Auerochsen bevölkerten der Waldelefant und das Waldnashorn, der Riesenhirsch – mit mehr als 1,80 Meter Rückenlänge –, der Edelhirsch, Rehe, Wildschweine und Wildpferde dessen Lebenswelt. Als die Zeiten rauher wurden, sich die feuchte Waldlandschaft in eine tundraähnliche Steppenlandschaft verwandelte, wanderten viele Tiergattungen in den Süden ab und wurden durch Tiere ersetzt, die aus dem Norden kamen und ihrerseits vor dem vorrückenden Eis wichen. An die Stelle des Waldelefanten trat der Steppenelefant, an die Stelle des Waldnashorns das Fellnashorn, statt des Ur wurde der Steppenbison häufiger, Reh und Wildschweine starben aus. Nur wenige Tierarten, darunter die Pferde, der Edel- und der Riesenhirsch, vermochten sich an die neuen klimatischen Gegebenheiten anzupassen. Sie blieben, doch auch sie nicht ohne sich physisch anzupassen, um den Kampf ums Dasein zu bestehen. So wuchsen die einst eher in die Höhe als in die Breite sich erstreckenden Schaufeln des Riesenhirsch-Geweihs in der baumlosen Tundrenlandschaft mehr und mehr in die Breite, bis sie so mäch-



Oben: Die Riesenhirsche starben nicht zuletzt aufgrund einer Fehlentwicklung aus: Ihr Geweih wurde immer mächtiger.

Unten: Hinter dem kopfüber im Flussbett verhakten Schädel eines Steppenbisons wurde dessen Skelett in Fließrichtung des Gewässers verteilt.



tig wurden, daß Form und Gewicht des Geweihs den Fortbestand der Art gefährdeten. Der Riesenhirsch starb schließlich aus. Auch deshalb, weil der Stoffwechsel der männlichen Tiere bei dem jährlichen Ersetzen des Geweihs zu stark belastet wurde. Der Riesenhirsch war in eine Sackgasse der Entwicklung geraten, an deren Ende der Artentod stand.

Diese Wandlung von Klima, Flora und Fauna an einem Ort, wobei übrigens eine kurze Zeit lang Ab- und Zuwanderer nebeneinander existierten, durch ganz nah beieinanderliegende und klar einander zuzuordnende Funde belegen zu können, macht Steinheim und das Urmensch-Museum zu einem Mekka der paläontologisch interessierten Öffentlichkeit. Als fast einmalig darf gelten, daß man Übergangsschichten von einer Warmperiode zu ei-



Die vier Kulturstufen des Menschen: Der Umgang mit Werkzeugen, die Entdeckung des Feuers, Kulthandlung und Totenbestattung und schließlich (nicht im Bild) Kunstäußerung und künstlerische Selbstdarstellung. Im Durchblick hinter dem Stammbaum des Menschen: die Entwicklung des menschlichen Gehirnvolumens.

ner Eiszeit ergraben konnte. Erneut informieren farbig gestaltete Tafeln an der Wand grundsätzlich und im Detail über die wissenschaftliche Bedeutung der Funde, unterstützt von vielerlei Abbildungen: vom historischen Foto der Fundsituation bis zu den farbigen Zeichnungen der ausgestorbenen Tiere, wissenschaftlich fundierte Gemälde des aus dem Baltikum stammenden Kunstmalers Richard Kiwit. In den Vitrinen finden sich nur kurz gefaßte Erläuterungen. Den Fossilienfund, das Exponat in den Mittelpunkt zu stellen und sprechen zu lassen, zählt ganz offensichtlich zu den didaktischen und gestalterischen Prinzipien des Wissenschaftlers Karl Dietrich Adam.

Bei aller dichten Information und Wissensvermittlung auch Frage nach Herkunft und Wesen des Menschen

Das Urmensch-Museum in Steinheim an der Murr wird man kaum zu den im Verborgenen blühenden musealen Einrichtungen des Landes rechnen. Besuchten doch seit der Eröffnung des Museums rund 600 000 Menschen die Ausstellung rund um die fossilen Funde bei Steinheim. Der bemerkenswerte Er-

folg des Museums hat sicherlich viele Väter. Die, wenn man so will, Exotik des Fundes in der Kiesgrube hat daran auch Anteil. Nicht weniger aber das in vielen Details durchschimmernde Engagement des mit den Funden beschäftigten Fachmannes, spricht die persönliche Note des Museums. Die ohne großartige Inszenierung auskommende, sich immer auf die Aussage des Exponats stützende Präsentation etwa, die nie das Ziel aus den Augen verliert, den Besucher über ein ganz spezielles Thema zu informieren, ja zu belehren. Das Steinheimer Urmensch-Museum ist kein Museum zum Flanieren, kein Ort bloß gehobener Freizeitgestaltung. Die vermittelten Inhalte wollen durchaus erarbeitet sein, dem Besucher wird Aufmerksamkeit und Konzentration abverlangt. Vielleicht aber macht gerade dies einen Teil des besonderen Flairs des Museums aus, nämlich den Zeitgenossen zum Nachdenken anzuregen über den Menschen als solchen – auch über den Besuch der Ausstellung hinaus. Damit griffen die Gestalter des Museums jenen Leitsatz Carl Linnés auf: *Nosce te ipsum*, erkenne dich selbst! Hinter dem Urmensch-Museum steht also mehr als ein trocken naturwissenschaftliches Interesse an zu-

fällig in Steinheim gemachten Fossilienfunden. Die philosophische Frage nach Herkunft und Weg des Menschen, nach seiner Bestimmung im Gefüge der erdgeschichtlichen Entwicklung schwingt immer im Raume mit. Die dem Besucher auffallend oft eingeräumte Möglichkeit, durch Glasscheiben und Glaswände von einer Präsentation aus schemenhaft weitere Themen zu erblicken, mag denn mehr als nur zufällig sein. Die Antwort der Besucher auf die vorhin angedeutete Frage wird ganz verschieden ausfallen, je nach deren ideologischer Prägung. Diese aber anhand der Fakten in Steinheim zu überdenken, diesem sanften Zwang wird man sich kaum entziehen können. Professor Adam hat am Eingang der Ausstellung seine Ansicht zu diesem Thema durch den «Betenden Knaben» des griechischen Bildhauers und Zeitgenossen Alexanders des Großen Lysippos von Sikyon angedeutet: der Aufstieg des Menschen aus dem Dunkel des Tierreiches zu einem Wesen von ganz einmaligen Fähigkeiten. Ob aber diese Entwicklung vielleicht auch nur eine weitere Sackgasse der Evolution darstellt, wird abzuwarten sein. Jedenfalls wird man sich dem leidenschaftlichen Plädoyer des Wissenschaftlers für Themenmuseen vor Ort, für Museen, die den genius loci aufzugreifen vermögen, anschließen müssen.

Urmensch-Museum Steinheim an der Murr

Kirchplatz 4, Hans-Trautwein-Haus
Telefon (0 71 44) 26 31 59

Geöffnet: täglich – außer montags – 10.00–12.00 und 14.00–16.00 Uhr

Im Winterhalbjahr (1. Oktober bis 31. März) ist samstags, sonntags und feiertags am Nachmittag bis 17.00 Uhr verlängert.

Eintritt: Erwachsene 2,50 DM, Jugendliche unter 18 Jahren sowie Schüler, Studenten, Rentner, Schwerbehinderte, Grundwehr- und Zivildienstleistende sowie Arbeitslose gegen Vorlage entsprechender Nachweise 1,50 DM. Gruppen ab 15 Personen 1,50 DM.

LITERATUR:

- Adam, Karl Dietrich: Der Mensch der Vorzeit. Führer durch das Urmensch-Museum Steinheim an der Murr, Stuttgart 1984.
Adam, Karl Dietrich: Der Urmensch von Steinheim an der Murr und seine Umwelt. Ein Lebensbild aus der Zeit vor einer viertel Million Jahren. Sonderdruck aus: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz, 35. Jg., 1988.
Adam, Karl Dietrich: Fünfzig Jahre Homo steinheimensis. In: Beiträge zur Heimatkunde (Beilage zu den Steinheimer Nachrichten), Nr. 31, Steinheim an der Murr 1984.

Christoph Duncker Johannes Bez (1784–1881) – Demokrat und Knabenschulmeister in der Oberamtsstadt Göppingen

Johannes Bez wäre in der Stadt Göppingen, seiner beruflichen Wirkungsstätte, wohl schon längst in Vergessenheit geraten, wenn nicht die Liste der Göppinger Ehrenbürger sowie eine Straße, die seinen Namen trägt, auf ihn aufmerksam machen würden.

Der begabte Schulmann und leidenschaftliche Verfechter demokratischer Rechte wurde am 16. April 1784 in Markgröningen geboren, begleitete neun Jahre lang verschiedene Lehr- und Provisorstellen, bevor er für mehr als ein Halbjahrhundert Knabenschulmeister in Göppingen wurde. In seinem Leben, das fast ein Jahrhundert umspannt, gab es umwälzende Veränderungen, nicht allein auf sozialem und pädagogischem Gebiet, sondern vor allem im politischen Bereich, wo die Bürger für eine Teilhabe an der Regierungsgewalt sowie gegen Bevormundung, Bürokratie und Zensur kämpften. Zwar wurden nach Auskunft des Ludwigsburger Staatsarchivs sämtliche Personalakten der Volksschullehrer aus dem 19. Jahrhundert durch Kriegseinwirkung vernichtet; aber dankenswerter Weise hat Johannes Bez im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte als Neunzigjähriger seine Lebenserinnerungen aufgezeichnet und sie seinem Freund Böhm *zum beliebigen Gebrauch*¹ anvertraut, was uns ein anschauliches Bild der damaligen Zustände vermittelt. Persönliche Erinnerungen von Stadtpfarrer Dr. Max Duncker, einem Enkel von J. Bez, sind in dieses Lebensbild mit eingeflossen.

Mir als dem Urenkel von «Papa Bez», wie ihn die Göppinger einst liebevoll nannten, ist der in Familienbesitz befindliche schriftliche Nachlaß zugefallen, darunter eine Reihe von Urkunden, Freundschaftsbezeugungen, Zeitungsartikeln und politischen Gedichten, wodurch die Selbstbiographie schärfere Konturen erhält; davon soll eine Auswahl dem Leser zur Kenntnis gebracht werden. Da aber die meist in gereimter Form bei unterschiedlichen Anlässen vorgetragenen Poeme, die sich durch Ernst und Humor, durch aufmüpfige Satire und angriffslustige Ironie auszeichnen, ohne Kenntnis der politischen Hintergründe im Schwabenland des 19. Jahrhunderts nur schwer verständlich sind, soll hier versucht werden, in Kürze den Rahmen abzustechen. Die Arbeiten von Karl Kirschmer gaben mir dabei wertvolle Hinweise².



Johannes Bez im Atelier eines Fotografen.

Die entscheidenden Berufsjahre von Johannes Bez fielen unter die Regentschaft von König Wilhelm, dem bewährten Heerführer im Kampf gegen Napoleon; auf ihn hatte das Volk beim Regierungsantritt im Jahr 1816 große Hoffnungen gesetzt, da er den aufwendigen Hofstaat seines Vaters reduzieren wollte und eine liberale Verfassung versprach. Als aber letztere drei Jahre später verabschiedet wurde, verstand er diese als Instrument der persönlichen Herrschaft, wobei er sich durch den restaurativen Kurs des Frankfurter Bundestags unter dem österreichischen Außenminister Fürst Metternich gestützt fühlte. Die «neue Verfassung» blieb in Württemberg ein dauernder Zankapfel zwischen der Krone und dem Landtag, und Bismarck hatte wohl richtig gesehen, wenn er 1855 als preußischer Bundestagsabgeordneter nach einem Gespräch mit König Wilhelm urteilte, der Monarch spüre das Bedürfnis, die Zwangsjacke der Verfassung abzustrei-

fen und unabhängig im napoleonischen Stil zu regieren. Auf jeden Fall sahen sich die reaktionären Kräfte aufgrund der «Karlsbader Beschlüsse» berechtigt, die «Demagogenverfolgung» gegen rebellische Studenten einzuleiten und die bürgerlichen Freiheiten zu beschneiden.

Aber der liberale Geist ließ sich nicht mehr in Ketten schlagen. Von Paris wehte ein aufrührerischer Geist über den Rhein, man sympathisierte mit den polnischen Flüchtlingen, die 1831 nach dem Fall von Warschau durch unser Land gen Westen zogen, und man wehrte sich gegen die polizeistaatlichen Methoden, die vom Volk zu Recht als «Schutzpocken-Impfung gegen die Revolution» verschrien waren. Es gärte überall im Land, und der Funkenflug aus West und Ost hatte das Feuer der Freiheit angefacht und den Willen nach einer konstitutionellen Staatsform wachgerüttelt. Die vaterländischen Vereine verstärkten ihren Druck auf den König, dem Landtag entsprechend der Verfassung seine Rechte zu geben, und eine auf 30. April 1832 – einen Monat vor dem «Hambacher Fest!» – nach Bad Boll einberufene und von allen Mitgliedern der Kammer

besuchte Versammlung erzwang schließlich die Einberufung des Landtags; doch nach einem Vierteljahr wurde diese durch königliche Ordre wieder aufgelöst. Nun ging es Schlag auf Schlag, die Befürchtungen wuchsen, und die Leidenschaften wurden angeheizt: die Franzosengefahr des Jahres 1840, der durch die Teuerung verursachte «Brotkrawall» von 1847 und die Pariser Revolution vom 24. Februar 1848 führten zu dem bekannten Volksaufstand, bei dem Steine gegen den König flogen und dieser nach Ludwigsburg flüchten mußte, bis die Revolte blutig niedergeschlagen war. 1849 wurden Wahlen zur verfassungsgebenden Landesversammlung abgehalten, und mit der Rückkehr des alten Bundestags in Frankfurt am Main im Jahr 1851 schienen die freiheitlichen Blümenträume verwelkt, da die Politiker des «Vormärz» wieder das Sagen hatten.

In dieser politischen Umbruchsituation versah Johannes Bez seinen anstrengenden Dienst an der Deutschen Knabenschule in Göppingen. Aber die berufliche Inanspruchnahme hinderte den politisch hellwachen, auf das Gemeinwohl bedachten, für ein



Die Oberamtsstadt Göppingen zu Füßen des Hohenstaufen um 1850, Lithographie von J. Woelffle.

einiges Vaterland kämpfenden und «rechtschaffenen» Demokraten nicht, durch Eigenstudium sein Blickfeld zu erweitern, sich in der «Schwäbischen Volkspartei» sowie in der örtlichen Bürgergesellschaft zu engagieren und journalistisch tätig zu sein. Als im Frühjahr 1827 beim Innenministerium, dem Zug der Zeit folgend, ein «Intelligenzblatt» für die Oberamtsstadt Göppingen beantragt wurde, erfolgte die Genehmigung nur unter der Maßgabe, daß *neben urkundlichen Bekanntmachungen nur Gegenstände nicht politischen Inhalts eingerückt werden sollten*; gleichzeitig wurde auf die Folgen aufmerksam gemacht, welche die Aufnahme *politischer, räsionierender Artikel* haben würde. Hier zeigte sich die Knebelung der Meinungsfreiheit in ihrer ganzen Deutlichkeit. Trotzdem fand sich ein Herausgeber für das zweimal wöchentlich erscheinende Blatt in der Person des Fauerndauer Bäckersohns A. Schnarrenberger, und der erste Redakteur war Johannes Bez³.

Daß ein solch profilierter, kritischer und aufrechter Schulmann rasch auf der schwarzen Liste des Polizeistaats stand, läßt sich denken. Die Verweigerung einer Reallehrerstelle in Nürtingen durch die Stuttgarter Bürokratie erwähnt er selbst in seiner Biographie. Und im Jahr 1833 ließ Johannes Bez in unbedachter Weise ein politisches Gedicht, in dem er die Auflösung der Ständeversammlung durch den König glossiert hatte, durch einige Schüler abschreiben, was dem Minister Schlayer hinterbracht wurde. Das Vorkommnis wurde durch das Konsistorium untersucht und *mit dem Ausdruck des gerechten Mißfallens zur Kenntnis genommen*. Zugleich waren empfindliche Disziplinarstrafen für den Wiederholungsfall angekündigt, was den Familienvater mit drei unmündigen Kindern zur Zurückhaltung zwang.

Trotzdem gibt es ein besonderes Zeugnis von seiner Unerschrockenheit und seinem bissigen Humor: Als im Jahr 1845 die Renovierung des Göppinger Stadtkirchenturms unmittelbar vor dem Abschluß stand und lediglich der Kupferschmied Bäuerle noch den Auftrag hatte, die Kugel für die Turmspitze mit den bereitgestellten Denkwürdigkeiten zu füllen, zu verschweißen und zu montieren, da bat ihn Bez, ein Gedicht von ihm mit brisantem Inhalt hineinzuschmuggeln, desgleichen die von ihm auf den neuesten Stand gebrachte Stadtchronik. Dies geschah, und der Kupferschmied hielt dicht, bis bei einer späteren Instandsetzung, als Bez längst sein Grab auf dem Göppinger Oberhofenfriedhof gefunden hatte, die vergilbten Dokumente aus einer unruhigen Epoche entdeckt wurden. Das Gedicht hat folgenden Wortlaut:

Als man zählt 1845 post Christum natum.
Den 19. September nach dem Datum.
Ward diesem Turm zu guter Letzt
Auch noch der Kopf zurechtgesetzt.

Zwar sieht man denselben gar hoch tragen.
Daß er stets über andere will hervortragen.
Doch weil ihm dies Recht ist angeboren.
Wie so manchem seine langen Ohren.

So haben wir nichts dagegen einzuwenden.
Da wir solch Hochtragen selbst unter Menschen finden.
Schmälert er nur andere Rechte nicht.
Ja, strebt er hinauf nur nach höherem Licht.

Und strömt wieder Licht und Wärme auf andre zurück.
Verbreitet überall hin des Lebens Wohlsegen und Glück.
So mag die hohe Stellung mit Recht ihm auch werden.
Denn Gleichheit ist ja nirgends zu finden auf Erden.

Wohl möcht ich dir, Leser, noch manches hier sagen.
Doch Alles kann derzeit das Licht noch nicht ertragen.
Erraten kannst's leicht, hast du die Beilage gelesen.
Denn so ists wirklich zu unserer Zeit gewesen.

Gewesen? – Ich hoff es, daß einst du so kannst sprechen.
Die lähmenden Fesseln, sie müssen wohl brechen.
Der Deutschen Verfassung wird gänzlich zur Wahrheit.
Wenn Deutschland sich bildet zur völligen Einheit.

Zur Einheit der Völker, der Fürsten nicht allein.
Wie sie sich zeigt zu Frankfurt am Main.
Doch – ich verlier mich ganz in das Thema unserer Tage.
Zu viel hab ich gesagt, weil vieles ich wage.

Nur deinem hellen Kopf, o Turm, ich vertraue.
Auf deine Verschwiegenheit allein ich baue. (...)
Lüstern schielen die Franzosen über den Rhein,
Sie möchten wohl gerne wieder unsere Hausherren sein:

Drum baut man auch Festungen in aller Eil.
Doch – ob diese auch bringen werden uns Heil
Bezweifle ich, so lange der Deutschen Lande Namen
Nicht alle gefaßt sind unter einem Rahmen.

Doch dürfen da die Fürsten nicht allein.
Die Völker selbst müßten da die Hausherren sein.
Denn Völker sind nicht um der Fürsten willen da.
Das liegt ja dem gesunden Verstande ganz nah.

Vaterlandsliebe ist allein die wahre Feste,
Fehlt diese, so treibt man uns leicht aus dem Neste.
Nur Eins möcht sagen ich dir noch im Vertrauen:
Sollt man den Turm in Trümmer einst schauen,

So suche im obern Grundstein noch unter dem Licht,
Du findest daselbst noch genauern Bericht;
Denn dort in der Richtung gegen Mittag und Morgen
Liegen noch weitere Schriften verborgen.

Ditto: – ob dem Kranze, ein gleicher Eckstein,
Hüllet gleichfalls mehrere Notizen dir ein.
Diese jedoch derzeit zu sagen, den Inhalt notieren,
Ließe den Einschmuggler viele Jahre auf den Straßbuckel
(Festung Hohenasperg) marschieren.

Und hiemit dir, späterem Enkel, bei eiligem Schluß
Entbietet dir längst vermodert seinen herzlichsten Gruß.

Wie rigoros übrigens die Reaktion alle fortschrittlichen Kräfte zu unterdrücken suchte, sieht man daran, daß im Jahr 1850 ein Erlaß *Wider die politisierenden Schulmeister* erging, der gegen aufrechte Demokraten wie Johannes Bez und dessen Holzheimer Kollegen Schnizer zielte. Jener hatte sich bei einer Volksversammlung in Ulm zu den Worten hinreißen lassen: *Fürstenwort gleich Bubenwort*. Dies trug ihm Festungshaft auf dem Hohenasperg ein, die erst beendet wurde, als der gewiß nicht mit Gütern gesegnete Bez für die geforderte Kautionshöhe von 1000 Gulden aufkam.

War der Kampf, den Johannes Bez lebenslang gegen die Entmündigung des Volkes durch einen autokratischen Regenten und für die Wiederherstellung der demokratischen Grundrechte geführt hat, ein vergebliches Bemühen? Mit einem traurigen Herzen schrieb er anno 1857, also im Todesjahr seines Ge-

sinnungsfreundes Ludwig Uhland, in sein Tagebuch: *Mit diesem Jahr erreichte die anno 1848 mit der Bürgerwehr ins Leben getretene Bürgerwehrmusik zur Bedauernnis der Musikfreunde ihr seliges Ende. So ist nun die letzte Relique, die letzte Erinnerung an jenes Erwachen deutschen Bewußtseins in unseren Mauern erloschen. Durch Bundesratsbeschluß wurden 1851 die Grundrechte, welche kaum zur Welt geboren waren, 1854 das Vereinswesen, die Volksvereine vernichtet – Anbahnung zur deutschen Einheit und Freiheit!*

Man kann sich in diesem Zusammenhang fragen, warum Johannes Bez solch eine ablehnende Haltung gegenüber Preußen einnahm. Entsprang dies dem Bemühen der württembergischen Regierung, durch eine Vereinigung der liberalen Staaten Süddeutschlands einen Wall gegen den preußischen und österreichischen Absolutismus aufzubauen? Hatten die Revolutionsopfer vor dem Berliner Schloß seinen Zorn erregt? Oder war es die Enttäuschung darüber, daß der Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. das Angebot der Frankfurter Nationalversammlung, ihm die deutsche Krone zu gewähren, mit der Bemerkung abgelehnt hatte, daß er sie nur aus Fürstenhand entgegennehme? Die Abneigung in den Volksvereinen war so stark, daß die Reutlinger Riesenversammlung am Pfingstmontag 1849 sogar den Krieg gegen Preußen forderte. Johannes Bez selbst faßte sein Urteil in dem Satz zusammen: *Die sogenannte deutsche oder preußische Partei sucht den Anschluß an Preußen zu bezwecken, von der Ansicht ausgehend, die Volksrechte und Freiheiten würden erreicht, wenn erst Deutschlands Einheit hergestellt sei. Von preußischem Absolutismus und einem Militärstaat hoffen sie Volksrechte und Freiheit zu erlangen!* Als es ihn jedoch immer mehr beschwerte, *wie lüstern der gallische Hahn nach den Grenzen am Rhein schiele*, und dann im Herbst 1870 die Nachricht vom Sieg der Preußen bei Sedan an sein Ohr drang, da schlug seine bisherige Skepsis in helle Begeisterung um. Zu Beginn des Jahres 1875 war ja die Einigung der Deutschen vollzogen, wenn auch auf anderem Weg, als er und seine Parteifreunde gedacht hatten. Der Selbstbiographie von Johannes Bez seien noch einige Anmerkungen zur Lehrerbildung und zum Volksschulwesen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in unserem Land vorangestellt⁴. Es bestand damals die «geistliche Schulaufsicht», und im Jahr 1791 ordnete die Generalsynode an, daß kein Schulmeister ohne Vorwissen des Dekans einen «Inzipienten», d.h. einen konfirmierten Lehrling, annehmen dürfe, um ihn in einer mindestens zweijährigen Lehrzeit auf das Provisor-Examen vorzubereiten. Die examinierten Junglehrer gingen dann auf Wanderschaft und verdingten sich gegen



Alte evangelische Knabenschule in Göppingen, Kirchstraße 13.

ein geringes Salär als Gehilfen, Hauslehrer oder Amtsverweser. Neben einigen wenigen bestehenden Privatanstalten für Lehrerbildung, u. a. in Tempelhof, wurde 1811 das erste öffentliche Lehrerseminar in Württemberg unter Leitung des Pestalozzischülers Denzel in Esslingen gegründet. Bemerkenswert ist, daß in einem Erlaß von 1870 ein Schulmeister bei einem Deputat von 26 Wochenstunden für 90 Schüler zuständig war. Wieviele mögen es vorher gewesen sein?!

Daß sich Johannes Bez bei dieser Belastung nicht auf sein Pflichtpensum beschränkte, weiß sein Enkel anschaulich zu berichten: *Ihm lag besonders Geographie am Herzen. Es war die Zeit, in der die Handwerker nach beendigter Lehrzeit auf Wanderschaft gehen mußten. «Da müssen sie doch wissen, wohin sie reisen wollen, und welchen Weg sie machen müssen», meinte er. Atlanten gab es in der Schüler Hand so wenig als Wanderkarten. So malte er, selbst ein guter Zeichner, die erforderlichen Landkarten, selbst oft am Boden liegend, weil kein Tisch groß genug war, daß er sich geeignet*

hätte. Den Zeichenunterricht erteilte er privat, weil er auf dem Lehrplan keinen Platz dafür eingeräumt fand. Die Privatstunden, königlich mit einem Batzen (= 11 Pfennig) pro Stunde honoriert, waren ein nicht zu verachtender Zuschuß zum Lehrergehalt.

Einmal, als ich mit Großvater und Mutter unterwegs war, kam ein alter Schüler meines Großvaters des Wegs, grüßte ihn und erzählte, indes Großvater vorausging, daß dieser ihn einmal in einer Schulstunde beim Malen erwischt habe. Großvater betrachtete das Blatt, wobei es dem Schüler immer unbehaglicher zumute wurde; aber die Zeichnung gefiel dem Lehrer. «Hast Du Freude am Zeichnen?», fragte er. Als der Bub bejahte, kam die Frage: «Warum kommst Du nicht in die Zeichenstunde?», «Ich habe kein Geld», entgegnete dieser, worauf der Lehrer sagte: «Du darfst unbesorgt kommen!» Es sei ihm nicht nur das Honorar erlassen worden, sondern Großvater habe ihm auch noch die Zeichenmaterialien gegeben.

Schließlich erzählt der Enkel auch noch eine Begebenheit aus dem Dienstexamen von Johannes Bez:



Freihof-Gymnasium in Göppingen, bei dessen Grundsteinlegung im Jahr 1874 der Knabenschulmeister und Ehrenbürger Johannes Bez dabei war.

Oberhofen-Kirche, außerhalb der Göppinger Altstadt gelegen. Auf dem Friedhof bei dieser Kirche fand am 31. Januar 1881 Johannes Bez, der im Alter von 97 Jahren gestorben war, seine letzte Ruhestätte.

Zur Feiër des Niedertestes in Göppingen
den 23^{ten} Mai 1850



Die Kandidaten bekamen eine umfangreiche Rechenaufgabe, die am Vormittag allein nicht zu lösen war. So wurden sie über Mittag entlassen, ohne daß man eine Überwachung für nötig hielt. Als sie auf der Straße waren, sagten einige Stuttgarter Examinanden, die Aufgabe samt Lösung fände sich in einem bestimmten Buch, worauf alle nach diesem Buch fahndeten. Auch mein Großvater gestand, auf das Mittagessen verzichtet und das Buch studiert zu haben. Während nun am Nachmittag die Prüfung fortgesetzt wurde, ging der Prälat im Prüfungszimmer von einem zum andern und schaute auf den jeweiligen Bogen. Bei vielen, welche einfach das Buch kopierten, sagt er: «Hm, ich sehe schon ...» oder ähnliches. Der Kommentar bei meinem Großvater lautete: «Ich merke, er denkt selbständig.» Die Kandidaten konnten sich in weiteren Fächern wie etwa Latein oder Französisch prüfen lassen und hatten dabei anzugeben, wie weit sich ihre Kenntnisse erstreckten. Einige wollten mit ihren Kenntnissen angeben und dadurch Eindruck schinden, aber denen wurden schwierigere Stücke zum Übersetzen vorgelegt. Mein Großvater hingegen sagte, als die anderen wegen ihres Versagens recht kleinlaut wurden, daß er von beiden Sprachen nur ein wenig verstehe, und übersetzte flott weg vom Blatt.

Wer wollte, konnte sich auch im Zeichnen prüfen lassen, wozu selbstgefertigte Blätter mitgebracht werden sollten. Als mein Großvater an dem betreffenden Nachmittag erschien, umringten die Kandidaten gerade einen Herrn, der eine schön angemalte Rose mit grünen Blättern der staunenden Umwelt präsentierte, so wie sie eben ländli-

che Schreiner an Bettladen oder Kästen anzubringen pflegen. «Ja, man sieht, er hat Freude am Malen», sagte der Prälat, der eben erschienen war und dem der Verfertiger sein Meisterwerk zeigte. «Hat noch jemand eine Zeichnung?» Mein Großvater zeigte die seine, worauf der Prälat meinte: «Ach, die will ich meinem Sohn bringen, der zeichnet auch!» Sie wurde ihm gern ausgehändigt.

Großvaters Wohnung hing voll von Bildern aus seiner eigenen Hand: Blumen, Köpfe und Kopien, die seine unterschiedene Begabung für das Zeichnen bewiesen.

Die nachfolgend abgedruckten Lebenserinnerungen von Johannes Bez, desgleichen die politischen Gedichte, wurden durch den Herausgeber sprachlich ein klein wenig geglättet. Die eigenhändig geschriebene Biographie hat folgenden Vorspann: *Mein Lebenslauf, den ich verfaßte, angeregt von dem Gedanken, es möchte wohl hie und da einem Freunde und Kollegen nicht uninteressant sein, von einem hochbetagten Greisen nicht nur ein Bild seines eigenen, wechselvollen Lebens, sondern zugleich auch ein Lebensbild des Aspirantentums des deutschen Lehrerstandes, sowie des Schulzustandes überhaupt, beim Beginne dieses Jahrhunderts zu bekommen.*

Es ist nicht mehr viel nachzutragen: Mehr als ein Halbjahrhundert hat Johannes Bez das geistige Leben Göppingens mitgestaltet und bei der männlichen Jugend soliden Grund gelegt. Er war in diesen Jahren die Seele der Bürgergesellschaft, der Vater der Turnbewegung, der standhafte Wächter über

Gedanken- und Pressefreiheit sowie der zuverlässige Stadtchronist. Es gab wohl keine Gemeinde im damaligen Oberamt, in der er nicht für seine Volkspartei voll Überzeugungskraft gesprochen hätte, um die Bevölkerung für die Ziele der Freiheit zu begeistern. Selbst im Lager seiner politischen Gegner war der geistreiche und umgängliche Pädagoge hoch geschätzt.

Gegen Ende seiner Dienstzeit hatte er, wie sein Enkel berichtet, einen Hilfslehrer zur Seite. Als er Mitte der Siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an den Ruhestand dachte, schien er noch so rüstig, daß der visitierende Prälat zu ihm sagte: *Was, Sie wollen sich schon pensionieren lassen?*, worauf er zur Antwort gab: *Herr Prälat, wenn Sie einmal 76 sind, werden Sie auch an den Ruhestand denken!* Aber trotz der vielen Dienstjahre war ihm noch ein ausgiebiger, aktiver Ruhestand beschert, bis Johannes Bez am 29. Januar 1881 entschlief und am 31. Januar unter großer Beteiligung der Bevölkerung zu Grabe getragen wurde. Die Turnerschaft trug den Sarg ihres Ehrenvorsitzenden, Sängerkranz und Lehrerchor des Bezirks umrahmten den Trauergottesdienst, und Dekan Dr. Klaiber würdigte das Leben des Heimgegangenen im Licht des Evangeliums. Dazuhin waren politische Freunde aus dem ganzen Land gekommen, um von diesem unerschütterlichen Demokraten Abschied zu nehmen.

Oberlehrer Hirschner, ein Freund von Johannes Bez, schrieb in einer Würdigung: *Bez war die stadtbekannteste und geachtetste Persönlichkeit im damaligen Göppingen. Als würdiger Vertreter jener Klasse von Lehrern, die, aus der alten in die neue Zeit hereinragend, unter den schwierigsten Verhältnissen ihrem Stande Bahn brachen, und zugleich als echter Typ jener aufrechten, begeisternden Volksmänner aus der Zeit des allgemeinen Aufschwungs der Deutschen Nation, so steht das Bild von Vater Bez vor uns. Auch spätere Geschlechter werden ihn in der Reihe der bedeutenden Persönlichkeiten Alt-Göppingens nicht unbeachtet lassen.* Er gehört, auch wenn sein Name längst vergessen ist, zu den Gründungsvätern unserer schwäbischen Demokratie.

ANMERKUNGEN:

- 1 «Vater Bez»: Die Volksschule – Eine pädagogische Monatschrift, Nr. 41 (1881).
- 2 Kirschmer, Karl: «Die Geschichte der Stadt Göppingen», sowie vom gleichen Verfasser: «Vater Bez, ein Lehrer-Demokrat des 19. Jahrhunderts». Sonntag-Beilage zum «Hohenstaufen» – Göppinger Tagblatt, 68. Jahrgang Nr. 62 vom 15. März 1930.
- 3 Hauptstaatsarchiv Stuttgart E 65 Verz, 57 Bü 140 Unterfasz. 12, Artikel in der NWZ Göppingen vom 14. Mai 1977: «150 Jahre Zeitung in Göppingen».
- 4 Gerd, Friedrich: «Die Volksschule in Württemberg im 19. Jahrhundert.» II. Teil (Weinheim 1978).

Demokratie

Wenn der Fürsten Bajonette,
Wenn Kartätschen dich zerreißen,
Wenn auf sand'gem Todtenbette
Märtyrer ihr Blut verschweißen,
Wenn kein Rächer will erstehen,
Deutsches Volk, verzage nie!
Laß von Mund zu Munde gehen
Nur das Wort «Demokratie».

Wenn der Fürsten feile Rätthe
Nur für Fürstenwohlfarth sorgen,
Wenn sie gar in ihrer Blöde
Von dir selber wollen borgen
Geld, um Ketten dir zu schmieden ...
Deutsches Volk, verlache sie!
Sag', es gelte nur hienieden
Noch das Wort «Demokratie».

Willst du deine eignen Kinder
In die Garnisonen senden,
Um – zwar für die Fürstenmünder
Als für dich, einst zu verwenden
Ihre Waffenkunst und Stärke.
Ei, so Sorge spät und früh,
Daß die Jugend fleißig merke
Auf das Wort «Demokratie».

Zeig' ihr jene edlen Herzen,
Welche Fürstengunst verschmähen,
Staatsbesoldungen verscherzen,
Aber dir zu Handen stehen.
Lehr' sie, statt dem todten Glauben
Neuer Zeit Philosophie,
Die nicht Diebe mögen rauben:
Werke der Demokratie!

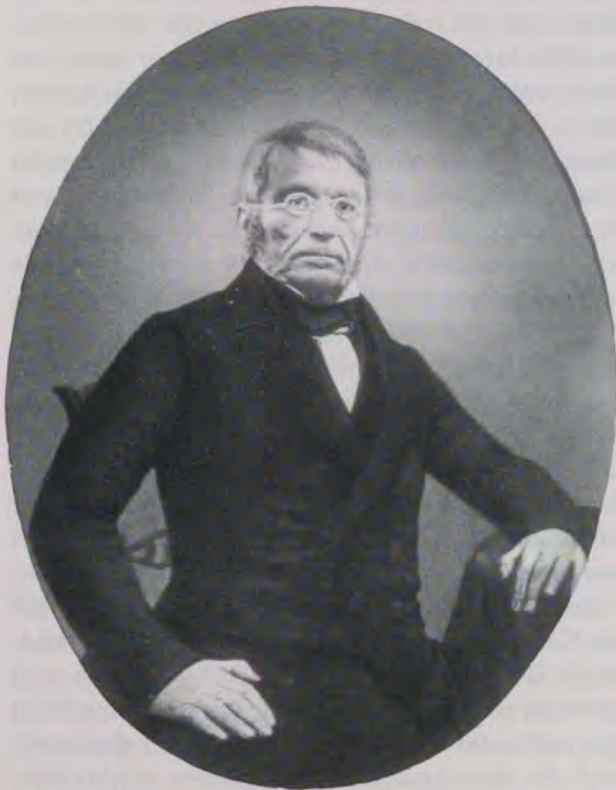
Wenn du dann gerüstest stehest,
Durch das Vorspiel klug belehrt,
Und mit festem Tritte gehest
Nach dem Ziel, das dir gewährt:
Freiheit von den Gottesgnaden,
Freiheit! – Dießmal oder nie! –
Dann, mein Volk, vollbringst du Thaten,
Thaten der Demokratie.

Dann wirst du dich selbst regieren,
Bist nicht mehr der Fürsten Knecht
Darfst, um Großes auszuführen,
Nur dir selber seyn gerecht.
Dann, o Deutschland, bist du eine,
Eine einz'ge Monarchie,
Weil allein regiert die reine
Mächtige Demokratie!

Johannes Bez Erinnerungen eines Knabenschulmeisters

Das Licht der Welt erblickte ich am 16. April 1784 in dem alten Städtchen Markgröningen. Meine Eltern ließen es sich, was zu ihrem Lob gesagt sei, angelegen sein, mir eine gute Erziehung zu geben, und da mein Lehrer etwelche Anlagen in mir zu bemerken glaubte, wurde ich für den Schulstand bestimmt. Zu diesem Entschluß trug die Verwandtschaft mit dem mir stets in freundlichem und dankbaren Andenken stehenden Mädchenschulmeister Laichinger nicht wenig bei; er wirkte hier eine lange Reihe von Jahren und übernahm es, mich binnen zwei Jahren zum Schulstande zuzustutzen. Dies war keine geringe Aufgabe zu jener Zeit, da die Jugendlehrerbildung für die Deutsche Volksschule noch so sehr im argen lag, daß man es nicht für ein Bedürfnis erachtete, Lehrerbildungsanstalten zu errichten; vielmehr überließ man es dem jeweiligen Schulmeister, Schulamtslehrlinge aufzunehmen, ob fähig dazu oder nicht, wobei das Resultat öfters jenem gleich, das ein Prediger einst zum Thema seiner Predigt über das Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus machte:

1. Wie der reiche Mann nichts gegeben, 2. Wie der arme Lazarus nichts von ihm empfangen habe.



Selbstbewußt schaut der Göppinger Ehrenbürger Johannes Bez beim Fotografieren in die Linse der Kamera.

Wie dürftig ausgestattet ein solcher Zögling seine Lehrer verlassen mußte, auch beim besten Geschick und bei gewissenhaftester Tätigkeit von seiten des Lehrmeisters, läßt sich leicht denken, da dem Lehrling nur jener Brocken von Zeit beim Unterricht zufällt, die dem Meister selbst von seinen Schulstunden übrigbleibt; dies trifft vor allem dann zu, wenn der Lehrling dürftig ausgestattet von der Schule in die Lehre tritt. Meine Persönlichkeit wurde von einem alten Schulmeister des ganz alten Schlags abgefüllt: Ein bißchen lesen, eine erträgliche Handschrift, unterstützt durch genossenen Privatunterricht, etwas Rechenfertigkeit, und die Kinder vollgestopft mit einer Unzahl auswendig gelernter Sprüche, Lieder, Psalmen usw. Dies war das ganze Inventarium meines Wissens, das ich im Jahr 1798 in die Lehre brachte. Dieses große Defizit setzte meinen Lehrherrn in nicht geringe Verlegenheit, weil er sich fragen mußte, wie er die wenige ihm verbleibende Zeit einteilen sollte, um für alles Nötige binnen zwei Jahren auch nur einen schwachen Grund zu legen, auf dem ich künftighin selbst weiterzubauen imstande sein könnte, ohne mich der üblen Regel schuldig zu machen: *In omnibus aliquid, in toto nihil* (In allem etwas, in der Gesamtheit nichts).

Zu dieser großen Verlegenheit kam noch hinzu, daß dem guten Mann seine ohnedies geringe Besoldung noch mehr geschmälert wurde: er mußte nämlich seinem wegen Alters und wegen Dienstunfähigkeit aus seinem Amt entlassenen Amtsvorfahren zur Schonung der städtischen Kasse (die übrigens damals sich in einem glänzenderen Zustand befand, als dies heute der Fall ist), durch Beschluß des speculativen Gemeinderats für den Rest des Lebens einen jährlichen Pensionsbeitrag von achtzig Gulden leisten. Diese Besoldungsminderung dauerte mehrere Jahre an. Der arme Mann war deswegen genötigt, seine von Schulstunden freie Zeit für Privatinformationen zu verwenden; dafür wurde er bei monatlich zwanzig Stunden nach damaligen Preisen mit 20 bis 24 Batzen honoriert². Welches Surplus (Aufwendung) an Zeit dem Lehrling unter diesen Umständen zugewendet werden konnte, läßt sich nun leicht berechnen.

Der Anfang wurde mit dem Klavierspiel, namentlich mit dem Choral gemacht, und da mein Lehrherr ein ziemlich guter Lateiner war, weihte er mich auch in diese Sprache ein. Auch andere Unterrichtsfächer wurden nicht versäumt. Zum Violin- und Flötenspiel legte er auch etwelchen Grund. Begreif-

licherweise konnte ich unter solchen Umständen für meinen Beruf nur höchstnotdürftig ausgestattet werden. Nach dieser zweijährigen Lehrzeit konnte ich an Martini 1800 meine erste Station und glänzende Laufbahn als wohlbestellter Provisor mit jährlicher Besoldung von zwölf Gulden – sage und schreibe zwölf Gulden! – nebst etwa drei bis vier Gulden Accidenzien (unvorhersehbare Zuwendungen) in Nußdorf Oberamt Vaihingen a. E. beziehen. Zu damaliger Zeit wurde jeder Provisor, so wie ein Knecht, um beliebigen Lohn gedungen, und da auf den meisten Dörfern zur Sommerzeit des Tags nur zwei bis drei Stunden Schule gehalten wurden, so hielt sich der Schulmeister für berechtigt, seinen Provisor den Tag über auch auf dem Feld oder in seiner Haushaltung zu beschäftigen; dies geschah teils, um ihn vor Müßiggang zu bewahren, teils um ihn seinen Sold möglichst vollständig abverdienen zu lassen. Auch an mir machte mein Schulmonarch diesen Nebenbeschäftigungsversuch, aber nicht immer mit dem günstigsten Erfolg, da ich mich auch hie und da neben etwelchen Arbeiten im Weinberg dazu bequemte, mit einem Säckchen nach dem eine Stunde entfernten Vaihingen zu marschieren, um für meinen Meister und Herrn oder auch für den Pfarrherrn beim Metzger Fleisch einzukaufen; ich kann mich selbst noch mit dem Fleischsäckchen auf dem Rücken daherspazieren sehen.

Daß zu alledem dem armen Provisor die dem Schulmeister obliegende Mesnerei, das Läuten der Glocken, namentlich der Morgen- und Abendglocke, das Uhraufziehen und was sonst drum und dran hängt, wie auch die Aufgabe, dem Pfarrherrn sonntags das Chorhemd demütigst anzuziehen, übertragen wurde, versteht sich von selbst; nicht zu vergessen, daß zu jener Zeit der Provisor vom Schulmeister mit der Anrede «Er» beehrt wurde. Dies lag nun einmal im Geist der Zeit. Mußte ja sogar mancher Schulmeister von seinem Pfarrherrn sich solche Artigkeit gefallen lassen. Überhaupt hat sich ja das «Sie» erst seit dem Revolutionsjahr 1848 vermehrt eingebürgert.

Lediglich ein Jahr brachte ich auf dieser ersten Prüfungsstation zu, weil der Schulmeister eine heiratsfähige Tochter hatte, für welche er einen Mann und für sich einen Amtsnachfolger erhandeln wollte. Zu damaliger Zeit war ein solcher Diensthandel von seiten der Schulmeister mit etwelcher Beihilfe des Dorfmagistrats nichts Ungewöhnliches.

An Martini 1801 mußte ich mein Wanderbündelchen schnüren und nach einer anderen Stelle wandern gehen. Mein Weg führte mich nach Kleineisingen, wo ich wiederum um den laufenden Preis von zwölf Gulden installiert wurde. Da ich den bei-

den Söhnen des Prinzipals täglich, natürlich unentgeltlich, eine Stunde Unterricht in der lateinischen Sprache gab, so mutete er mir keine der von seinen früheren Provisoren geleisteten Felddienste zu; aber Kost und anderweitige Behandlung waren nicht einladend. Da mein Prinzipal viele Güter hatte, so hielt er einen Knecht und zwei Mägde. Mit diesen mußte ich die Kost, mit dem Knecht das Bett teilen. Unsere Schlafkammer war zugleich die Rüstkammer für Pferde- und Wagengeschirr. Sie hatte kein Fenster, sondern war nur mit einem kleinen, alten, verwitterten Lädchen versehen, und neben demselben präsentierte sich, sit venia verbo (Entschuldigung für den Ausdruck!), der Schlauch des Aborts. Die Kost war ebenso wenig einladend. Den Winter über, Sonntag wie Werktag, Haferbrei, und den Sommer über eine Art Milchsuppe, die aber dem Brei ähnlich war. Ersteres Frühstück konnte ich genießen, letzteres aber nicht. Somit mußte ich während dieser Brotsuppenzeit meine Schule nüchtern betreten und bis zum Mittagmahl warten, um meinen Hunger stillen zu können, wobei es sich mir klar zeigte, daß der Hunger der beste Koch ist. Fleisch bekamen wir nur an Festtagen auf dem Tisch zu sehen.

Dieses sybaritischen³ Lebens überdrüssig nahm ich an Martini 1802 meinen Wanderstab, durfte ihn aber nicht weit tragen. Ich hatte schon von hier aus den beiden Söhnchen des benachbarten Grafen von Degenfeld in Großeisingen Privatunterricht erteilt. Auf die Mitteilung meines Entschlusses zu einem Stellenwechsel bot er mir die Lehrerstelle in seinem Hause an. Diesen Antrag nahm ich natürlich mit Freuden an, denn ich glaubte nun in ein Eldorado einziehen zu dürfen, zumal Kost, Behandlung und Besoldung hier in gar lieblicher Gestalt erschienen. Ich täuschte mich auch diesfalls nicht, wenn nur nicht ein Notabene dazwischengetreten wäre: ich durfte meine Zöglinge den ganzen Tag nicht von der Seite lassen. Unter diesen Umständen war mir jede Zeit abgeschnitten, etwas für mich zu arbeiten. Es trat der Ernst der allmählich heranrückenden Zeit des Examens mir mit düsterem Blick vor die Augen, zugleich das Gefühl vielfach mangelnder Kenntnisse, um ein ehrenhaftes Examen bestehen zu können; dies war nicht eben sehr beruhigend.

Unter diesen unlieblichen Betrachtungen fühlte ich die Notwendigkeit, diese Stelle nolens volens baldmöglichst wieder zu verlassen, so lieb sie mir auch gewesen war. Ich hatte meinen Blick auf eine Stadt geworfen, um daselbst Gelegenheit zu bekommen, mich in der Musik etwas ausbilden zu können. Diese Gelegenheit fand sich bald, denn in Schorn-dorf wurde eine Provisorstelle vakant. Ich ging an

Martini 1803 dahin, aber – wieder ein aber! – ich bekam keine Besoldung, bloß freie Kost. Seinen weiteren Unterhalt mußte der jeweilige arme Provisor im Ertrag seiner Privatinformationen suchen, falls er etliche erhalten konnte. Der Schulmeister hatte wahrlich keine Lust, aus seinem mageren Besoldungsbeutel einen Sold zu reichen, solange selbstlose Kandidaten sich einstellten, und davon gab es genug. So verlockend sah es damals im Schuldienst aus. In Stuttgart mußte ein Lehrgehilfe seinem Schulmeister sogar einen gewissen Teil seines Nebenverdienstes abreichen, weil dort die Privatlektionen höheren Lohn abwarfen als in anderen Städten.

Daß ich unter solchen mageren Umständen abermals zu einer weiteren Wanderung gezwungen wurde und dem Stadtleben ein Adieu sagen mußte, ist leicht zu begreifen. Bald eröffnete sich mir eine erfreuliche Aussicht: mir wurde eine Privatlehrerstelle auf dem Land bei einem Beamten angetragen, ein Angebot, das ich mit Freuden annahm, da mir eine honorable Besoldung zugesichert wurde und eine solide Behandlung in Aussicht stand. Ich hatte auch meinen Entschluß nicht zu bereuen. Abermals am hl. Martinitag trat ich 1804 meine Wanderschaft an, und zwar nach Leidringen bei Rosenfeld zu der Familie des später nach Hirsau versetzten Kameralverwalters Schmoller. Dort wurden mir fünf Zöglinge anvertraut, ein Knabe und vier Mädchen; ersteren hatte ich neben anderen Schulfächern auch das Latein und die Anfänge der französischen Sprache zu lehren, die ich in jener Zeit zu studieren begann. Ich hatte meine Wahl nicht zu bereuen: vier Jahre brachte ich bei dieser liebenswürdigen Familie zu, die mich gänzlich als Familienglied behandelte, und die mir stets in teurem Andenken verbleibt. Leider ist diese ganze Familie mir bereits in die Ewigkeit vorangegangen. Hier in dieser stillen Einsamkeit konnte ich meine freie Zeit zu meiner weiteren Ausbildung ungestört benützen.

Im Jahr 1807 wurde die Göppinger Stelle eines Assistenten an der Deutschen Knabenschule vakant. Ich bewarb mich, und außer mir waren es noch weitere vier Kandidaten, die vor dem Kirchenkonvent ein Examen zu bestehen hatten. Ich kann mich nicht enthalten, eine kleine Episode daraus zu erzählen. Wir mußten u. a. auch ein Kapitel aus der Bibel vorlesen, um deutlich zu machen, ob und wie wir lesen könnten. An mich kam die Stelle aus Matth. 11, 3: *Die Blinden sehen und die Lahmen gehen*. Da die Wiederholung des Bindeworts «und» meinem Ohr zuwider klang, so las ich: «*Die Blinden sehen, die Lahmen gehen*. *Iy, Iy*, rief der Herr Examinator, *wo ist das «und» geblieben?* Meine Antwort kann man sich

denken. Um nun meine Kenntnis der Sprachregeln zu prüfen, fragte er mich, wie viele Silben das vorgekommene Wort «antwortete» habe. Meine Antwort: *Vier Silben*. Frage: *Warum vier Silben?* Fast hatte ich Lust zu antworten: weil es nicht mehr und nicht weniger habe. Ich faßte mich aber und antwortete nach einer alten Regel: *Soviel Vokale, soviel Silben*. Dies das Sprachexamen. Die geographische Prüfungsfrage lautete: *Wo liegt Dänemark, wie heißt dessen Hauptstadt und wo liegt diese?* usw. Ich bestand das schwere Examen mit Glück und Ehren, und darum fiel das liebevolle Los der Wahl auf mich.

Ich war der Glückliche, der gewählt wurde und der ein jährliches Gehalt von 100 Gulden zu beziehen hatte, wovon er sich allerdings selbst verköstigen mußte; dies erfolgte um 70 Gulden bei dem damaligen gealterten Schulmeister Ganter, dem ich zur Unterstützung beigegeben wurde. Kurz vor meinem Eintritt hatte die Deutsche Knabenschule in Göppingen nur zwei Lehrer, den betagten Schulmeister Ganter und den noch älteren Provisor perpetuus Greiner, der zugleich Schneider war und wegen seines niederen Diensteinkommens – er war Familienvater – bei Nacht schneiderte und bei Tag in der Schule schlief (buchstäblich wahr!); mit diesem steten Wechsel beschloß er auch sein Leben. Ich als der dritte Lehrer hatte mit dem Schulmeister gemeinschaftlich nur einen Schulraum, was sich sehr störend auf den Unterricht auswirkte, bis endlich im Jahr 1845 auf das Schulgebäude ein weiterer Stock aufgesetzt und damit auch für weitere Lehrzimmer gesorgt wurde. Bald darauf wurde auch ein vierter Lehrer angestellt. Es soll hier nicht unerwähnt bleiben, daß bis zum Jahr 1766 beide Geschlechter zusammen den Schulunterricht besuchten, bis sie damals getrennt wurden: die Mädchenschule wurde in das Hospital verlegt, während in der sogenannten «Oberen Schule» die Knaben verblieben. In der ersteren unterrichtete der unmittelbar zuvor angestellte Schulmeister Müller, in der Knabenschule aber mein Amtsvorfahr Ganter, dessen Amtsvorgänger Sässlen hieß.

Daß ich bei diesem Einkommen – nach Abreichung des Kostgelds noch 30 Gulden – auch die dringenden Bedürfnisse nicht befriedigen konnte, selbst wenn ich mich der größten Sparsamkeit befleißigte, ist klar. Man hat bei Stipulierung (Vereinbarung) dieses Gehalts, wie es scheint, das Einkommen in spe in Rechnung gestellt, das ich etwa durch Privatlektionen mir erwerben könnte; allerdings konnte dies keinesfalls luxuriös ausfallen, da für eine tägliche Unterrichtsstunde damals im Höchstfall monatlich nur zwei Gulden bezahlt wurden, sei es im Fach der Musik oder in gewöhnlichen Schul-

fächern. Nur beim Zeichenunterricht, den mir das Glück zuwendete, war es lohnender, da immer mehrere Schüler zur gleichen Stunde am Unterricht teilnahmen. Von einer Realschulanstalt wußte man damals noch nichts.

Um nur die dringendsten Bedürfnisse befriedigen zu können, war ich genötigt, den Tag, abgesehen von den gewöhnlichen Schulstunden, mit Privatlektionen auszufüllen, so daß mir zu meiner eigenen Weiterbildung nur die späte Nachtzeit übrig blieb; diese benützte ich fleißig namentlich zu Übungen in der lateinischen und französischen Sprache, wobei ich zu letzterer von meinen Kinderjahren her eine große Vorliebe hegte. Mein Vater, der mehrere Jahre in Frankreich, namentlich in Paris, zubrachte, sprach sie mit ziemlicher Fertigkeit, und ich hatte mir von ihm die Bezeichnung vieler Gegenstände angeeignet, was meist im Gedächtnis haften blieb. Zur weiteren Einübung in dieser Sprache verhalf mir der Aufenthalt der Ex-Königin Jerome von Westphalen, der Tochter des Königs Friedrich von Württemberg, die im Jahr 1815 im hiesigen Schloß weilte. Es war günstig für mich, daß mehrere ihrer Hofleute, durchweg Franzosen, das Bedürfnis fühlten, sich in der deutschen Sprache etwelche Kenntnisse zu erwerben. Diesen hatte ich nun Unterricht zu erteilen; da ich dabei selbstverständlich nur mittelst ihrer Muttersprache einen solchen Unterricht erteilen konnte, bewährte sich an mir das Dicitum *Docendo discimus* (*Durch Unterrichten lernen wir selbst*) buchstäblich.

Auch in der Mathematik machte ich einige Versuche. Der quiescierende (im Ruhestand befindliche) Pfarrer Christmann, der sich damals einige Zeit hier aufhielt und zuvor Helfer (zweiter Pfarrer) in unserer Stadt gewesen war, ein anerkannt großer Mathematiker, hatte die Güte, mir einige Zeit die Anfangsgründe dieser Wissenschaft beizubringen. Da ich aber keine ersprißlichen Anlagen hierzu in mir fühlte, so brachte ich meine Kenntnisse nur bis zum pythagoräischen Lehrsatz, zumal da Christmann die Stadt verließ und dadurch der Unterricht unterbrochen wurde. Übrigens trat später ein Umstand ein, der mich wohl genötigt haben würde, meine mathematischen Kenntnisse zu erweitern. Aufgemuntert durch einige Gönner bewarb ich mich nämlich um die damals vacante Stelle eines Reallehrers in Nürtingen, und ich hatte das Glück, von der dortigen Behörde einstimmig gewählt zu werden. Es fehlte nur noch die Absendung des Wahlergebnisses nach Stuttgart, um die Bestätigung von dort her zu erlangen, denn die Gemeinde hatte von jeher das Wahlrecht. Von diesem Wahlakt scheint aber der damalige Minister von Wangenheim Wind be-

kommen zu haben, und da er diese Stelle für einen seiner Günstlinge vorgesehen hatte, so sandte dieser damals allmächtige Minister den Realamtskandidaten Schaffle(?) am darauffolgenden Tag mit dem Ministerialdekret in der Tasche dorthin. Somit wurde mir neben einer angenehmen Stelle ein jährliches Einkommen von ca. 1000 Gulden entzogen.

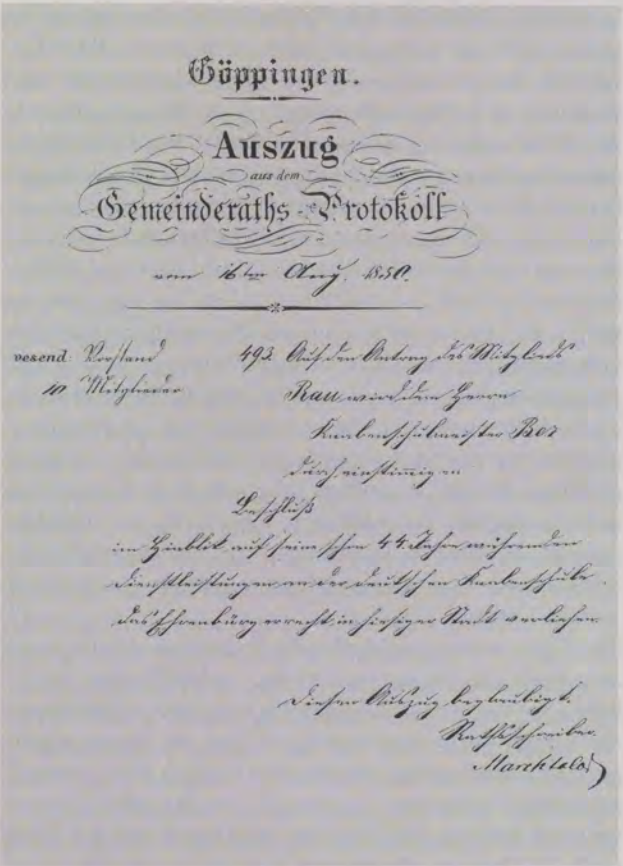
Ich glaube es dem dankbaren Gedenken an den seligen Oberhelfer Seiz schuldig zu sein, hier zu erwähnen, daß derselbe auf die uneigennützigste Weise mir in meinem Bestreben, mich in der lateinischen Sprache weiter auszubilden, treu zur Hand ging, indem er in den Winterabendstunden mehrere lateinische Autoren wie etwa den Cornelius Nepos, Ciceronis orationes (Ciceros Reden) oder den Ovid mit mir las. Da ich mich mit der Absicht trug, mich auf ein Collaboratur-Examen vorzubereiten, hat er zu diesem Zweck den Grund zur griechischen Sprache gelegt; leider aber mußte dieser Unterricht bald infolge des nach einem langen Krankenlager erfolgten Todes abgebrochen werden. Ehre seinem Andenken! In dem Jahr 1816 rückte ich in Göppingen nach dem Ableben des ersten Provisors, auch Provisor perpetuus genannt, nach abermaliger örtlicher Prüfung auf dessen Stelle vor und verbesserte mein Einkommen dadurch um etwa 60 Gulden. So wie die beiden Provisoren oder Unterlehrer an der Mädchenschule nebenbei Zeugmacher waren, so hatte mein Vorgänger das Schneiderhandwerk ausgeübt und war über achtzig Jahre alt geworden.

Schon im Jahr 1812 hatte ich das Dienstexamen unter den Examinatoren Prälat Griesinger und Oberhofprediger d'Autel bestanden, wobei wir 19 Examinanden waren. Das Konsistorialzeugnis enthielt damals folgende Prädikatsgrade: mittelmäßig – gut – recht gut und vorzüglich. Nebst einem anderen Kollegen namens Bäßler hatte ich das Glück, letzteres zu erhalten.

Im Jahr 1816 wurde mir nach dem erfolgten Tod des ersten Knabenschulmeisters Ganter durch einen Konsistorial-Erlaß unter Mitwirkung der hiesigen Behörde die erledigte Göppinger Schulstelle übertragen. Im selben Jahr noch verheiratete ich mich mit der Tochter Wilhelmine Dorothea, geb. am 23. August 1785 in Göppingen, des früheren Kaufmanns Beck, dessen Stamm noch auf diesem Hause ruht. Um meine Subsistenz (Rückhalt) mehr zu sichern, sah ich mich veranlaßt, auswärtige junge Leute, welche die hiesige Lateinschule frequentierten, in Kost und Logis zu nehmen, in manchen Jahren oft 15 bis 18 an der Zahl. Denn an Besoldungsaufbesserung der Schulmeisterstellen wurde damals nicht gedacht, so notdürftig sie in der Regel auch ausgestattet waren, und von dieser Regel

machte damals auch Göppingen keine große Ausnahme.

Im Jahr 1835 wurde mir leider meine liebe, unvergeßliche Gattin durch den Tod entrissen. Häusliche Verhältnisse nötigten mich, 1837 eine zweite Verbindung mit der Tochter Susanne Catharina, geb. am 15. Dezember 1791 in Göppingen, des ehemaligen Eisenchaland (Händler) Gabler einzugehen, die aber auch wieder leider im Jahr 1858 durch den Tod aufgelöst wurde, so wie ein Jahr später mein lieber, hoffnungsvoller Sohn Paul, Oberamtsaktuar in Leonberg, in seinem 34. Lebensjahr starb. Zwei meiner Kinder verblieben mir zu meinem Trost, eine in Geislingen verheiratete, leider nunmehr verwitwete Tochter Wilhelmine Dorothea, geboren am 9. Januar 1822 in Göppingen und am 28. Mai 1844 verheiratet mit Kaufmann Carl Duncker in Geislingen, und ein Sohn Karl, Kaufmann in fernen Landen.



Am 16. August 1850 wird Johannes Bez das «Ehrenbürgerrecht in hiesiger Stadt» vom Göppinger Gemeinderat verliehen.

So stehe ich nun als Greis nahe an neunzig Jahren und nahe am Grab einsam hier. Im Jahr 1860 wurde ich altershalber pensioniert mit einem jährlichen Gehalt von 425 Gulden, nachdem ich im ganzen 53 Jahre an der hiesigen Deutschen Knabenschule gewirkt hatte, davon neun Jahre als Lehrgehilfe und 44 Jahre als Schulmeister, und dies, wie ich mir schmeichle, mit etwelcher Zufriedenheit der hiesigen Einwohner und Behörden; letzteres wurde mir durch viele Beweise von Liebe und Anerkennung bezeugt, die mir von vielen Seiten her schon kund wurden. So wurde mir von seiten der verehrlichen städtischen Behörde im Jahr 1850 das Ehrenbürgerrecht zuerkannt; ferner überreichten mir am 9. Oktober 1857 dankbare ehemalige Schüler in einer zahlreich besuchten Versammlung zu meinem fünfzigjährigen Dienstjubiläum einen prachtvollen silbernen Ehrenpokal. Und noch weitere Jahre hindurch wurde ich bisher an meinem Geburtstag durch ähnliche Ehrenerweisungen, durch Transparente, Gedichte und Bouquets überrascht, wie dies namentlich beim Antritt meines 90. Lebensjahres der Fall war.

Dank, innigen Dank allen diesen Lieben, einen Dank, den ich auch in das nahe Grab mitnehmen werde. Hierbei muß ich mich jedoch selbst fragen, ob ich auch so vieler Ehrenerweisungen würdig gewesen bin; denn ich muß mir ja sagen, daß ich all das, was ich als Lehrer getan habe, nach Lukas 17, 10 zugleich als Bürger und Christ zu tun schuldig war. Dürfte ich angesichts meiner Mängel nur hoffen, vor dem ewigen Richter bald auch so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen! Ja, möge der gütige Gott den so nahe am Ziel seines Lebens stehenden Erdenwanderer, wenn sein Stündlein schlägt, in Gnaden zu sich aufnehmen.

ANMERKUNGEN:

- 1 Aufgezeichnet von ihm ca. 1874 im Alter von neunzig Jahren.
- 2 Ein Batzen entsprach vier Kreuzern zu je drei Pfennigen. Übrigens konnte man damals um einen Batzen einen Schoppen Wein, nicht ganz ein halber Liter, kaufen.
- 3 Sybaris war eine griechische Ackerbaukolonie in Süditalien, bekannt wegen des üppigen Lebens ihrer Bewohner. Sybaritisch ist also gleichbedeutend mit verweichlicht.

Der jüdische Frisör. Auf Spurensuche: Juden in Stuttgart-Ost. Herausgegeben von der Stuttgarter Osten Lokalzeitung. Silberburg Verlag Tübingen und Stuttgart 1992. 128 Seiten mit 50 Abbildungen. Broschiert DM 16,80

ARNON TAMIR: **Eine Reise zurück. Von den Schwierigkeiten, Unrecht wiedergutzumachen.** (Lebensbilder. Jüdische Erinnerungen und Zeugnisse, Band 5.) Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch) 1992. Kartiert DM 14,90

FRED UHLMAN: **Erinnerungen eines Stuttgarter Juden.** Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Manfred Schmid. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 56). Klett-Cotta Stuttgart 1992. 203 Seiten mit 18 Abbildungen. Gebunden DM 29,80

50 Jahre nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes droht ein ritualisiertes Gedenken die aktive Erinnerung an diese Zeit, an die mit ihr verbundene Schuld und Verantwortung aufzuheben. Die meisten Gedenkzeremonien verwischen die Unterschiede zwischen Tätern und Opfern; die verordnete Trauer breitet den Mantel des Vergessens über die Vergangenheit. Der problematische Umgang mit dieser Vergangenheit bzw. der inständige Wunsch nach ihrem Vergehen hat erst jüngst wieder seinen Ausdruck gefunden bei der Umwandlung der «Neuen Wache» in Berlin zur «Zentralen Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft».

Angesichts dieser Bestrebungen zur «Normalisierung», ja zur Entlastung von der Geschichte tut aktive und genaue Erinnerung doppelt not, wird die mühselige und oft auch schmerzhaft Spurensuche vor Ort zur bitteren Notwendigkeit. Dieser Aufgabe haben sich für Stuttgart die Autoren der drei angezeigten Bücher unterzogen. Sie taten das jeweils auf eigene Art, und ihr unterschiedliches Erinnern macht deutlich, daß der Riß, der die deutsche Vergangenheit teilt, auch vor der Erinnerung an diese Zeit nicht halt macht.

Es ist eben ein entscheidender Unterschied, ob sich «Nachgeborene», die Kinder der Täter und Mitläufer, auf die **Spurensuche** begeben und Szenen aus dem Leben von Juden aus dem **Stuttgarter Osten** rekonstruieren oder ob sich überlebende Juden wie Fred Uhlman und Arnon Tamir an ihre Stuttgarter Heimat, aber eben auch an den Ort ihrer Diskriminierung und Vertreibung erinnern.

Zu den von Mitarbeitern der «Stuttgarter Osten Lokalzeitung» entdeckten Spuren jüdischen Lebens in Ostheim

gehört die Erinnerung an den Bankier Eduard Pfeiffer, unter dessen Leitung der *Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen* zu Anfang unseres Jahrhunderts die dortige Arbeiterkolonie gründete, ebenso wie die Geschichte des Frisörs Jakob Preuß aus der Gablenberger Hauptstraße, der schon 1933 denunziert und in die Flucht getrieben wurde. Dazu gehören auch die Berichte über das Schicksal des beliebten Arztes Dr. Jakob Holzinger, der sich 1940 zusammen mit seiner Frau Selma durch Freitod der Verfolgung und der Deportation entzog. Auch die 1941 in das Vernichtungslager Izbica deportierte Malerin Käthe Löwenthal, Schülerin von Ferdinand Hodler und Adolf Hölzel, lebte im Stuttgarter Osten, ebenso wie Viktor Rosenfeld, der praktische Arzt in der Pflasterackerstraße, dem nach dem Novemberpogrom von 1938 gerade noch die Auswanderung gelang. Die Zurückbleibenden fanden sich dagegen in einer Situation wieder, die ein Lagebericht des SD-Unterabschnitts Württemberg-Hohenzollern keinesfalls übertreibend als fortschreitende «Verproletarisierung» beschrieb. Die zumeist Mittel- und Hilfloren wurden – als unmittelbare Vorstufe vor der Vernichtung – zusammengefaßt und von der nichtjüdischen Bevölkerung getrennt. Die Älteren wurden aufs Land zwangsverschleppt, was – wie Roland Müller nachweist – eine Maßnahme war, die – als regionales Spezifikum – unmittelbar mit der Stuttgarter Wohnungsnot zusammenhing: Für die eigentlich vorgesehene Konzentration in sogenannten Judenhäusern fehlten in der Landeshauptstadt nämlich Wohnungen, in die die nichtjüdischen Mieter aus diesen Häusern hätten eingewiesen werden können.

Zur Erinnerung an die Juden im Stuttgarter Osten gehört aber auch die Erinnerung an ihre nichtjüdischen Nachbarn, die aus Angst, Gleichgültigkeit oder Verblendung die Augen vor dem verschlossen, was vor ihren Augen geschah. Nur wenige hatten den Mut zu helfen, wie der Pfarrer der Ostheimer Lukaskirche, der einer untergetauchten Berliner Jüdin Schutz und Unterkunft gab. Und noch 50 Jahre danach war lediglich eine einzige Zeitzeugin bereit, für das Buch ihre Erinnerungen an die vertriebenen oder ermordeten Nachbarn beizusteuern. Diejenigen aber, die sich wie einer der Autoren um die Erinnerung bemühten, der eine emigrierte Stuttgarter Jüdin auf dem Weg in ihr Elternhaus begleitete, machten die Erfahrung: *Der Besuch in der Vergangenheit hat uns Gegenwart geschenkt.*

Allein diese Gegenwart muß sich des Verlusts bewußt bleiben, soll sie nicht zur unkritischen, ja gedankenlosen Vereinnahmung der Geschichte führen, wie es den Auto-

ren passiert, wenn sie in ihrem Vorwort reklamieren: *Kritisches Erinnern bleibt nicht bei der Wehmut stehen, sondern lehnt sich auf und macht sich auf, nach Wegen zur Veränderung zu suchen.* Trifft das tatsächlich auch auf die Erinnerungen der Opfer zu? Ist es nicht eher der Ausdruck des hilflosen Wunsches, auch noch aus der sinnlosen Katastrophe, aus dem unfaßbaren Verbrechen einen Sinn zu ziehen? Die Erinnerungen der zwei überlebenden Stuttgarter Juden jedenfalls enden nicht in solchen versöhnlichen Sinngebungsversuchen. Sie zeichnen vielmehr schmerzhaft den Riß auf, der die Erinnerung der Opfer von denen der Täter trennt – trotz aller Bereitschaft zur Versöhnung: *Wie sollen wir sagen, daß uns dieser Empfang aufs tiefste berührte, daß wir aber auf andere Zeiten, viele Jahre zurückschauen, dorthin, wo sich tief unten ein schwarzes Loch des Unmöglichen, des Unbegreifbaren auftut, das immer gegenwärtig ist,* notiert **Arnon Tamir** 1988 nach einem Empfang der Stadt Stuttgart für die vertriebenen Juden. Der 1917 als Arnold Siegfried Fischmann in Stuttgart geborene bekannte israelische Regisseur erlebte auf seiner zweimaligen Reise zurück die Schwierigkeiten, *Unrecht wiedergutzumachen.* Sein Bericht über das ihn aufwühlende Erlebnis verknüpft die Erinnerung über die Vertreibung aus der inzwischen fremd gewordenen Stadt mit der Auseinandersetzung um seine eigene Rolle als jüdischer Siedler, bei der der Vertriebene selber zum Verreiber wurde. Seine widersprüchlichen und spannungsreich ineinandergreifenden Eindrücke – *jetzt gehen alle Zeiten zusammen durch mich, das Jetzt, das Zuvor, das Ehemals* – münden in der Erkenntnis: *Es gibt keinen Weg nach Haus. Es gibt kein zurück.*

Anders als Tamir, dessen Leidensweg begann, als er 1938 aus Stuttgart nach Polen verschleppt wurde, flüchtete der junge Rechtsanwalt **Fred Uhlman**, als Jude und Sozialdemokrat doppelt gefährdet, bereits im März 1933, wenige Tage nach der Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz. Viele Demütigungen und Verletzungen blieben dem über Paris und Spanien nach England Emigrierten deshalb in Stuttgart erspart. In England fand er eine neue Heimat und Anerkennung als Maler und Schriftsteller. Der vergleichsweise leichte, stellenweise geradezu heitere Ton seiner *Erinnerungen eines Stuttgarter Juden* mögen mit diesen letztlich glückhaften Wendungen seines Emigrantenchicksals zusammenhängen. Doch darf man sich nicht täuschen lassen. Auch bei ihm hinterließ die NS-Zeit tiefe Narben: In seine alte Heimat kehrte er nach dem Krieg nur noch auf Besuch zurück, und dann quälten ihn seine *vergifteten Erinnerungen.* Er fühlte sich in seiner Heimatstadt *vollkommen fremd, ein Geist unter Geistern. Die Fenster, die sich einstmals geöffnet hatten, waren leer. Ich wartete, und niemand kam.* Er konnte, wollte sich an nichts mehr erinnern und flieht vor dem Schmerz in einen partiellen Gedächtnisverlust. An anderer Stelle enthüllt er unter dem Mantel einer «bewältigten Vergangenheit» eine tiefe Verletzbarkeit, zeigt sich als jemand, *der all seine Kraft braucht, um nach außen hin den Anschein von guter Laune und Leistungsfähigkeit aufrechtzuerhalten.*

Benigna Schönhagen

BIRGIT KNORR und ROSEMARIE WEHLING (Hrsg.): **Frauen im deutschen Südwesten.** (Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs, Band 20). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1993. 309 Seiten mit 31 Abbildungen. Halbleinen DM 39,80

Wenig ansprechend ist das äußere Erscheinungsbild dieses Buches: Im Grafton drängen sich ausrangierte Sehwürdigkeiten wie die Burg Hohenzollern neben der Stuttgarter Staatsgalerie oder der Tübinger Neckarfront mit dem Hölderlinturm aneinander, darüber leuchtet auf einem türkisfarbenen Quadrat der Titel in dicken schwarzen Lettern. Das ist aber auch schon die einzige Enttäuschung bei dieser Neuerscheinung, denn wer sich auf dieses Sammelwerk einläßt, wird angenehm überrascht.

Die kurze Einleitung zeigt den Rahmen an, in dem sich die folgenden 35 Biographien bewegen. Wie der Titel schon deutlich macht, befaßt sich die Publikation ausschließlich mit Frauen aus dem Südwesten Deutschlands, und zwar mit solchen, die in unserem oder im vergangenen Jahrhundert dadurch, daß sie frauenspezifische Hemmnisse überwinden konnten, Herausragendes geleistet haben. Ein Lesebuch, so wird versprochen, nicht nur für Frauen, liege hier vor; aber doch gerade ein Buch, das Frauen von heute Ansporn geben und ermutigend wirken kann. Und der Anspruch bleibt keine leere Floskel!

Der Einstieg in die Lektüre ist auf mehrere Arten möglich. Vielleicht kennt man doch schon den einen oder anderen Namen der hier Portraitierten: Margarete Steiff, Königin Katharina von Württemberg oder Isolde Kurz. Vielleicht weckt aber auch mancher Untertitel das Interesse wie etwa *Die Beste Bettlerin im Kreis, Gebt uns Bücher – gebt uns Flügel, Von der hochbegabten Komponistin zur alten Jungfer.* Oder man kennt eine der Autorinnen oder einen der Autoren. Welche Neugier schließlich zur Lektüre treibt, spielt eigentlich keine Rolle, denn man wird informiert, unterhalten und wahnsinnig neugierig gemacht. Hat man erst einmal angefangen, eines dieser Frauenleben kennenzulernen, so möchte man auch gleich über das nächste Bescheid wissen. Spätestens jetzt lernt man die Gruppierung der Lebensläufe nach den Wirkungskreisen zu schätzen: Politik, Bildung und Wissenschaft, Wirtschaft, soziale und karitative Arbeit, bildende Kunst und Musik sowie Literatur. Man fängt an zu vergleichen, die Lebensumstände, die Voraussetzungen und die Leistungen, die so denkbar unterschiedlich waren. Spannend sind die einzelnen Essays verfaßt, und spannend ist auch der schwierige Prozeß der Emanzipation, der sich hier natürlich niemals vollständig, aber in jedem dieser Lebensläufe als ein Teil der bis heute anhaltenden Entwicklung darstellt.

Weit über den historischen Unterhaltungswert hinaus dient dieser 20. Band der von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württembergs herausgegebenen Reihe *Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs* als wertvolles Nachschlagewerk. Man findet nicht nur Namen, die sonst nirgends verzeichnet sind, sondern jedem biographischen Abriss ist die zur weiterführenden

Lektüre geeignete Literatur beigegeben, und unveröffentlichte Quellen sind zitiert. Ein Namensregister, kurze Kapiteleinleitungen, die ebenso wie die einzelnen Essays mit Literaturhinweisen enden, garantieren den wissenschaftlichen Wert dieses Buches als einen weiteren Studienband zur Landesgeschichte.

Gabriela Rothmund-Gaul

DOROTHEE BREUCKER und GESA INGENDAHL: **Blickwinkel. Leben und Arbeit von Frauen in Ravensburg. Ein historisches Lesebuch.** Silberburg Verlag Stuttgart 1993. 240 Seiten mit 80 Abbildungen. Gebunden DM 29,80

Aus weiblicher Perspektive wollen die beiden Autorinnen Stadtgeschichte schreiben und nennen das Ergebnis zweijähriger Arbeit danach *Blickwinkel*. Frauen treten in dem vorliegenden Band *aus dem Schatten der Geschichte heraus*, so die Autorinnen. Tatsächlich?

Wer die Situation «vor Ort», d. h. die Quellen einer zu schreibenden Frauengeschichte einmal sondiert hat, der weiß, wie schwer sich mann/frau heute mit der gerne beschworenen «Umkrempelung» der bislang so männlich geprägten Geschichte tut. Natürlich ist die Quellenlage selbst Indiz für die Notwendigkeit neuer Sichtweisen: Vorschläge für die Namengebung bei Straßen zu erarbeiten, ist bereits schwer, und wie hoch erscheint erst der Anspruch der Autorinnen, Frauen *aus dem Schatten der Geschichte heraustreten* zu lassen!

Die Revue beginnt mit einer Handwerkerfrau des 18. Jahrhunderts, die bei den Hungerunruhen der Jahre 1770/71 eine führende Rolle spielte. Die Autorinnen meinen im Rückblick, schimpfende Frauen in der Öffentlichkeit können wir uns heute nur schwer vorstellen. Doch erst das bürgerliche Zeitalter konstruierte ein auf Passivität (...) ausgerichtetes Weiblichkeitsideal (S. 27). Hiermit ist der Übergang gemacht zu einem Porträt der Biedermeierzeit mit dem Lob der Frau, die *nur arbeitet, um zu nützen und nicht um die Zeit zu vertreiben*, wie aus der Chronik eines Ehemannes zitiert wird. Ihr gegenübergestellt wird wiederum das Bild einer Putzmacherin, um zu zeigen, daß Ideal und (Berufs-)Wirklichkeit auch im 19. Jahrhundert deutlich auseinanderklafften. Es folgen Porträts der ersten Frauenrechtlerinnen und derjenigen Frauen, die als erste im bürgerlichen Bildungswesen eine bislang als «männlich» angesehene Karriere machten. Fremdarbeiterinnen und Frauen auf beiden Seiten – NS-Vereinigungen und kommunistischer Widerstand – der NS-Zeit schließen sich an. Ein besonderes Kapitel ist den Frauenvereinen und -vereinigungen gewidmet. Das Buch klingt aus mit einer Vorstellung der Fraueninitiativen der letzten sechszehn Jahre. Fraglich bleibt aber, warum die Jahre 1945 bis 1977 ausgeklammert bleiben.

Eine weitere kritische Anmerkung sei erlaubt. In manchen Passagen ist das Urteil der Autorinnen von den Auffassungen der dargestellten Frauen nicht zu unterscheiden: *Denn dort, wo der Kornpreis ungerecht ist (...), ist der Widerstand gegen diese Politik rechtens.* (S. 18) Hier ist eine

Identifizierung mit der «Heldin» doch etwas einfach geraten. Zu fragen wäre nach dem «gerechten Preis» und wie die Gerechtigkeitsvorstellungen damals mit der eigenen gesellschaftlichen Rolle zusammenhängen.

Immerhin: Die meisten der porträtierten Namen waren der bisherigen Ravensburger Stadtgeschichte unbekannt. Der Frauengeschichtsforschung sind ähnliche Projekte (und neue Quellen) zu wünschen. Mit dem ähnlich orientierten Karlsruher Projekt von 1992 kann auch diese Arbeit aus der «Provinz» als Beispiel für einen guten Ertrag der Forschungsarbeit und eine gute Präsentation der Ergebnisse empfohlen werden.

Ralf Beckmann

GABRIELE KREUZBERGER: **Fabrikbauten in Stuttgart. Ihre Entwicklung von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg.** (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 59). Klett-Cotta Stuttgart 1993. 432 Seiten mit 145 Abbildungen und 51 Plänen. Pappband DM 45,-

Die nach 1850 auch in Stuttgart allmählich einsetzende und gegen Ende des Jahrhunderts schließlich rasant ausgreifende industrielle Entwicklung hat bis heute sichtbare Spuren im Stadtbild hinterlassen. Indes entsprach das Ergebnis dieses wirtschaftlichen Aufschwungs keineswegs jenem «Coketown», das der englische Schriftsteller Charles Dickens als Karikatur des ungebremsen Manchesterkapitalismus in seinem Roman *Schwierige Zeiten* beschrieb. Das Erscheinungsbild Stuttgarts wurde nicht von qualmenden Schloten und verrußten Straßenzügen bestimmt. Der Grund hierfür lag aber nicht nur in der Rohstoffarmut des Landes, die eine Schwerindustrie gar nicht erst entstehen ließ. Hierfür sorgte vielmehr auch der Einfluß von Gesetzen und Vorschriften – wie dem Ortsbaustatut 1871 und 1897 – sowie der ad-hoc-Charakter der Stuttgarter Stadterweiterungen. Nicht zuletzt aus der stückweisen Ergänzung der Bebauungspläne resultierte eine durchmischte Bebauung der Straßenzüge, so daß sich hier mehrstöckige Fabrikbauten neben Wohnhäusern befanden. Schließlich machte nach der Jahrhundertwende die Eingemeindung von Cannstatt oder Untertürkheim – hier gab es bereits Industriequartiere – die Ausweisung von weiteren Industriezonen im Stadtgebiet überflüssig. Vor dem Hintergrund der skizzierten Rahmenbedingungen verfolgt die Verfasserin dieser am Kunsthistorischen Institut der Universität Stuttgart entstandenen Arbeit die Entwicklung der anfangs *noch vom Wohnhausbau geprägten Produktionsstätte zum Fabrikbau als eigenem Gebäudetyp*.

Konnte man um 1850 noch gar nicht unterscheiden, ob sich hinter den in der Regel verputzten und nach der Tradition des Klassizismus gestalteten Fachwerkfassaden ein Wohnzimmer oder ein kleiner Maschinensaal verbarg, so fiel dies nach 1874 schon leichter. Die seit diesem Jahr vorgeschriebene Massivbauweise der Gebäude ließ den roten Backstein als preisgünstigstes Baumaterial erschei-

nen. Zwar wurden die Ziegel gleichermaßen im Wohnhausbau – vor allem im Mietwohnungsbau – verwendet, doch sorgte bereits die Ausprägung bestimmter, vom industriellen Herstellungsprozeß beeinflusster Bauformen für eine Unterscheidungsmöglichkeit. Die Autorin hat aus der Masse der gesichteten Bauakten vier Grundformen – Geschoß-, Flach-, Hallen- und Gefäßbauten – herausgefiltert, die für sich oder in Kombination eine industrielle Gebäudenutzung augenfällig machten. Sie betont in diesem Zusammenhang aber auch die Entwicklung im Bereich der Fassadengestaltung der Hauptgebäude, die zunehmend mit Rückgriff auf das Angebot historistischer Schmuckelemente erfolgte und um die Jahrhundertwende ihren Höhepunkt erreichte.

Indes läßt sich die Ausformung des Stuttgarter Fabrikbaus zu einem eigenständigen Gebäudetyp vor allem in der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts nicht ohne weiteres geradlinig verfolgen: *Mehrere Strömungen existierten parallel nebeneinander, so daß die einzige Gemeinsamkeit der Fabrikbauten dieser Zeit darin bestand, daß sie sehr verschieden voneinander waren* (S. 59). Auch wenn die damalige internationale Architekturdiskussion den Fabrikbau zwischenzeitlich als Aufgabe entdeckt hatte, so erschwerte das Nebeneinander heimischer wie internationaler Einflüsse – hier sind die Elemente der Stilbewegung, der «Schule von Chicago» oder des sogenannten Heimatstils in Verbindung mit dem Einfluß der beauftragten Architekten zu nennen – die bauliche Spurensuche doch auf den ersten Blick erheblich.

Die Verfasserin läßt sich jedoch nicht abschrecken und arbeitet statt dessen einen neuen «Bautrend» heraus, der ihrer Meinung nach bereits vor 1910 immer deutlicher zu Tage tritt. Die symmetrische Gliederung der Gebäude zur Mittelachse hin sowie die vertikale Abfolge deutlich voneinander abgesetzter Sockel-, Geschoß- und Dachzonen bilden nun die stilistischen Charakteristika der Stuttgarter Fabriklandschaft.

Das Angebot der Autorin, diese Merkmale des eigenständigen Gebäudetyps Fabrik als Synthese unterschiedlicher Stilformen zu deuten und mit dem Begriff eines «neuen Klassizismus» zu fassen, erscheint als interessante Diskussionsgrundlage – mindestens so lange, bis eine Untersuchung über den Stuttgarter Fabrikbau seit 1918 und dessen theoretische Wurzeln vorliegt. Es bleibt abzuwarten, ob eine solche Arbeit die Dekade vor 1918 weniger als Endphase einer bis ins 19. Jahrhundert zurückreichenden Entwicklung versteht oder eher als Formierungsphase jener neuen Entwicklung im Fabrikbau interpretiert, die auch für die Verfasserin mit dem Ende des Ersten Weltkriegs einsetzt, die sie jedoch aus verschiedenen Gründen nicht berücksichtigen will (S. 13).

Dieser Einwand darf jedoch nicht den Eindruck erwecken, als ob Gabriele Kreuzberger gleichsam im luftleeren Raum operiere. Der überwiegende Teil des Buches sucht die Entwicklung am konkreten Beispiel aufzuzeigen. Nach sieben Branchen gegliedert, werden insgesamt 86 (!) Firmen auf ihr zeitweiliges Erscheinungsbild bzw. ihre Bautätigkeit hin untersucht und einzeln vorgestellt. Neben der gebotenen baugeschichtlichen Informations-

fülle besticht das Buch auch durch seine reichhaltige Bebilderung. Zudem erfährt man en passant Anregendes über die Geschichte oder Produktionsweise alteingesessener bzw. längst verschwundener Stuttgarter Industriebetriebe.

Freilich ist nicht auszuschließen, daß sich mancher Leser an Firmenbesichtigungen erinnert fühlt, die er schon selbst miterlebt hat: Er wird vor manch interessantes Gebäude geführt, die Tore werden vielleicht auch geöffnet, doch der dahinter liegende Raum wird nicht ausgeleuchtet, – es bleiben Fragen offen. Vielleicht interessiert ihn, weshalb denn in der Regel *Kraftmaschinenräume mit Marmortafeln und messingfunkelnden Anzeigeninstrumenten* (S. 42) ausgestattet oder Bierbrauereien noch 1904 *als mittelalterliche Burgen mit Zinnen und Ecktürmen errichtet wurden* (S. 60). Baustatuten und ökonomische Zwänge machen keine Vorschriften dieser Art. Die Beschreibung dieses Zustands und einige Andeutungen bezüglich der Rahmenbedingungen können der Neugier, die nach der dahinterstehenden Denkweise aller Beteiligten – Bauherren wie Architekten – fragt, nicht genügen. Vielleicht empfinden manche Leser auch die Ausführungen über die wirtschaftliche Situation in Württemberg vor der Jahrhundertmitte als zu oberflächlich; so war beispielsweise die «Zentralstelle für Handel und Gewerbe» gewiß kein Verein, sondern eine Behörde.

Bevor diese Wünsche nach vertiefender Information der Arbeit als Defizit angelastet werden, sei die Lektüre des Vorworts empfohlen. Hier heißt es fast allzu bescheiden: *Die Arbeit will nur ein kleiner Mosaikstein im Bild jener Zeit der Industrialisierung sein* (S. 9). Es gelingt dem vorliegenden Band, nicht nur einen wesentlichen Teil dieses Bildes von Stuttgart zu ergänzen, sondern er bietet zudem eine ganze Palette von Anregungen für weitere Untersuchungen.

Roland Schurig

Udo RAUCH (Hrsg.): **Zwischen Ammer und Neckar. Das Tübinger Stadtbild im Wandel.** (Tübinger Kataloge, Band 42). Stadt Tübingen, Kulturamt 1994. 188 Seiten mit 177 Abbildungen. Pappband DM 32,-

Welchen hohen kulturgeschichtlichen Stellenwert für die Stadtgeschichte eine über Jahrzehnte hinweg gewachsene Fotosammlung einnimmt, wird eindrücklich mit dem eben erschienenen Ausstellungskatalog *Das Tübinger Stadtbild im Wandel* vor Augen geführt. Der Leiter des Tübinger Stadtarchivs, Udo Rauch, legt zusammen mit sechs Autoren einen Sammelband vor, in dem an zwölf ausgewählten Beispielen die Entwicklung des Tübinger Stadtbilds nachgezeichnet wird.

Dem Titel des Bandes entsprechend wird die Entwicklung des Stadtbilds zunächst in zwei Beiträgen aus der Perspektive der Ammer und des Neckars untersucht. Udo Rauch zeigt in beeindruckender Weise die enorme Bedeutung des Ammerkanals für die wirtschaftliche Ent-

wicklung der Stadt. Während am Oberlauf des Kanals vor dem Haagtor und am Unterlauf große Mühlenwerke angetrieben wurden, nutzten innerhalb der Stadt noch rund fünfzig Handwerker das Wasser für ihr Gewerbe (Gerber, Färber etc.) oder zum Antrieb von Zwirn- und Tabakmühlen. Gleichzeitig diente der Kanal auch für die Abwasser- und Fäkalienentsorgung der Stadt.

Im Vergleich zur Ammer bot der Neckar nur beschränkte Nutzungsmöglichkeiten. Antje Nagel zeigt, daß der Fluß den Tübingern fast nur zum – nicht immer ungetrübten – Badevergnügen diente, bis endlich 1911 nach der Korrektur die Wasserkraft zur Energieerzeugung genutzt werden konnte. Bei beiden Beiträgen handelt es sich jedoch keineswegs nur um eine Geschichte der Tübinger Gewässer: Neckar und Ammer bilden vielmehr den Standpunkt, von dem über viele einzelne «Hausgeschichten» die Entwicklung des Stadtbildes analysiert wird.

Nach dem gleichen Muster sind die weiteren Beiträge aufgebaut. Thomas Faltenbacher beleuchtet die bauliche Entwicklung auf dem «Wöhrd» mit der alten Schießanlage der Tübinger Schützengesellschaft, der Neckarvorstadt und den städtischen Anlagen. Mit den Bereichen Holzmarkt (Udo Rauch), Marktplatz (Wilfried Setzler) und dem Umfeld des Spitals (Gernot Nürger) und der Jakobskirche (Erich Sommer) werden weitere zentrale Räume der Altstadt vorgestellt. Die baulichen Veränderungen am Schloß Hohentübingen skizziert Udo Rauch, wobei das obere Schloßportal in einem gesonderten Beitrag von Gernot Nürger als Umgestaltung des vorigen Jahrhunderts gewürdigt wird. Auch das Gartengelände im Rübenloch, das bis in das 19. Jahrhundert unbebaut geblieben ist, wird von Sabine Schleichert mit der Geschichte der alten Stadtwerke in den Blick genommen. Einen bemerkenswerten Schlußakzent erhält der Band durch einen Beitrag über Luftbilder, die in den dreißiger Jahren im Auftrag Albert Speers angefertigt worden sind (Sabine Schleichert) und durch ein beeindruckendes Panorama Tübingens vom Dach des Rhenanenhauses auf dem Österberg (1907). Durch fünf aneinandergefügte Aufnahmen wird so ein grandioser Blick von der Reutlinger Vorstadt über die Altstadt bis zur Wilhelmsvorstadt präsentiert.

Alle Beiträge bieten über eine Zusammenfassung der bisher bekannten Fakten hinaus auch zahlreiche neue Erkenntnisse zur Geschichte des Tübinger Stadtbildes. Ein gewisser Schwerpunkt ergibt sich notwendigerweise aufgrund der fotografischen und schriftlichen Quellen im 19. und 20. Jahrhundert. Dennoch werden auch Entwicklungen bis in das Mittelalter zurückverfolgt. Der Leser erfährt aber nicht nur wichtige geschichtliche Fakten, sondern auch überraschende Details: Wer ahnt schon, daß man im protestantischen Tübingen *einen nach französischem Vorbild gestalteten Lustgarten* finden oder ein *türkisches Bad* nehmen konnte?

Neben den wissenschaftlich fundierten, dabei flüssig geschriebenen Beiträgen erhält der Band einen besonderen Wert durch die insgesamt 175 Abbildungen. Da sich der Herausgeber fast ausschließlich für historische Fotografien entschieden hat – 155 Fotografien, 20 graphische Ab-

bildungen –, wurde eine sehr geschlossene, einheitliche Wirkung erzielt. Die Motivauswahl bringt eine Fülle von neuen Aus- und Einsichten zum Tübinger Stadtbild. Rund zwei Drittel der Abbildungen werden erstmalig veröffentlicht. Hier konnte auf den einzigartigen Fundus der Tübinger Fotosammlung (ca. 20 000 Exemplare) zugegriffen werden. Aber auch das Fotoarchiv der Gebrüder Metz (Haus der Geschichte, Stuttgart) wurde systematisch ausgewertet. Bei den einzelnen Motiven wurde auf eine Gegenüberstellung Damals – Heute verzichtet. Dieses Verfahren wäre zwar in manchen Fällen wünschenswert gewesen, hätte aber insgesamt zu einer Beschränkung der Motive geführt. Ausdrücklich hervorgehoben werden muß die drucktechnische Präsentation der Fotografien, die mit viel Sorgfalt und Sachverstand erfolgte. Alle Abbildungen sind in einem warmen Sepiaton wiedergegeben, so daß auch die hohen Ansprüche eines Bildbandes erfüllt werden.

Insgesamt bildet dieser Band einen wichtigen Beitrag zur Tübinger Stadtgeschichte, obwohl – oder gerade weil – solche klassischen «Highlights» wie das Evangelische Stift, die Burse, der Bebenhäuser Pflegehof, das Wilhelmsstift oder die Münzgasse allenfalls im Hintergrund bildlich vertreten sind.

Gerhard Faix

HERBERT FECKER: **Stuttgart. Die Schlösser und ihre Gärten.** Das Werden der Schlösser und Gärten von der gräflichen Residenz bis zur Internationalen Gartenbauausstellung. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart und Hamburg 1992. 176 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abbildungen. Leinen DM 88,-

Bisher kannte man die Geschichte der Schlösser und Gärten Stuttgarts und seiner Umgebung nur aus zahlreichen Einzelveröffentlichungen. Professor Herbert Fecker hat die Internationale Gartenbauausstellung 1993 zum Anlaß genommen, den Themenkreis zusammenfassend darzustellen.

Nach geschichtlichen Ausführungen, die den Weg Stuttgarts zur Landeshauptstadt darlegen, folgt in einem ersten Teil die Entwicklung der Schlösser und Gärten bis zum Zweiten Weltkrieg. Entstehung, Auf- und Umbauten des Alten Schlosses, des früheren herzoglichen Lustgartens, des Neuen Schlosses sowie der in der näheren und weiteren Umgebung von Stuttgart liegenden Schloß- und Gartenanlagen Ludwigsburgs, der Solitude und Hohenneims werden ausführlich geschildert. Dabei sind die Einflüsse der jeweiligen Bauherren, der Landesfürsten, wie auch der zahllosen Baumeister detailliert beschrieben. Sehr genau ist auch die Lage von nicht mehr vorhandenen Schloß- und Gartenteilen angegeben, was allenfalls den jeweiligen Lokalhistoriker interessiert, aber auch dem keine richtige Information liefert, da so gut wie keine lesbaren Lagepläne beigelegt sind. Vernachlässigt wird in der Gesamtdarstellung die Innenausstattung der

Schlösser, so erfährt man nur wenig über Ausmalungen oder Einrichtungen. Die Ikonographie wird nur beispielhaft erwähnt. Breiter Raum wurde der Entwicklung der Gärten des Neuen Schlosses sowie der Anlagen des Rosenstein und der Wilhelma im vorigen Jahrhundert gegeben.

Der Zweite Weltkrieg brachte eine Zäsur in der Stadtentwicklung. Die historisch gewachsene Residenz war fast völlig zerstört, und die Stadt hatte beim Wiederaufbau schwierige Aufgaben zu bewältigen. Im zweiten Teil des Buches gibt Professor Fecker daher einen ausführlichen Einblick in die Verkehrs- und Stadtplanung, die auch wesentlich durch die Bundesgartenschauen 1961 und 1977 mitbestimmt wurde. Diese Gartenschauen schlossen die Erneuerung des Alten und des Neuen Schlosses wie auch der Schloßgärten ein. Ein letztes Kapitel zeigt die in den letzten Jahrzehnten geschaffenen Naherholungsräume und naturkundlichen Erlebnisbereiche der Wilhelma, der naturkundlichen Museen und des Rosensteinparks.

Den Texten merkt man das persönliche Engagement des Verfassers an, der viele Jahre Leiter der Bauabteilung im Finanzministerium des Landes Baden-Württemberg war. So wird das meiste mit «der Brille des Architekten» gesehen. Der Kunsthistoriker wird einige Fakten vermissen. Das Buch ist sehr reichhaltig illustriert, doch weisen die Abbildungen zu einem großen Teil keine Unterschriften auf. Da sie in der Regel keinen unmittelbaren Textbezug haben, geben sie deshalb dem Leser oft Rätsel auf. Leider sind auch die Zitate im Text nicht belegt. Übrigens: Das Original der Nymphengruppe Heinrich Danneckers steht schon seit Jahren nicht mehr am Tübinger Anlagensee, sondern in der Tübinger Kunsthalle.

Doch trotz allem leistet diese sehr anschaulich geschriebene Darstellung einen wesentlichen Beitrag zur Stadt- und Landesgeschichte und kann dem interessierten Leser empfohlen werden.

Sibylle Setzler

WOLFGANG HUG: **Geschichte Badens**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 429 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 68,-

An historiographisch zeitgemäßen Gesamtdarstellungen zur Geschichte Württembergs bzw. des deutschen Südwestens, die die württembergischen, badischen und anderen regionalhistorischen Geschichtsstränge des heutigen Baden-Württembergs zusammenfassen, besteht kein Mangel. Dagegen suchte man bisher vergebens nach einer speziellen, alle relevanten historischen Epochen verbindenden Synthese der badischen Geschichts- und Kulturlandschaft, die neben der politischen Entwicklung ebenso wirtschafts-, sozial- wie kulturhistorische Aspekte umfassend würdigt.

Der an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg lehrende Historiker und Geschichtsdidaktiker *Wolfgang Hug* hat mit seiner zweieinhalbtausend Jahre umfassenden

Studie zur Geschichte des Raums zwischen Bodensee und Main, Rhein und Schwarzwald eben diese Lücke ausgefüllt. Beginnend mit den vor- und frühgeschichtlichen Spuren spannt sie auf überzeugende Weise den Bogen von der Kelten- und Römerzeit und der Epoche des frühmittelalterlichen alamannischen Herzogtums über alle wichtigen historischen Stationen des Mittelalters, der Neuzeit und Zeitgeschichte bis hin zur Gegenwart Badens als Teil Baden-Württembergs. Vor den Augen des Lesers entfaltet sich ein vielschichtiges, facettenreiches Geschichtspanorama, das die wesentlichen Entwicklungslinien klar herausarbeitet, ohne sich in nachrangige Einzelheiten zu verlieren.

Wer den besonderen Stellenwert badischer Geschichtswirklichkeit an der Nahtstelle zwischen dem romanischen und dem deutschen Sprach- und Kulturraum näher in den Blick nehmen will, wer die spezifischen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Beiträge übersehen will, die das liberale «Musterland» Baden zur deutschen bzw. südwestdeutschen Geschichte und zur Entwicklung freiheitlicher und demokratischer Strukturen beigesteuert hat, dem ist dieses Buch ein zuverlässiger Lotse durch die Fährnisse von zweieinhalbtausend Jahren historischen Werdens.

Rudolf Kroboth

ULRIKE BROMMER: **«... und Wasser trink ich oft dazu»**. Das private Leben der großen schwäbischen Dichter. Bleicher Verlag Gerlingen 1993. 368 Seiten mit einigen Abbildungen. Gebunden DM 48,-

Literarische Reisen, «Litera-Touren», erfreuen sich immer größerer Beliebtheit. Literaturführer, insbesondere Publikationen unter dem Motto «Auf den Spuren von ...», finden zunehmendes Interesse, füllen eine Marktlücke und erschließen sich neue Leserschichten. So liegt auch dieses Buch im Trend, das *die großen schwäbischen Dichter und Denker von einer Seite, die uns wenig bekannt ist, zeigen und Einblick in ihr Privatleben geben will, in ihre Kindheit und Erziehung sowie die Lebensumstände und persönlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatten. Aus Briefen, Tagebuchnotizen und Erinnerungen von Freunden soll ein lebendiges Bild des Menschen entstehen, das auch zum Verständnis des dichterischen Werkes beiträgt.*

Vom Klappentext derart erwartungsfroh gestimmt, wird jeder Literaturfreund, jeder an Wieland, Schiller, Hölderlin, Uhland, Kerner, Mörike oder Hesse Interessierte dieses Buch gespannt in die Hand nehmen und gerne darin lesen. Doch wenn es ihm so geht wie dem Rezensenten, wird er leider alle paar Seiten den Kopf schütteln, von einem leichten Frösteln befallen oder die Schultern hochziehen. Dabei, das sei bereitwillig unterstrichen, ist das Buch ganz nett zu lesen, man erfährt auch manches Neue oder manch Altes aus neuer Sicht; doch enthält es leider auch einige sprachliche Ärgernisse, zahlreiche sachliche Fehler, verrät Unkenntnis der württembergischen Ge-

schichte und der einstigen Landesverhältnisse. Ein sachkundiges Lektorat hätte notgetan.

Erstaunt nimmt man zur Kenntnis, daß ein Verlag, bekannt für sein Engagement in der Vergangenheitsbewältigung, Sätze oder Worte stehen läßt wie: Schiller gab ein *Höchstbeispiel geistiger Willenszucht*, Hölderlins Vorfahren waren *ihrer Heimat Erde fest verbunden*, *Der «wahre Hölderlin» konnte dem deutschen Volk zugänglich gemacht werden*, durch Hesse hat Hölderlins *Mahnruf an die Deutschen* eine neue Bedeutung gewonnen, Uhland versetzte sich in die *deutsche Volksseele*.

Mag noch manches als Druckfehler durchgehen – Steinbachtal meint Steinlachtal, statt Professor Hachmann und dem von ihm gestifteten Hachmannianum muß es Hochmann und Hochmannianum heißen, Hölderlins Lehrer hieß Schnurrer und nicht Schurrer, zudem war er Ephorus und nicht Euphorus – ärgerlich sind die vielen Sachfehler: Waltershausen (S. 132, 133) liegt nun mal nicht in Thüringen, sondern im fränkischen Grabfeld; Justinus Kerner war nie Stifter, wie auf S. 172 und 208 behauptet; das Geburtshaus Uhlands stand nicht auf der inneren Stadtmauer (S. 205), sondern in der Neckarhalde in Tübingen; dort verbrachte er keineswegs seine Kindheitsjahre, die Eltern zogen schon wenige Monate nach seiner Geburt in die Hafengasse; zu keiner Zeit war Uhland Stipendiat am Tübinger Stift (S. 206), schließlich studierte er ja bekanntlich Jura und nicht Theologie. Von Tübingen lesen zu müssen, es sei Freie Reichsstadt gewesen (S. 340 und 343), tut weh; die Klosterkirche in Denkendorf ist nun einmal dem hl. Pelagius und nicht dem hl. Augustinus geweiht worden, ebensowenig war es ein Augustiner-Chorherrenstift, sondern ein Stift vom Heiligen Grab (S. 342); der Schreinermeister Zimmer, der Hölderlin in Pflege nahm, hat sein Haus (keineswegs ein «Türmchen») nicht 1807 erworben, sondern 1805. Permanent werden Evangelisches Stift, Martinianum, Burse und Artistenfakultät miteinander verwechselt oder gleichgesetzt. Hermann Kurz als Freund Uhlands zu bezeichnen, ist kühn, kommt der 26 Jahre jüngere Kurz doch erst 1863, Uhland ist schon ein Jahr tot, nach Tübingen; Hesse beendete seine Buchhändlerlehre in Tübingen und nicht in Basel (S. 328), und Mörike schrieb keines seiner Werke in der Tübinger Alten Aula.

Natürlich ist es jedem Autor und jeder Autorin unbenommen, bestimmte Ereignisse im Leben eines Dichters zu werten, sie mit eigenen Worten zu beschreiben, doch sollten sie mit den verbürgten Tatsachen übereinstimmen oder doch zumindest wahrscheinlich sein. Bei Hölderlin heißt es zum Beispiel im Zusammenhang mit seinem Geburtsort Lauffen: *Hier wuchs der kleine Friedrich sorgenfrei auf; der Vater brachte ihm die Natur nahe*. (S. 110) Abgesehen davon, daß die Autorin fast alle schwäbischen Dichter mit der Floskel des sorglosen oder idyllischen Aufwachens bedenkt, ist es hier nicht nur unwahrscheinlich, sondern schlichtweg falsch, genauso wie die Behauptung, der Vater habe dem Sohn die Natur nahe gebracht, schließlich war Friedrich gerade mal zwei Jahre alt, als sein Vater starb. Sicher unzutreffend wird auch der Tod Hölderlins beschrieben: *Länger als sonst stand er am Fenster*

und schaute in die Mondnacht hinaus. Er fühlte seinen Tod herannahen und sprach mit gefalteten Händen Gebete. (S. 161)

Nach all diesen Korrekturen mag man schon gar nicht mehr darauf hinweisen, daß Maulbronn wohl nicht die *einzigste noch vollständig erhaltene mittelalterliche Klosteranlage überhaupt* besitzt (S. 342), daß *fürstliche und weltliche Kleinstaaten* (S. 9) durchaus dasselbe sein können, doch Schwaben etwas anderes war und ist als Württemberg, daß im Tübinger Hölderlinturm *der zweite Aufenthalt des Dichters* eben gerade nicht *besonders ausführlich dargestellt* wird, sondern sein ehemaliges Zimmer bewußt leer gehalten ist. Etwas rätselhaft bleibt die Behauptung, daß *fast alle schwäbischen Dichter und Denker* in Heidelberg gewirkt haben (S. 349); und kann man bei Hölderlins Tod wirklich als von einem *tragischen Ende* sprechen?

Nun ja, vielleicht sollte man als Kritiker mit diesem Buch doch nicht so hart ins Gericht gehen. Schließlich handelt es sich nicht um eine Dissertation, sondern um ein Lesebuch, um eine Liebeserklärung an unsere schwäbischen Dichter, eher also um einen Roman, und in diesem Sinne ist das Buch nun doch noch empfehlenswert.

Wilfried Setzler

WERNER MEZGER: **Sankt Nikolaus. Zwischen Kult und Klamauk.** Zur Entstehung, Entwicklung und Veränderung der Brauchformen um einen populären Heiligen. Schwabenverlag Ostfildern 1993. 352 Seiten mit 138 Abbildungen, davon 99 in Farbe. Leinen DM 128,-

Es gibt nur wenige Bücher, die rundum so gelungen sind wie dieses. In ihm erfährt man alles zum Thema «Nikolaus», sei es zur Legende, zur Ausbreitung seines Kultus, zu seiner Darstellung in der bildenden Kunst oder seiner heutigen Vermarktung als Weihnachtsmann. Der vorzügliche Text wendet sich gleichermaßen an den interessierten Laien wie an den Wissenschaftler, den Theologen, den Volkskundler, den Kunsthistoriker, den Soziologen oder den Historiker. Zudem ist die Darstellung hervorragend illustriert. Der hohe Preis ist der einzige Wermutstropfen. Als roter Faden und als zentrales Forschungsfeld, als Einstieg ins Nikolausthema und als Schwerpunkt, um den alle weiteren Fragen kreisen, dient dem Autor das Brauchtum. Werner Mezger verdeutlicht, warum und wie die legendären Geschichten, die Wohl- und Wundertaten des Heiligen ihn zum Schutzpatron zahlreicher Berufsstände und zum Anwalt bestimmter Wünsche werden ließen. Populär wie kein anderer Heiliger galt und gilt er unter anderem als Patron der Seefahrer, Studenten und Schüler, der Kaufleute und Bäcker, der Apotheker, Kerzenzieher, Ölverkäufer und Salbenkrämer, der Bankiers und Geldverleiher, der Liebenden und Heiratswilligen. Aus der Legende läßt sich die Ikonographie herleiten, zum Beispiel erklären, warum die traditionellen Nikolausabbildungen, wie sie gemalt oder geschnitzt vor allem an Altären zu sehen sind, den Heiligen meist mit drei (Gold-)Kugeln zeigen: Weil er drei armen Jungfrauen zu

einer goldenen Mitgift verhalf und sie so vor Schande bewahrte. Aus der Legende wird auch die Brauchbildung, etwa als Gabenbringer, verständlich.

Der Autor, Privatdozent für Volkskunde an der Universität Freiburg, zeigt weiter auf, wie sich – anders als die Legende – das Brauchtum bis zum heutigen Tag veränderte, der Zeit anpaßte oder in Dienst genommen wurde. Anschaulich weist er nach, wie zunächst noch im Mittelalter die um den Kult entwickelte Brauchbildung ausartete: Aus dem kirchlichen Bischofsspiel wurde ein von Verkleidungen geprägtes Treiben mit närrischen Zügen und Teufelsauftritten in der Vorweihnachtszeit. Brauchkorrekturen erfolgten durch Reformation und Gegenreformation. Martin Luther etwa *bekämpfte die Bindung des weihnachtlichen Schenkens an einen Heiligen* und propagierte als *einzigsten aus evangelischer Sicht akzeptablen Gabenbringer den «heiligen Christ»*. Weihnachtsgeschenke werden nun Gaben des Christuskindes. Im Gegenzug bemühten sich die Katholiken, den Bischof von Myra *nun erst recht zu einem zentralen Instrument ihrer Adventspädagogik zu machen*. Der Nikolaus überlebte bei beiden Konfessionen in der Vorweihnacht, in der Barockzeit angereichert durch den *Einkehrbrauch und die Kinderexaminierung*, die dem Nikolaus auch Begleiter bescherten, darunter den Knecht Ruprecht als Kinderschreck.

Zur «Brauchkorrektur» in der Frühneuzeit und einer «Brauchverlagerung» zwischen Martini, Advent, Silvester und Fastnacht trat im bürgerlichen 19. Jahrhundert eine «Brauchanpassung», die schließlich zur Inflation der Geschenke, zur neuen Folklorisierung – Klausjagen in Küßnacht am Rigi – und zu einer Verkitschung führte: der Nikolaus als Werbeträger, Pin-Up-Girls in knappster Weihnachtsmann-Kostümierung, «Nikolausi» im Bund mit dem «Osterhasi».

In Werner Mezgers Buch ist manch Bekanntes zusammengetragen, doch darüber hinaus aus einer großen Zahl von schriftlichen und bildlichen Quellen viel Neues festgehalten, sind einzelne Prozesse und Entwicklungen erstmals erkannt und benannt. Die konsequente volkskundliche Sichtweise führt zu neuen Bewertungen, bringt manche Anregung und deckt bislang verborgene Zusammenhänge auf. Ein Buch – für alle Nikolausfreunde unentbehrlich: Für alle, die an ihn glauben, aber auch für jene, für die er einfach nur *Ausdruck der Sehnsucht nach einem Stück Märchenland und ein bißchen Kinderglück und Geborgenheit ist*.

Wilfried Setzler

ANDREAS BLAUERT: **Sackgreifer und Beutelschneider. Die Diebesbande der Alten Lisel, ihre Streifzüge um den Bodensee und ihr Prozeß 1732.** Universitätsverlag Konstanz 1993. 104 Seiten. Gebunden DM 22,80

Von Januar bis Juni 1732 wurde Elisabeth Frommerin, genannt die Alte Lisel, von den Richtern des Reichsstiftes Salem vernommen, bis die Frau gestand, was man ihr –

zurecht – vorwarf: Seit Jahren war sie mit ihren Kumpanen durch Oberschwaben, die Schweiz und durchs Fränkische gezogen, hatte sich dabei nach Kräften als «Beutelschneiderin», «Marktdiebin» und «Sackgreiferin» betätigt und auf diese Weise sich und die Ihren über Wasser gehalten. Damit gehörte sie zur Gruppe der «Vaganten», die im 18. Jahrhundert bis zu einem Zehntel der Bevölkerung Süddeutschlands umfaßte; mit diesem Begriff wurden Menschen ohne festen Wohnsitz bezeichnet, die meist aus bäuerlichen oder gewerblichen Unterschichten stammten und sich – wenn es gut ging – als Hausierer, Gaukler, Tuschenspieler oder Abdecker ihr Brot sauer verdienten.

Zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung in Lausheim nahe Sigmaringendorf war die Alte Lisel etwa vierzig Jahre alt und als erfahrene Landstreicherin Kopf ihrer Bande. Ihre drei Ehemänner hatte sie durch die Hand des Scharfrichters verloren, und sie selbst fand sich erst seit drei Jahren – nach ihrem Ausbruch aus dem Sigmaringer Gefängnis – wieder in Freiheit. Ständige Begleiter der Lisel bei ihren Diebeszügen waren ihr vierter Ehemann, die fünfzehnjährige Tochter aus erster Ehe, die gleichaltrige Magd und meist auch der «tüpfelte Hannes»; zeitweise wurde die Gruppe durch weitere Personen, etwa die «Rote Frickingerin» und ihre Tochter Marianna, verstärkt.

Daß die Streifzüge dieser Bande – immer wieder unterbrochen von Verhaftungen und Strafen, wie dem Durchstechen der Finger mit Nägeln wegen der Plünderung von Opferstöcken oder Verstümmelungen an der Nase – so detailliert rekonstruiert werden konnten, hängt mit einer veränderten Reaktion der Obrigkeit auf das verbreitete Bettler- und Gaunerwesen in den zwanziger und dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts zusammen. Zum einen wurde durch Almosenordnungen versucht, die Versorgung der «landeseigenen» Bettler zu verbessern; andererseits wurden die durchziehenden, fremden Landstreicher, die häufig in Herbergen und bei Hehlern Unterschlupf fanden, umso unnachsichtiger und systematischer verfolgt. Das Hoheitsgebiet der süddeutschen Kleinstaaten wurde in Streifenbezirke eingeteilt, um die Zugriffsmöglichkeiten zu koordinieren und zu effektivieren. Der Austausch von Verhörprotokollen sowie die Aufstellung und Verbreitung von Gauner- und Diebeslisten mit ausführlichen Personenbeschreibungen taten ein übriges bei der Verfolgung der Gesetzesbrecher, die oftmals aus Not handelten. Schließlich ging auch von breit angelegten Prozessen, wie jenem gegen die Alte Lisel, eine abschreckende Wirkung aus.

Einem der dabei entstandenen Aktenstücke, auf das der Autor durch einen Zufallsfund im Generallandesarchiv Karlsruhe stieß, ist die vorliegende Darstellung zu verdanken. Das fast fünfhundert Seiten umfassende Verhörprotokoll diente als Grundlage hierfür, und es gibt geradezu einen tagebuchartigen Einblick in die Lebensschicksale bis zur Verhaftung und Hinrichtung der Verhörten; sie hatten sich dadurch verdächtig gemacht, daß sie die Messe nicht besuchten. Besonders berührt den Leser heute, daß der Grund für die Verurteilung nicht etwa unmittelbar vor der Verhaftung liegende Straftaten waren, sondern daß solche herangezogen wurden, die bereits ei-

nige Zeit zurücklagen. Daher liegt die Vermutung nahe, die Salemer Richter haben eher den allgemeinen, schlechten Lebenswandel der Alten Lisel und ihrer Gefolgsleute bestraft. Die Richter überschritten damit – worauf der Autor besonders hinweist – ihren eigentlichen Zuständigkeitsbereich und verstanden sich als Handelnde in einem breiteren herrschaftlichen Interesse gegenüber Angehörigen von Randgruppen und Unterschichten, die ohne Nachsicht und Rücksicht auf soziale Mißstände verfolgt wurden.

Werner Frasch

RUDOLF L. SCHREIBER (Hrsg.): **Tiere auf Wohnungssuche. Ratgeber für mehr Natur am Haus.** Ein PRO-NATUR-Buch im Deutschen Landwirtschaftsverlag Berlin 1993. 352 Seiten mit 380 Fotos und 170 Illustrationen. Leinen DM 49,80

Horst Stern, der brillante Natur-Filmemacher – mit seiner Reihe *Sterns Stunde* hat er vor 25 Jahren ein Stück Fernsehgeschichte geschrieben –, nennt es ein Mutmacherbuch, zugleich freilich auch ein «Buch der Beschämung»: *Tiere auf Wohnungssuche*. Mit Recht kann man es gegenwärtig als das Standardwerk für Haus-, Balkon- und Gartenbesitzer bezeichnen, die sich für mehr Natur am Haus engagieren.

Natur am Haus ist nicht Selbstzweck, lästiges Übel, sondern vielmehr ein *Gewinn für alle* – so Baden-Württembergs Umweltminister Harald B. Schäfer, Mitförderer der bundesweiten «Aktion für mehr Natur am Haus», bei der Präsentation dieses PRO-NATUR-Buchbandes. Es geht nicht nur um die Überlebenschance von Wildtieren in Wohngebieten, es geht genauso um unsere eigene Wohnqualität.

Wuchernde Siedlungen, Verdichtungen, immer mehr Verkehrsströme und moderne Architektur haben die Natur auf minimale Reste zurückgedrängt. Das hat uns ja der Fotograf Albrecht Brugger in seiner Veröffentlichung *Landschaft im Wandel – Baden-Württemberg in Luftbildern*, Theiss Verlag 1990, drastisch vor Augen geführt. Dieser Entwicklung wollen das baden-württembergische Umweltministerium, die Bülow-Stiftung «Tiere in Not» Stuttgart und die Deutsche Umwelthilfe gemeinsam mit einer massiven Werbekampagne entgegensteuern. Als ein wichtiger Mosaikstein, als «Speerspitze» soll für diese Initiative der Band *Tiere auf Wohnungssuche* wirken.

Daß Tieren und Pflanzen in der unmittelbaren Umgebung des Menschen wieder eine Lebensgrundlage gegeben werden muß, darüber ist Einigkeit rasch hergestellt. Wie sieht es aber in der Praxis aus? Als psychologische Barriere tut sich vor allem die gängige Unterscheidung auf zwischen Tieren, denen unsere Zuneigung gilt, und Lebewesen, die Gefühle der Angst oder gar des Ekles wecken. Singvögeln decken wir den Tisch; Tauben und Krähen streuen wir Gift auf die Wege, von Ratten ganz zu schweigen; dem Storch bauen wir das Nest, er frißt ja nur

Ekles wie Frösche, Mäuse und Schlangen. Doch solcherlei Spitzfindigkeiten halten keiner ökologischen Prüfung stand, noch nicht einmal einer Kosten-Nutzen-Abwägung. In seinem Vorwort macht es Stern klar: Die massenhaft Insekten vertilgenden Spinnen sind dem naschhaften, den Jungwald verbeißenden Reh eindeutig überlegen, ebenso der das kranke Rehwild aussondernde Gesundheitspolizist Luchs dem großen braunen Rindenfresser Hirsch.

In der von Rudolf L. Schreiber edierten Publikation beschreiben neun ausgewiesene Fachautoren den Stellenwert von Tieren und Pflanzen im Naturhaushalt und deren Nutzen in unserer Nähe. Das gelingt ihnen: Die Darstellungen sind für jedermann verständlich und lesen sich auch spannend; ein Kompliment dafür ebenso an Herausgeber, Verlag und Redaktion. Alles Wissenswerte zur Begrünung von Dächern, Fassaden und Balkonen bis hin zum Dachstuhl und in die verwinkeltesten Ecken einer menschlichen Behausung ist mit Skizzen präzise aufgelistet – all die dort enthaltenen praktischen Ratschläge für den Lebensraum Haus ermuntern auf erfrischende Weise zur Nachahmung. Schließlich werden in einem Bestimmungsteil 111 Tierarten mit Illustrationen porträtiert und Bauanleitungen, Baumaterialien, Checklisten und Adressen aufgeführt.

Fazit: Ein rundum empfehlenswerter Ratgeber – und dazu, dank der finanziellen Unterstützung durch das Umweltministerium und die Bülow-Stiftung, ein äußerst preiswerter.

Klaus Schrode

WALTER KRÜGER (Redaktion): **650 Jahre Stadt Niederstetten.** (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken, Band 4). Verlag der Fränkischen Nachrichten Schwäbisch Hall 1991. 803 Seiten mit etwa 500 Abbildungen. Pappband DM 55,- (erhältlich im Rathaus Niederstetten).

Niederstetten, rund 15 km südöstlich von Bad Mergentheim gelegen, ist ohne Zweifel nur einer Minderheit – auch innerhalb der geschichtsinteressierten Öffentlichkeit – als historische Stadt in Baden-Württemberg bekannt. Dies mag damit zusammenhängen, daß die Stadt fernab sowohl der württembergischen als auch der badischen Hauptstadt liegt, fernab auch der Ballungszentren in unserem Bundesland, in dem eher ländlich geprägten Hohenlohe, also im fränkischen Landesteil, der «dank» eines gewissen württembergisch-badischen Zentrismus und Zentralismus bis heute nicht nur geographisch eine Randlage einnimmt. Auch blieb die hohenlohische Geschichte weitgehend eine Domäne der Einheimischen, womit der Resonanz in den geschichtswissenschaftlichen Zentren des Landes enge Grenzen gesetzt waren. Sicherlich spielen im Falle von Niederstetten auch drei verheerende Bombenangriffe an einem Tag kurz vor Kriegsende, die den Ort fast völlig zerstörten, eine nicht zu unter-

schätzende Rolle, daß selbst ausgewiesene Kenner der Geschichte des Landes nur selten Genaueres von der historischen «Stadt» Niederstetten wissen.

Und doch kann Niederstetten sogar auf eine kaiserliche Urkunde aus dem Jahr 1530 verweisen, mit der Kaiser Karl V., gewiß einer der bedeutendsten deutschen Herrscher, der Stadt, die in der Urkunde noch *Halbermansteten* und *Halberbergsteten* genannt wird, das 1340 verliehene Stadtrecht bestätigt. Der 650. Jahrestag dieser Stadtrechtsverleihung war der Stadt Anlaß, ein aufwendig gestaltetes, umfangreiches Heimatbuch herauszugeben, das Aufsätze zur Topographie und Geographie, zur politischen und sozialen, aber auch zur Kultur- und Kunstgeschichte des Ortes und seiner Umgebung in sich vereint. Als Herausgeber fungierte Walter Krüger, Lehrer und Stadtrat in Niederstetten, dem die Beschäftigung mit der Geschichte Herausforderung und Herzensangelegenheit zugleich ist. Ein solches Werk mit mehr als 800 Seiten aus einer Feder ist heutzutage kaum mehr vorstellbar. Walter Krüger ist es gelungen, für die 65 Kapitel und Aufsätze des Bandes kompetente Verfasser zu gewinnen, unter ihnen eine ganze Reihe in der Landesgeschichte bekannter Namen wie etwa die Archivare Franz Moegle-Hofacker und Raimund J. Weber, den bekannten Numismatiker Ulrich Klein oder den Schriftsteller Carlheinz Gräter. Darüber hinaus konnte Walter Krüger aber auch «einfache» Bürger seiner Wahlheimat Niederstetten zu Beiträgen ermuntern, die die jüngere Geschichte als Augenzeugen miterlebten. Freilich muß man die «unwissenschaftlichen» Beiträge – dies sei keineswegs abwertend gemeint – eher als Quelle denn als wissenschaftliche Aufarbeitung verstehen. So vermag beispielsweise der Beitrag des Malermeisters Albert Dod über seine *Kindheit zwischen Krieg und Frieden* viel von den persönlichen Bedrängnissen vor allem der Kriegsjahre und des Kriegsendes in Niederstetten zu vermitteln, doch erscheinen dort die Niederstettener allemal als ein Schicksal erleidendes, schließlich als ein vom Feind und Besatzer bedrängtes Volk. Gerne hätte man mehr erfahren über Stimmung und Verhalten der Niederstettener in diesen Jahren, vergeblich sucht man die Namen von Roß und Reiter. Es gab auch in jenen Jahren «handelnde» Personen, im Guten wie im Bösen. Leider vermögen auch die rund dreizehn Seiten des Beitrags Niederstetten unter dem Hakenkreuz von Claus P. Mühleck, immerhin ein für seine Veröffentlichungen zum Thema «Drittes Reich» mit einem Preis des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger ausgezeichnete Journalist, diesem Mangel nicht einmal annähernd abzuhelpfen.

Doch blättern wir zunächst noch einmal zurück in dem großzügigen, auch gut bebilderten Band. Das Heimatbuch hält sich erfreulicherweise zum einen an eine strikte thematische, zum anderen dann aber auch an eine konsequent chronologische Ordnung. Die Betrachtungen setzen ein mit Aufsätzen zur natürlichen Umgebung der Stadt, einschließlich der Waldgeschichte. Es folgen die historischen Beiträge, die mit einem Artikel zu Zeugnissen der keltischen Besiedlung einsetzen und dann sogleich in das Mittelalter springen, zur *Entstehung von Land, Herr-*

schaft und Stadt – Stetten, Haldenberg und Niederstetten bis zum Ende der Hohenlohe-Speckfeld 1412 –, gewidmet Seiner Durchlaucht Albrecht Fürst zu Hohenlohe-Jagstfeld. Welche besonderen Verdienste um die Geschichte der Stadt oder die Entstehung des Aufsatzes diese Widmung rechtfertigen, würde den geneigten Leser interessieren; ohne Erläuterung wirkt die Widmung doch etwas aufgesetzt.

Dem Mittelalter folgt die frühe Neuzeit mit Untersuchungen zur Reformation und zum Bauernkrieg, schließlich der Herrschaft der Grafen von Hatzfeld bis 1794, sodann Aufsätze zum 19. und 20. Jahrhundert. Dort liegen die Schwerpunkte in *130 Jahre Stadtgeschichte* aus der Feder von Werner Diemel sowie in Beiträgen zu den Ereignissen der Jahre 1933 bis 1945, die unter anderem auch vom Schicksal der jüdischen Gemeinde Niederstetten und von dem Widerstand des evangelischen Pfarrers Herman Urfried berichten. Die *130 Jahre Stadtgeschichte* freilich kommen – abgesehen von der Behandlung des mehrfachen Wechsels des Landesherrn in der Zeit zwischen 1800 und 1815 sowie der eingehenderen Schilderung der Vorgänge in den Jahren 1848/49, als sich die Niederstettener sehr revolutionär gaben – in eher feuilletonistischem Gewand einher. Daß der Autor im Unterkapitel *Von den Gemeinderäten* ausschließlich ohne erkennbares System ausgewählte Wahlergebnisse zwischen 1881 und 1925 ohne Rücksicht auf das mehrfach geänderte Wahlrecht behandelt, das in den verschiedenen Epochen ganz unterschiedliche Bevölkerungskreise begünstigte, möge als Beispiel für die etwas zufällige Auswahl der Quellen und Ereignisse stehen.

Etwa in der Hälfte des Bandes kommt die Kunst- und Architekturgeschichte zu ihrem Recht, sodann die oral history, nämlich die vorhin erwähnten Augenzeugenberichte und persönlichen Erinnerungen – neun an der Zahl –, schließlich quasi als Anhang die Schul- und Kindergartengeschichte, Sage und Brauchtum, Lebensbilder bedeutender Niederstettener, Beschreibung und Geschichte der eingemeindeten Orte, die Geschichte der evangelischen und katholischen Pfarrgemeinden, der sich etwas unvermittelt die Geschichte des Bundeswehrstandortes Niederstetten anschließt. Betrachtungen zu Handel, Gewerbe und Dienstleistungen sowie zu den Vereinen beschließen den Band. Anzumerken bleibt noch das Autoren- und Mitarbeiterverzeichnis – und leider das Fehlen eines Sach-, Orts- und Personenregisters, das angesichts eines so umfang- und themenreichen Bandes sicherlich angebracht gewesen wäre, aber den Herausgeber und Redakteur, vielleicht auch die Finanzen des Unternehmens «Heimatbuch» zu sehr belastet hätte. Schade.

Angesichts des über den Leser ausgeschütteten Füllhorns an Informationen verbietet sich eine weitere Einzelkritik der Beiträge. Aber es sollte doch hervorgehoben werden, daß diese fast ohne Ausnahme in einem an einer breiten Leserschaft orientierten Ton gehalten sind, somit auch vom Nichtfachmann konsumiert und verstanden werden können. Die Liebe zum Thema und zur Heimat schimmert erfreulich oft zwischen den Zeilen durch. Und so findet sich in diesem Heimat- und Ortsgeschichtsbuch als erster Beitrag ein *Markgang*, locker beschriebene Spazier-

gänge, die Carlheinz Gräter während der Arbeiten an dem Werk mit Walter Krüger in die Umgebung der Stadt unternommen hat. Die eindringliche, aber keineswegs kritiklose Liebe und Begeisterung zur Heimat, die auf diesen einleitenden Seiten zum Ausdruck kommt, übertragen sich auf den Leser und ziehen ihn von den ersten Seiten an in ihren Bann. Es bleibt zu hoffen, daß die Niederstettener, angeregt durch die Lektüre «ihrer» Geschichte, mit dem historischen Erbe weiterhin behutsam verfahren. Die Pflege der Geschichte vermag für eine Gemeinde nämlich sowohl unter gesellschaftspolitischen wie unter finanziellen Gesichtspunkten im Rahmen des Fremdenverkehrs nur positive Wirkungen zu zeitigen.

Raimund Waibel

EVA WALTER UND THOMAS PFÜNDEL: **Faszination Schwäbische Alb. Am Trauf entlang vom Rosenstein zum Dreifaltigkeitsberg.** DRW-Verlag Leinfelden-Echterdingen 1993. 160 Seiten mit 212 Farbfotos, doppelseitiger Übersichtskarte. Kunstleinen DM 79,-

Nachdem es über die Schwäbische Alb schon einige Text-Bild-Bände gibt, liegt die Frage nahe, wie weit sich dieser Band von seinen Vorgängern unterscheidet. Ohne den Anteil der Textautorin, die sehr sorgfältig recherchiert und allgemeinverständlich formuliert hat, zu schmälern, darf man feststellen, daß das Buch vor allem durch seine hervorragenden Fotos wirkt. Der rote Faden für die Anordnung der Kapitel ist die Nordrand-Wanderlinie des Schwäbischen Albvereins. Ihr entlang, mit Abstechern zu interessanten Plätzen, hat Thomas Pfündel die Alb zu allen Jahres- und Tageszeiten fotografiert.

Es wechseln Landschaftsaufnahmen mit Details, vertraute mit weniger bekannten, nicht alltäglichen Motiven – Fotos, die man gerne betrachtet und die zu Wanderungen und Besichtigungen anregen. Jedes der vier Hauptkapitel wird durch einen informativen Textbeitrag zu einem speziellen Thema ergänzt: Mineralquellen und Heilbäder, Burgengeschichte, Entstehung der Karstlandschaft, Fossilien und Prähistorie werden dargestellt. Eingestreut sind vier Reportagen. Sie berichten über ein Alb-Fahrradrennen, über Höhlenforscher bei der Befahrung des Todsburger Schachtes, über einen Küfer bei seiner Arbeit und eine Fahrt mit dem Dampfzüge im Killertal.

Wer Freude an der Schwäbischen Alb hat, kommt auf seine Kosten. Wer andere als Freunde der Alb werben will, braucht nicht lange nach einem passenden Geschenk zu suchen.

Hans Binder

IN EINEM SATZ

CHRISTOPH DUNCKER (Hrsg.): **Originales und Originelles aus Flattichs Brieftruhe.** Verlag Ernst Franz Metzgingen 1992. 96 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 12,80

Der Herausgeber ediert und kommentiert 65 bisher unveröffentlichte Briefe des für seine Schlagfertigkeit und seinen Mut bekannten Pfarrers Johann Friedrich Flattich (1713–1797) aus Familienbesitz.

Albstadt. Mit Fotos von MANFRED GROHE. Silberburg Verlag Tübingen 1993. 120 Seiten mit 246 Farbaufnahmen. Pappband DM 49,80

In Wort und Bild, vor allem mit großartigen Fotos des Meisterfotografen Grohe, werden die Albstädter Ortsteile Burgfelden, Ebingen, Laufen, Lautlingen, Margrethausen, Onstmettingen, Pfeffingen, Tailfingen und Truchteltingen porträtiert, wobei auf die Geschichte dieser Orte ebenso eingegangen wird wie auf deren Industrie und Wirtschaft, Landschaft und Pflanzenwelt, Erholungsmöglichkeiten oder auf deren kulturelles und soziales Angebot.

ULRICH GAIER: **Anette von Droste-Hülshoff und ihre literarische Welt am Bodensee.** (Marbacher Magazin 66). Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1993. 96 Seiten mit 47 zum Teil farbigen Abbildungen. Broschiert DM 12,-

Hier werden keine Geschichten über die am Bodensee verbrachten Lebensjahre der Dichterin erzählt, sondern vielmehr – wie der Herausgeber bemerkt – *sollen Dichtungen von ihr gleichsam entdeckt werden, nämlich die wie Kristalle im berichtenden Gestein ihrer Briefe sitzenden poetischen Schilderungen und Erzählungen von Mengen, Begegnungen und Ereignissen, mit denen sie sich und ihre Briefpartner der Realpoesie der sie umgebenden Welt am Bodensee immer wieder versicherte.*

ALBRECHT ESCHE und KARLHEINZ LINDNER: **Mein Ofterdingen. Der Hofhannes erzählt und zeigt alte Bilder.** Evangelische Kirchengemeinde Ofterdingen 1993. 166 Seiten mit 300 Abbildungen. Gebunden DM 35,-

Die beiden Autoren unterlegen der Person des Erzählers «Hofhannes» aus mündlicher Überlieferung und schriftlichen Aufzeichnungen Kommentare zu den 300 Abbildungen, die das alte Dorfleben zeigen.

GÜNTER KOPPENHÖFER: **Hans Müller aus Bulgenbach. Eine Erzählung aus dem Bauernkrieg 1524/25.** Südverlag Konstanz 1993. 175 Seiten. Gebunden DM 28,-

Im Mittelpunkt dieser Erzählung stehen das Wirken des Bauernobersten Hans Müller und des Reformators Balthasar Hubmaier während der Bauernaufstände im südlichen Schwarzwald, wobei auch das Geständnis Hans Müllers unter der Folter eine eindrucksvolle Schilderung erfährt.

Waiblingen. Mit Fotos von GARY DUSZYNSKI und Texten von BERND SPARNA. Silberburg Verlag Tübingen 1993. 96 Seiten mit 295 Farbaufnahmen. Pappband DM 49,80
Ein großzügig und opulent ausgestatteter Bildband, der mit wenig Text und einer Fülle hervorragender Fotos die Stadt Waiblingen samt ihren fünf Stadtteilen Beinstein, Bittenfeld, Hegnach, Hohenacker und Neustadt porträtiert, ihre Geschichte und Gegenwart darstellt, Sehenswürdigkeiten aufzeigt und das Alltagsleben beschreibt.

ALBRECHT GÜHRING: «**So ist die wehrte Statt ein öder Aschen-Hauffen**». **Der Marbacher Stadtbrand im Jahr 1693.** (Schriften zur Marbacher Stadtgeschichte, Band 7). Schillerverein Marbach a. N. 1993. 71 Seiten mit 43 Abbildungen. Geheftet DM 12,-

Der Marbacher Stadtarchivar faßt in diesem Bändchen alles zusammen, was über den Stadtbrand bekannt ist, bei dem fast alle Gebäude sowie die Ernte auf den Feldern zerstört wurden, und vermittelt so an einem Beispiel ein eindrucksvolles Bild von der französischen Kriegstaktik im Pfälzischen Erbfolgekrieg und den katastrophalen Folgen für die Zivilbevölkerung.

KONSTANTIN HUBER: **Bezirksverwaltung im badisch-württembergischen Grenzraum. Vogteien, Ämter und Landkreise im Bereich Pforzheim.** Ein Überblick. Landratsamt Enzkreis 1993. 72 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Broschiert DM 8,-

Dieser erste Band einer neuen Publikationsreihe des Enzkreises beschäftigt sich mit den Veränderungen der Verwaltungsstrukturen seit dem Mittelalter und zeigt die historischen Wurzeln des heutigen Kreises auf, der 1972 aus den badischen Stadt- und Landkreisen Pforzheim sowie aus Teilen der württembergischen Landkreise Vaihingen, Leonberg und Calw gebildet worden ist.

MICHAEL FRIEDMANN und GERNOT KREUTZ: **Verborgen und vertraut, Kleindenkmale in Offenburg.** (Veröffentlichungen des Kulturamtes Offenburg, Band 19). Schwarzwald Verlag Offenburg 1994. 240 Seiten mit 230 Abbildungen. Pappband DM 49,80

Hier werden flächendeckend alle erhaltenen Kleindenkmale und öffentlichen Kunstobjekte aufgelistet, beschrieben und auf ihre Bedeutung hin untersucht, seien es Marksteine, Steinkreuze, moderne Kunstwerke, Brunnen, Skulpturen, Bildstöcke, Marienstatuen, Mahnmale oder Grabsteine.

Zollernalb-Profile. 20 Jahre Zollernalbkreis – ein Geburtstag 1973–1993. (Jahrbuch des Kreises, Band 3). Landratsamt Zollernalbkreis 1993. 319 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Pappband DM 29,80

Zum zwanzigjährigen Jubiläum beschäftigen sich 23 Autoren mit der Geschichte, der Kunst und Kultur, der Bildung, der Industrie und Wirtschaft, dem Natur- und Umweltschutz, der Geologie und dem Brauchtum des jungen Kreises.

Esslinger Studien. Zeitschrift 32. Herausgegeben vom Stadtarchiv Esslingen 1993. 261 Seiten mit 38 Abbildungen. Broschiert DM 25,-.

Dieser von Walter Bernhardt betreute Jahresband versammelt vier Beiträge: *Apollo in Esslingen, Das Esslingae Encomion des Johannes Miller von 1552* (Walther Ludwig); *Die Orgeln der Stadtkirche Sankt Dionys in Esslingen* (Reinhard Metzger); *Denkmalpflege im 19. und 20. Jahrhundert am Beispiel der Esslinger Franziskanerkirche* (Julius Fekete); *Vorwärts immer, rückwärts nimmer, Geschichte der Kolonne Esslingen des Arbeiter-Samariter-Bundes* (Joachim Scherrieble).

GUNTRAM BRUNNER (u. a.): **Der Überlinger Rathaussaal.** Ein Kunstwerk aus dem Herbst des Mittelalters. (Kunst am See, Band 25). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1993. 88 Seiten mit 46 Farabbildungen. Pappband DM 30,-

Vor 500 Jahren wurde die Überlinger «neue Ratsstube» mit ihren vom Künstler Jakob Russ geschaffenen Plastiken fertiggestellt, eine *Perle spätgotischer Profanarchitektur* (Dehio), ein *Kunstwerk und Rechtsdenkmal des alten «Heiligen römischen Reichs deutscher Nation» in der Bildsprache der Zeit*, das weit und breit nicht seinesgleichen hat, ein glänzendes Zeugnis alter Reichsstadtherrlichkeit: in diesem Buch nicht nur beschrieben und gedeutet, sondern auch mit hervorragenden Fotos ins Bild gesetzt.

WEITERE TITEL

THEO ZANEK: **Alte Gmünder Gasthauherrlichkeit.** Einhorn-Verlag Eduard Dietenberger Schwäbisch Gmünd 1993. 156 Seiten mit 160 Abbildungen. Pappband DM 39,80

ANDREA HAHN und BERNHARD FISCHER (Bearb.): «**Alles ... von mir!**» **Therese Huber (1764–1829). Schriftstellerin und Redakteurin.** (Marbacher Magazin 65). Deutsche Schillergesellschaft Marbach 1993. 96 Seiten mit 32 zum Teil farbigen Abbildungen. Broschiert DM 12,-

HEINZ KRÄMER: **Killesberg-Geschichten. Von Goethe zur Gartenschau.** Eine historische Würdigung der einstigen Feuerbacher Heide und des Killesberges im Jahr der Internationalen Gartenbau-Ausstellung IGA Stuttgart 1993. DRW-Verlag Weinbrenner Leinfelden-Echterdingen 1993. 40 Seiten mit zehn Abbildungen. Broschiert DM 6,80

Der Landkreis Calw. Ein Jahrbuch. Band 11. Redaktion Gabriele Vogel und Karl-Heinz Fischer. Landratsamt Calw 1993. 200 Seiten mit 121 Abbildungen, davon 38 in Farbe. Broschiert DM 16,- (erhältlich im Landratsamt 75363 Calw).

Bauvorhaben Weber-/Richtstraße in Stuttgart: Aus dem Dreck

Das Objekt ist – wie man in Baukreisen sagt – aus dem Dreck. Das heißt bei einem Neubau, daß das Kellergerüst betoniert ist und dann mit dem Mauern der übrigen Geschosse begonnen wird.

Wenn es sich bei dem Objekt in der Weber-/Richtstraße auch nicht um einen Neubau handelt, so ist dieser Vergleich dennoch passend, da wesentliche Teile des Untergeschosses erneuert werden mußten und im mittleren Bereich ein komplettes neues Untergeschöß erstellt wurde.

Mit Ausnahme der beiden Wände an der Weberstraße und an der Richtstraße, bei der zukünftigen Garderobe und beim WC, wurden alle anderen Außenwände durch Unterfangung mittels Betonwandabschnitten gesichert.



Unterfangungsarbeiten im Gebäude Richtstraße 3 im Bereich der künftigen Bibliothek.

Im Bereich der zukünftigen Bibliothek wurde eine wasserdichte Wanne eingebaut. Über das gesamte Untergeschöß – mit Ausnahme der Bibliothek – verleiht eine neu eingezogene Decke aus Stahlbeton dem Gebäude die notwendige Stabilität.

Der Zimmermann hat begonnen, ab dem Erdgeschoß aufwärts die Fachwerkwände zu reparieren, bzw. dort, wo keine oder außerordentlich marode Substanz angetroffen wurde, diese zu erneuern. Auf den Deckenbalken über dem Erdgeschoß liegen jetzt bereits die Mehrschichtplatten als Horizontalaussteifung des Gebäudes. Nachdem die Deckenbalken geschliffen und gebürstet wurden, wird jetzt die zukünftige Struktur des Versammlungssaals im Erdgeschoß sichtbar.

Zum jetzigen Zeitpunkt ist eine Vielzahl von Entscheidungen bezüglich der Bausubstanz notwendig, die erst nach den Freilegungsmaßnahmen möglich wurden. Das Gesamtkonzept des Umbaus ist davon nicht betroffen, wenn auch diverse Entscheidungen hinsichtlich der Wiederherstellung der Tragfähigkeit nach den neuen Anforderungen modifiziert werden mußten.

Diejenigen, die die Baustelle gesehen haben bzw. das Baugeschehen mit Interesse verfolgen, werden festgestellt haben, daß im Innern des Gebäudes einige Fachwerkausfachungen fehlen und daß von den alten Decken nur noch die Deckenbalken sichtbar sind. Derjenige, der in diesen Tagen die Baustelle von innen besichtigt, kann seinen Blick vom Erdgeschoß bis unter die Firstpfette schweifen lassen. Viele wird dies erschrecken, und es wird sicher auch die Frage aufkommen, inwieweit hier die Grundsätze des Schwäbischen Heimatbundes und des Verschönerungsvereins hinsichtlich des Denkmalschutzes betroffen sind. Die Fragen in diesem Zusammenhang sind absolut berechtigt. Ich meine aber, daß diese Form des Umganges mit den drei alten Gebäuden berechtigt und sinnvoll ist.

Bekanntlich haben ja der Schwäbische Heimatbund und der Verschönerungsverein zur Rettung der Häuser beigetragen durch ihre Entscheidung, die Gebäude zur Geschäftsstelle mit Büroräumen, Versammlungssaal und Bibliothek umzunutzen. Folgerichtig müssen bei einer derartigen Umnutzung von Wohnhäusern mit den völlig veränderten Anforderungen, im Zusammenhang mit Grundrißveränderungen und Flächenerweiterung, Ausbau des Dachgeschosses und Wiederherstellung der Tragfähigkeit, weitgehende Eingriffe vorgenommen werden, die am Gebäude ihre Spuren hinterlassen.

Die jetzt sichtbaren Fachwerkkonstruktionen werden auch später den Mehrzweckraum zieren. Die Deckenbalken sind geschliffen und gebürstet.



Nicht zu vergleichen ist unser Vorhaben mit Sanierungs- und Restaurationsmaßnahmen bei Beibehaltung der wesentlichen Grundrisse sowie der Beibehaltung der ursprünglichen Nutzung (in diesem Fall Wohnen). Von daher mag sogar die eine oder andere Kritik an den Umbaumaßnahmen berechtigt sein. Die Kritiker müssen sich jedoch an dieser Stelle auch Kritik gefallen lassen, die zu den Wurzeln der Entscheidung zurückführt. Auf den wichtigsten «Knackpunkt» gebracht, lautet die Frage: Umnutzung der drei Gebäude zu einer Geschäftsstelle – ja oder nein? Wer diese Frage damals mit «ja» beantwortet hat, hatte sicherlich keinerlei Illusionen darüber, daß dies nicht ohne wesentliche Eingriffe im Innern des Gebäudes vonstatten gehen würde. Wer diese Frage mit «nein» beantwortet hat, hatte ebenfalls keine Illusionen über die baulichen Eingriffe, hatte aber die Frage zugunsten des Kompletterhaltens der alten Bauteile im Innern des Gebäudes beantwortet. Dies aber auch nur theoretisch, weil – wie ja bekannt ist – für diese Art von Nutzung (Wohnen) mit dementsprechend hohen Aufwendungen für die Sanierung niemand zu finden war, der investieren wollte.

Als Architekt, der mit der Planung und Bauleitung dieses Objektes betraut ist, kann ich aber auch feststellen, daß über die Eingriffe in die alte Bausubstanz hinaus sehr viele Maßnahmen in Abstimmung mit dem Bauausschuß in die Wege geleitet wurden, die zum Erhalt wichtiger und wesentlicher Teile im Gebäude beitragen. So sei an dieser Stelle erinnert an den beispielhaften Erhalt verschiedener Wandstücke in Originalfassung im Obergeschoß, an den Erhalt der beiden Außenwände in der Garderobe bzw. im WC im Originalzustand, Erhalt der alten Deckenbalken (hier wurde weit mehr erhalten, als ursprünglich angenommen) und Erhalt des alten Dach-

stuhls sowie der Neueindeckung mit alten Ziegeln, und nicht zuletzt der komplette Erhalt der alten Fassadenteilung.

Als im Umbau mit alter Bausubstanz erfahrener Architekt weiß ich, daß die Besitzer alter Häuser in diesem Bauabschnitt oftmals die Panik befällt, und dies sowohl von der Kostenseite her, als auch den Zustand des Gebäudes betreffend, da dieses ausgehöhlte Gebäude optisch einen sehr beklagenswerten Eindruck macht.

Was die Kosten betrifft, hat man in diesem Bauabschnitt meist schon ein Viertel der Baukosten ausgegeben, und der Rest beinhaltet nicht mehr die hohen Risiken wie bei Baubeginn.

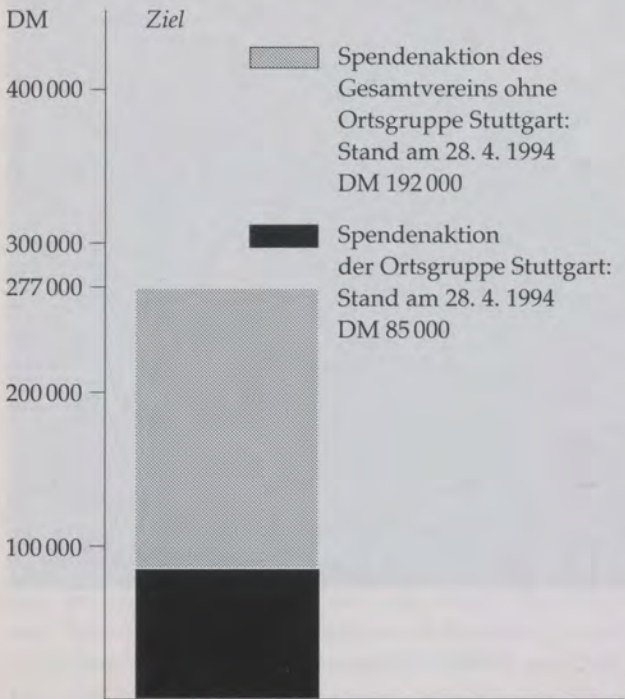
Aber hat man einmal diesen kritischen Punkt hinter sich gebracht (es bleibt auch gar keine andere Wahl), so wird man nach diesem «point of no return» in zunehmendem Maße feststellen, daß Neues mit Altem zu einer neuen Ordnung wächst (deterministisches Chaos), und spätestens bei der Einweihung freuen sich die meisten über das gelungene Werk.

Kritik an Bauwerken (alt wie neu) wird es immer geben. Das ist auch richtig so. Immergeltende Wahrheiten gibt es nicht, und ohne Diskussionen gäbe es auch keine Fortentwicklung.

In diesem Zusammenhang möchte ich den Kollegen Alois Peitz, Diözesanarchitekt aus Trier, zitieren, der 14 Thesen zum Umgang mit historischer Bausubstanz veröffentlicht hat. Die wichtigste Aussage ist meiner Einschätzung nach der letzte Punkt, quasi die Quintessenz: «Es geht darum, Geschichtlichkeit zu wahren und Geschichte fortzusetzen!»

Architekt Dipl.-Ing. (FH) Claus Krüger

Spendenbarometer für die Rettung der Altstadt Häuser in Stuttgart



Wir schaffen es!

Bis zum 28. April 1994 sind nunmehr 277 000,- DM gespendet worden, so daß wir fest davon ausgehen, daß wir unser selbst gestecktes Ziel von 400 000,- DM erreichen werden. Wir haben sogar die Hoffnung, daß wir dieses Ziel überspringen, was auch notwendig ist, um die durch Darlehen übernommenen Zins- und Tilgungsleistungen, also dauernde Lasten, möglichst zu senken.

Wir haben ja 150 000,- DM beim Verschönerungsverein der Stadt Stuttgart e.V. als Darlehen aufgenommen, zu sehr entgegenkommenden Konditionen mit 4 % Zins und 1 % Tilgung. Wir werden in den nächsten Wochen ein Bankdarlehen von 375 000,- DM bei einem Stuttgarter Geldinstitut aufnehmen, wobei der effektive Jahreszins bei ca. 7 % liegen wird, bei einem Anfangstilgungssatz von 2 % (Annuität). Rechnet man nur die Verzinsung dieser Darlehen, so entstehen jährliche Ausgaben von rund 30 000,- DM. Diese jährliche Belastung möchten wir natürlich mindern, weshalb wir weiterhin dringend auf jede Spende angewiesen sind.

Die Unterfangungsarbeiten sind abgeschlossen. Die Böden in den Untergeschossen sind betoniert, die erste Decke über Technikraum, Stuhl- und Tischlager sowie Toiletten und Garderobe ist ebenfalls eingezogen. Zur Zeit laufen die Holzbauarbeiten des Zimmermannes auf Hochtouren. Fast alle Schwellen auf der Südseite zur Richtstraße, zur Westseite und teilweise zur Weberstraße mußten erneuert werden, weil sie abgefault waren. Aber auch aufgehendes Fachwerk hat unter dem jahrelangen undichten Dach sehr gelitten. Verwendet wird altes Holz, um nicht zu große Unterschiede zu schaffen. Die Standsicherheit der Gebäude bereitet Schwierigkeiten, und der Statiker ist fast täglich auf der Baustelle, zumal das Haus Weberstraße sich nach Westen neigte und das Haus Richtstraße 1 lediglich eingefügt wurde – das alles vor über 200 Jahren. Mit einem Stahlträger als Unterzug über dem Mehrzweckraum hofft der Statiker auszukommen, um das Gleichgewicht zu halten. Aber Büros und Archive haben andere Lasten als frühere Küchen, Zimmer und Kammern.

Helfen Sie uns auch weiterhin mit Ihrer Spende! Benützen Sie das Überweisungsformular aus Heft 1993/4 vor der letzten Umschlagseite.



Unterfangungsarbeiten im Bereich Richtstraße 1, künftiges Stuhl- und Tischlager und Technikraum. Die Stahlbetondecke wird in Abschnitten gebaut.

Chor des Schwäbischen Heimatbundes
ehem. Chor der Volkshochschule Stuttgart – 1946 –

Chorproben

wöchentlich dienstags von 18.30–20.30 Uhr im
Treffpunkt Senior, Rotebühlplatz 28, Stuttgart-Mitte.
Sangesfreudige allen Alters und in allen Stimm-
lagen sind herzlich eingeladen.

Antrag: Stuttgarter Rosensteinpark in das Denkmalbuch

An das Regierungspräsidium Stuttgart

Im Zuge der politischen Auseinandersetzungen der vergangenen Jahre um den Bestand des Stuttgarter Rosensteinparks, die aus Anlaß der Internationalen Gartenbau-Ausstellung und der baulichen Erweiterung der Wilhelma entstanden sind, setzte sich der Schwäbische Heimatbund, insbesondere dessen Stuttgarter Ortsgruppe, mit umfassenden Aktivitäten für die Erhaltung dieses Parks ein. Dies erfolgte in Zusammenarbeit mit dem Verschönerungsverein Stuttgart sowie verschiedenen weiteren Naturschutzverbänden.

Bei unserem langanhaltenden Engagement im Einsatz für den Stuttgarter Rosensteinpark ergab sich für uns die ziemlich überraschende Erkenntnis, daß dieser große historische Landschaftsgarten nicht – wie so viele andere Baudenkmäler – auch den erhöhten Schutz eines in das Denkmalbuch eingetragenen Kulturdenkmals genießt. Wir stellten fest, daß lediglich das Schloß Rosenstein und das Parkbauwerk Löwentor auf diese Weise geschützt sind. Für das Gartenkunstwerk des eigentlichen Parks fehlt dagegen erstaunlicherweise eine derartige Eintragung völlig.

Da die Erfahrungen der letzten Jahre überaus deutlich gezeigt haben, daß der rechtliche Schutzstatus des Kulturdenkmals Rosensteinpark dringend einer Verbesserung bedarf, beantragen wir hiermit die Eintragung des Stuttgarter Rosensteinparks als «Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung» in das Denkmalbuch nach § 12 des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg.

Unserer Auffassung nach rechtfertigt die große Bedeutung des Rosensteinparks als historisches Kunstdenkmal und als wertvoller Naturraum einen möglichst hochrangigen Schutz sowohl nach Denkmal- als auch nach Naturschutzrecht. Keine der beiden Schutzformen, die sich inhaltlich ja nur teilweise überschneiden, kann die andere gänzlich ersetzen. Eine juristisch wohlfundierte Bestandsgarantie des Rosensteinparks benötigt daher neben der Schutzwirkung des Naturschutzrechts vielmehr ebenso eine weitreichende Absicherung nach den Bestimmungen des Denkmalschutzgesetzes.

Eine bloße Unterschutzstellung des Rosensteinparks als «einfachem Kulturdenkmal» nach den allgemeinen Rechtsbestimmungen des § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg – die bisherige Praxis – halten wir für ungenügend. Um einen möglichst ungeschmälerten Bestand dieser großen Parkanlage zukünftig wirklich sicherzustellen, bedarf es eines rechtlich möglichst umfassend angelegten Bestandsschutzes zur Verhinderung weiterer substanzbedrohender Eingriffe wie in der Vergangenheit, der nur durch den erhöhten Schutzgrad einer Eintragung in das Denkmalbuch gewährleistet werden kann.

Für den Vorstand der Ortsgruppe Stuttgart:
Klaus Sackenreuther, stellvertretender Vorsitzender.
Stuttgart, den 25. 11. 1993

Antwort des Regierungspräsidiums Stuttgart vom 7. März 1994

Voraussetzung für die Eintragung eines Kulturdenkmals ist seine besondere Bedeutung. Diese kommt einem Kulturdenkmal zu, wenn es in besonderem Maß wissenschaftliche, künstlerische oder heimatgeschichtliche Bedeutung besitzt und aufgrund dessen ein gesteigertes öffentliches Interesse vorliegt. Das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg hat die Wertigkeit des Rosensteinparks geprüft und ist zu der Auffassung gelangt, daß die Voraussetzungen für eine Eintragung ins Denkmalbuch nicht vorliegen.

Begründung: Der Rosensteinpark zählt zu den wichtigen Landschaftsgärten in Südwestdeutschland. Die ursprünglich 110 Hektar große Anlage (zum Vergleich: Englischer Garten in München 370 Hektar) entstand auf Veranlassung König Wilhelms I. zur landschaftsgärtnerischen Einbindung seines Schlosses Rosenstein. Grundlage war ein Gartenplan der Engländer Repton und Pappworth von 1819. Zur Ausführung gelangte dann eine etwas reduzierte Fassung unter der Leitung des Oberhofgärtners Bosch in den Jahren 1822–31. Wesentliche Gestaltidee war der große Rundgang, der einen durch Baumgruppen und wenige Solitärbäume akzentuierten, ausgedehnten Wiesengrund umschließt. Hainartige Verdichtungen an der heutigen Pragstraße und am Prallhang des Neckars sowie generell raumschließende Gehölzpflanzungen entlang der Grenzen lösen den Park optisch vom Umfeld. Auf die eigentlich übliche Architekturstaffage wie Tempel oder künstliche Ruinen als bedeutsame Blickpunkte wurde gänzlich verzichtet.

Ohne die abgetrennte Fläche der 1842–1864 angelegten Garten- und Schloßanlage Wilhelma im maurischen Stil hatte der Rosensteinpark bis 1907 eine Ausdehnung von 94 Hektar. Für den dann folgenden Zeitraum bis 1993 sind sowohl quantitative als auch qualitative Verluste zu verzeichnen, die nicht ohne Folgen für die Wertigkeit dieses Landschaftsgartens blieben. Als wichtigste Maßnahmen sind hier zu nennen: 1908–1915 durch Bahnbau Verlust von 9 ha; 1958–59 Verbreiterung der B 10 und Erweiterung der Wilhelma als nun zoologisch-botanischer Garten, dadurch Wegfall der dortigen raumschließenden Pflanzungen und von 11 ha; 1960–62 Bau des Bahnpostamts (3 ha); Veränderung der Wasserfläche und neue Wege in den Park 1977 anläßlich der Bundesgartenschau; Bau des Museums am Löwentor 1981–84.

Trotz der Reduktion auf nun 70 Hektar Fläche und den stark veränderten Randzonen blieb der Rosensteinpark seinem Wesen nach erhalten; dies gilt vor allem im Binnenbereich mit seiner Weitläufigkeit und dem vielfach über 150 Jahre alten Baumbestand, wenn auch hier in neuerer Zeit angelegte Querwege die ursprüngliche Gestaltidee geringfügig beeinträchtigen.

Der Rosensteinpark stellt aufgrund seiner verbliebenen Qualitäten und seiner heimatgeschichtlichen Bedeutung im Kontext der ehemaligen Residenzstadt jedoch ein Kulturdenkmal gemäß § 2 DSchG dar. Mangels herausragen-

den gartenbaukünstlerischen Ranges – als bedeutendste Schöpfung englischer Gärten im Südwesten gelten die Schell'sche Ausgestaltung des Schwetzingen Schloßparks seit 1776 sowie der Hohenheimer Schloßpark seit 1786 – und aufgrund des gleichzeitig eingeschränkten Originalitätswertes ist die Wertigkeit eines Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung gemäß § 12 DSchG nicht gegeben. **Die Eintragung in das Denkmalsbuch kann daher wegen fehlender Voraussetzungen nicht vorgenommen werden.**



Die mächtige Mauer zwischen Weberstraße 2 und Richtstraße 1 konnte nicht als Tragwand genutzt werden, deshalb wurde ein Unterzug betoniert. Die Mauer wird als musealer Teil erhalten.

Stadtgruppe Stuttgart

In der Mitgliederversammlung am 23. März 1994 wurden von der Stadtgruppe Heinz Bonn zum neuen ersten Vorsitzenden und Günther Dürr zu seinem Stellvertreter gewählt. Desweiteren wurden Thomas Brune, Manfred Claar, Elfriede Fritz, Gerhard Käser, Herta Klaar und Dr. Klaus Merten in das Führungsgremium gewählt. Der Stammtisch wurde wieder aufgenommen, der erste Termin war bereits im April, die weiteren sind am 29. Juni, 3. August und am 26. Oktober 1994, jeweils um 18.00 Uhr in der Weinstube «Murrhardter Hof», Wilhelmsplatz 6 in 70182 Stuttgart.

Die Anschrift der Stadtgruppe Stuttgart ist: Schwäbischer Heimatbund, Stadtgruppe Stuttgart, Innsbrucker Str. 45, 70329 Stuttgart; Tel. 0711/325725. Für Wünsche und Anregungen hat die Leitung der Stadtgruppe jederzeit ein offenes Ohr.

Mitgliederversammlung des Schwäbischen Heimatbundes am 8. Mai 1994 in Blaubeuren

TOP 1: Begrüßung und Grußworte

Vorsitzender Martin Blümcke begrüßt die Anwesenden – 86 Mitglieder und sieben Gäste – und zeigt sich erfreut darüber, daß so viele Mitglieder gekommen sind. Er dankt sich bei Herrn Dr. Setzler und Frau Setzler für die Organisation der Führung am Samstag und Sonntag mit einem Buchgeschenk. Ebenfalls ein Buchgeschenk erhält Herr Superintendent i. R. Dr. Kenntner, der die Andacht am Sonntagmorgen gestaltet hat.

Anschließend begrüßt der Stellvertretende Bürgermeister von Blaubeuren, Herr Daur, die Anwesenden. In seinem Grußwort geht er auf die Ereignisse um den 1991 geplanten Bau eines Tagungshotels auf den Blaubeurer Bleichwiesen ein. Der Schwäbische Heimatbund hatte sich damals mit einer Resolution öffentlich gegen den Bau des Hotels ausgesprochen. In einem Bürgerentscheid am 22. 9. 1991 sprach sich die Mehrzahl der Bevölkerung Blaubeurens (gegen das Votum des Gemeinderats) gegen den Bau des Tagungshotels aus. Herr Daur dankt dem Schwäbischen Heimatbund für seine eindeutige Stellungnahme in dieser Sache. Er hatte damals im Gemeinderat auch gegen dieses Bauvorhaben votiert. Er wünscht der Mitgliederversammlung einen guten Verlauf. Herr Blümcke dankt mit einem Buchgeschenk.

TOP 2: Bericht des Vorsitzenden

Herr Blümcke stellt kurz den bisherigen Vorstand vor und berichtet, daß im vergangenen Jahr sechs Vorstandssitzungen stattgefunden haben. Der Vorstand habe in diesen Sitzungen stets in einer angenehmen, sachlichen und harmonischen Atmosphäre gearbeitet. Schriftführer Ursula Zöllner wird nicht mehr für den neu zu wählenden Vorstand kandidieren. Herr Blümcke dankt ihr an dieser Stelle für ihre dreijährige Arbeit im Vorstand und für ihr langjähriges Engagement als Vorsitzende der Ortsgruppe Tübingen des Schwäbischen Heimatbundes. Er dankt ihr mit einem Blumen- und Buchgeschenk. Auch Dr. Oswald Rathfelder wird nicht mehr für ein Vostandsamt kandidieren.

Die weiteren Ausführungen des Vorsitzenden sind protokolliert, werden aber hier nicht wiedergegeben; sie stimmen überein mit dem «Geschäftsbericht 1993 des Schwäbischen Heimatbundes», abgedruckt im Heft 94/1, S. 72–76 der Schwäbischen Heimat.

TOP 3: Bericht des Geschäftsführers

Zum Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf berichtet Herr Dziellak über die Zusammenarbeit des SHB mit dem Naturschutzbund (NABU), den Zieglerischen Anstalten sowie dem Wasser- und Bodenverband. Diese Zusammenarbeit sei «etwas Besonderes» und könnte sogar als «modellhaft» bezeichnet werden. Er berichtet außer-

dem über die Zusammenarbeit mit der Stiftung «Tiere in Not», die die Planungen für das Naturschutzzentrum mitfinanziert und an einer dauerhaften Zusammenarbeit interessiert sei.

Herr Dziellak berichtet über eine erfreuliche Zunahme der Mitgliederzahlen in letzter Zeit. Seit dem Jahresbeginn 1994 sei die Mitgliederzahl um 71 gestiegen. Das bedeute ca. 150 Neueintritte in dieser Zeit, bei entsprechenden Abgängen. Er bedankt sich abschließend beim Vorstand und bei den Mitgliedern für das Vertrauen in die Arbeit der Geschäftsstelle.

TOP 4: Bericht des Schatzmeisters

Da der Schatzmeister Gerhard Weygandt erkrankt ist, verliert Dr. Wilfried Setzler diesen Bericht.

«Als ich vor drei Jahren mein Amt als Schatzmeister des Vereins antrat, wurde mir relativ schnell bewußt, daß die Finanzen des Vereins auf eine solide Grundlage gestellt werden müssen.

Bisher hängt unser ganzes Tun davon ab, ob wir mit unseren Veranstaltungen-Studienreisen immer bei den Mitgliedern und Gästen das richtige Ziel und somit deren Geschmack treffen. Eine für mich unzuverlässige Größe bei einem Verein, der eine Personalverantwortung und zunehmend auch Sachverantwortung hat, wenn man an die neue Geschäftsstelle oder das Naturschutzzentrum in Wilhelmsdorf denkt.

Wie bereits im vergangenen Jahr in Heilbronn zum Ausdruck gebracht, reichen die ordentlichen Beiträge gerade noch aus, um die in den vergangenen Jahren gestiegenen Kosten der Zeitschrift «Schwäbische Heimat» zu decken. Ich halte die Zeitschrift für außerordentlich gut, und mein Kompliment geht an unseren Vorsitzenden Martin Blümcke, der jedes Vierteljahr fast zu einer neuen Steigerung fähig ist.

Also am Standard sollte nichts geändert werden, denn die «Schwäbische Heimat» ist unser bester Werbeträger. Außerdem ist zu befürchten, daß der Druckkostenzuschuß des Landes nicht mehr gewährt wird. Wir werden deshalb nachhaltig versuchen, die Finanzierung der Zeitschrift auf eine andere Basis zu stellen, denn die Zeitschrift ist es wert, eine wesentlich größere Leserschaft zu haben.

Die Zusammenarbeit mit Schwaben International ist ein wichtiger Faktor, um unser Angebot an Studienreisen einem größeren Publikum bekannt zu machen und so bei teilweise schwach ausgelasteten Fahrten mehr Zuspruch zu haben. Schwaben International war ja bisher fast ausschließlich im außereuropäischen Ausland tätig und nimmt unsere Angebotsergänzung im Inland und in Europa gerne an. Auch werden unsere Mitglieder von der Kooperation profitieren, denn sie können zu den gleichen Preisen z. B. nach USA reisen wie die Mitglieder von Schwaben International.

Durch die Zusammenarbeit mit der Württemberger Hypo beim Denkmalschutzpreis haben wir nicht nur eine gute Dotation des Preises erreicht, sondern auch ein Sponsoring für alle mit diesem Preis zusammenhängenden Aufwendungen. Dies wollen wir auch beim Kulturlandschaftspreis erreichen und sind deshalb zur Zeit in Verhandlungen mit einem Verband. Letztlich haben auch unsere Bemühungen Erfolg gehabt, mit der Stiftung «Tiere in Not» von Horst Bülow aus Stuttgart einen Förderer des Naturschutzzentrums Pfrunger-Burgweiler Ried zu erhalten, der auf eine dauerhafte Zusammenarbeit größten Wert legt.

Liebe Mitglieder, im Heft 1/1994 unserer «Schwäbischen Heimat» wurde das Rechnungsergebnis 1993 und der Haushalt 1994 mit Erläuterung abgedruckt, so daß ich auf das Vorlesen von Zahlen verzichte.

Im Untergeschoß konnten die zwei Außenwände zur Richtstraße und zur Weberstraße erhalten werden. Die darüber liegende Decke ist betoniert. Gerettet wurden auch die Konsolsteine (rechts oben).



Ich möchte all den Mitgliedern danken, die unsere Arbeit so nachhaltig durch Beiträge und Spenden unterstützt haben, und besonders denjenigen Mitgliedern, die bis zum 28. April 1994 277 000,- DM für unsere neue Geschäftsstelle gespendet haben. Eine unvorstellbare Solidarität. Auf der heutigen Mitgliederversammlung wird auch über die Jahresbeitrags Erhöhung entschieden. Wir haben im Vorstand beraten und schlagen ihnen vor, ab 1. Januar 1995 einen Jahresbeitrag in Höhe von 48,- DM zu erheben. Ich habe es im Vorstand zum Ausdruck gebracht und sage es ihnen auch heute frank und frei: 50,- DM Jahresbeitrag wäre mir lieber.»

TOP 5: Bericht des Kassenprüfers

Herr Blümcke verliest den Bericht des nicht anwesenden Kassenprüfers Alfred Müsle, der dem Verein die ordnungsgemäße Führung seiner Rechnungslegung für 1993 attestiert, die mit Mindereinnahmen von 36 335,20 DM abschließt.

TOP 6: Entlastung des Vorstands

Das Mitglied Schultheiss beantragt die Entlastung des Vorstands. Die Entlastung wird einstimmig bei Enthaltungen der Vorstandsmitglieder erteilt. Herr Schultheiss dankt dem Vorstand und den Mitarbeitern der Geschäftsstelle für ihre Arbeit.

TOP 7: Wahlen zum Vorstand und Beirat

Herr Dr. Rathfelder wird gebeten, die Wahlleitung zu übernehmen. Er verliest § 2 Absatz a) der Satzung, wonach der Vorstand auf die Dauer von drei Jahren von der Mitgliederversammlung zu wählen ist, wobei die einfache Mehrheit der anwesenden Mitglieder zur Wahl genügt. Er stellt fest, daß die Mitgliederversammlung ordnungsgemäß einberufen wurde.

Die Wahl des Vorsitzenden wird von Herrn Dr. Rathfelder geleitet, die Wahl der weiteren Vorstandsmitglieder und des Beirats von Herrn Blümcke. Herr Dr. Rathfelder fragt die Versammlung, ob geheime Wahl gewünscht wird. Ein Antrag wird nicht gestellt, so daß offen abgestimmt wird. Zu den Listen der vorgeschlagenen Kandidaten für Vorstand und Beirat, die den Mitgliedern vorliegen, gehen keine weiteren Vorschläge ein, obwohl jeweils bei jeder Abstimmung danach gefragt wird.

Es werden jeweils einstimmig, bei Enthaltung der einzelnen Kandidaten, gewählt:

Vorsitzender:	Martin Blümcke
Stellvertretende Vorsitzende:	Dr. Wilfried Setzler Fritz Oechßler
Schatzmeister:	Gerhard Weygandt
Schriftführer:	Willi Lutz
Weitere Vorstandsmitglieder:	Ulrich Gräf Reinhard Wolf
Beirat:	Hannjörg Fastnacht Dr. Sylvia Greiffenhagen

(Beirat)

- Prof. Dr. Sönke Lorenz
- Dr. Hans Mattern
- Prof. Dr. Hans-Martin Maurer
- Dr. Klaus Merten
- Prof. Dr. Dieter Planck
- Albert Rothmund
- Dr. Oskar Sebald
- Dr. Raimund Waibel

Top 8: Erhöhung des Jahresbeitrages

Herr Blümcke berichtet, daß der Vorstand vorschlägt, den Mitgliedsbeitrag von DM 40,- auf DM 48,-/Jahr zu erhöhen. Der Vorschlag liegt den Anwesenden in schriftlicher Form vor. Zu diesem Tagesordnungspunkt entwickelt sich eine lebhafte Diskussion. Einige der Anwesenden schlagen, vor allem im Hinblick auf die hohe Qualität der Zeitschrift «Schwäbische Heimat», vor, den Jahresbeitrag auf DM 50,- zu erhöhen. Es wird berichtet, daß andere Vereine einen weit höheren Jahresbeitrag fordern, obwohl sie nicht eine Zeitschrift in dieser Qualität für ihre Mitglieder herstellen. Andere Mitglieder, vor allem aus den ländlichen Vereinsgebieten, lehnen eine Beitragserhöhung ab. Sie führen an, daß die Mitglieder auf dem Land finanziell nicht so gut gestellt seien wie die Stuttgarter Mitglieder, und sie befürchten einen Mitgliederschwund, wenn der Jahresbeitrag weiter erhöht würde. Außerdem würde eine Erhöhung die Mitgliederwerbung in den ländlichen Gebieten wesentlich erschweren. Es wird auch angeführt, daß ein Mitgliedsbeitrag von DM 48,- «psychologisch besser aussehe» als der Betrag von DM 50,-. Wer freiwillig mehr spenden möchte, könne dies ja jederzeit tun.

Nach längerer Diskussion, ob und auf welchen Betrag der Jahresbeitrag erhöht werden soll, schlägt Herr Blümcke der Mitgliederversammlung vor, den **Jahresbeitrag auf DM 48,- zu erhöhen**. Dieser Vorschlag wird mit großer Mehrheit bei sechs Gegenstimmen und einer Enthaltung angenommen.

TOP 9: Verleihung einer Ehrenmitgliedschaft

Der Vorstand schlägt den Mitgliedern vor, Dr. Oswald Rathfelder zum Ehrenmitglied zu ernennen. Dr. Oswald Rathfelder war 38 Jahre lang im Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes und hat außerordentlich viel für den Verein geleistet. Die Mitgliederversammlung beschließt einstimmig, Dr. Oswald Rathfelder zum Ehrenmitglied zu ernennen. Herr Blümcke verliest die Laudation und überreicht Herrn Dr. Rathfelder eine Urkunde mit der Ernennung zum Ehrenmitglied.

Herr Dr. Rathfelder bedankt sich für die Ehrung und verabschiedet sich gleichzeitig aus dem Amt des Stellvertretenden Vorsitzenden. Er versichert jedoch, daß er dem Verein auch weiterhin eng verbunden sein wird, und wünscht dem Schwäbischen Heimatbund weiterhin «Glück Auf».



Martin Blümcke überreicht Dr. Oswald Rathfelder die Urkunde, mit der ihm die Ehrenmitgliedschaft des Schwäbischen Heimatbundes verliehen wird.

Laudatio Dr. Oswald Rathfelder

Seit Mitte der 50er Jahre hat sich Dr. Oswald Rathfelder mit großem Einsatz in vielen heimatpflegerischen Vereinen und Verbänden engagiert, auch und gerade im Schwäbischen Heimatbund, wo er von 1956 bis 1994 – also 38 Jahre lang! – Mitglied des Vorstandes und stellvertretender Vorsitzender war.

Sein fachkundiges Urteil in Sachen Natur- und Landschaftsschutz und seine Ratschläge waren in dieser unglaublich langen Zeit der Mitarbeit im Führungsgremium stets gefragt.

In vielen Vorträgen und Führungen hat er zahllose Mitglieder und Gäste des Schwäbischen Heimatbundes dank seiner vorzüglichen Landeskenntnis und seiner Kontaktfähigkeit zu begeistern gewußt, wobei er sein Wissen über Geologie, Botanik und Zoologie sowie über Land und Leute anschaulich und lebhaft zu vermitteln wußte, stets gewürzt mit Humor und ausgeprägtem Mutterwitz.

Dr. Oswald Rathfelder ist eine integrierende Persönlichkeit, der der Schwäbische Heimatbund außerordentlich viel zu verdanken hat.

5. Juni 1994 – autofreier Sonntag

Karfreitag 1994. Regnerisches, stürmisches Wetter, wenig verlockend zu einem «Ausflug» in den Frühling. Trotzdem fährt am Nachmittag im Durchschnitt alle 20 Sekunden ein Auto am Haus vorbei, auf einer reinen Wohnstraße ohne Durchgangsverkehr, die etwa 300 Familien bedienen mag. Selbstverständlich ist der Verkehr an schönen Sonn- und Feiertagen und erst recht in den «Stoßzeiten» an Werktagen noch viel stärker. 15 bis 20 Minuten ist's zu Fuß bis zur Stadtmitte, – für die allermeisten viel zu viel. Man nimmt, trotz Parkplatznot, das Auto.

An einem schönen Sommertag im Lenninger Tal, das bei Kirchheim unter der Teck in die Alb hineinführt. Auf der Straße Auto an Auto. Parallel verläuft eine Bahnstrecke. Dort fahren «sogar» an Wochenenden noch Züge. Doch diese sind geradezu mitleiderregend leer. Sehen wir uns das Bild mit dem Gedränge auf der Autobahn an! Ist es eigentlich nicht geradezu absurd, was sich hier abspielt? Wo bleibt die vielgerühmte freie Beweglichkeit, die doch der Autofahrer angeblich sucht? Weshalb steigt er nicht auf den Zug um? Gewiß nicht jeder Zielort, aber doch sehr viele lassen sich mit ihm bequem erreichen! Doch trotz einer erfreulichen Steigerung der Zugreisenden im Fernverkehr bleibt deren Zahl nach wie vor verschwindend klein im Vergleich zu den Myriaden auf den Autobahnen.

Wer hört und liest nicht immer wieder von kompetenter Seite über die Bedrohungen, die vom hemmungslosen Autoverkehr ausgehen, von der Belastung der Luft mit Stickstoffoxyden, mit Ozon, mit Benzol usw., trotz des Katalysators, dessen Wirkung der wachsende Verkehr bald wieder einholt? Von der zunehmenden «Versiegelung» durch Straßen, Parkplätze und Garagen? Wer leidet nicht, wenn er an belebter Straße wohnen muß, bei Tag und Nacht am Lärm?

Auf nur zwei Westdeutsche kommt bereits ein Auto, und allzu groß ist die Verlockung, die von ihm ausgeht! Wer denkt, wenn er den Motor anläßt, daran, daß er dem Nachbarn – und sich selber – krankheitserregende Stoffe in den Garten und ins Haus bläst, daß er wegen einer vielleicht ganz überflüssigen Fahrt zum Verbrauch des leider nach wie vor viel zu billigen Energieträgers und Rohstoffs Erdöl beiträgt, der sich in Jahrmillionen gebildet hat und in Jahrzehnten verbraucht wird? Wer denkt an die Generationen nach uns? Wenn eine neue Straße unmittelbar an einer bisher ruhigen Siedlung vorbeigeführt werden soll, dann, ja dann regt sich lautstark der Protest im Namen des Umweltschutzes. Doch sonst? Das Angebot an Alternativen, vor allem an Zügen, sei viel zu schlecht, so ist zu hören. Gewiß im ganzen gesehen, ist dies leider noch immer nur allzu wahr. Und noch immer sind die Kosten für das Benzin so niedrig, daß sie zu dessen Vergeudung geradezu auffordern, wogegen die Bahnpreise «stillschweigend» Jahr für Jahr um erkleckliche Prozentsätze steigen. Noch immer werden Bahnhöfe geschlossen, entfallen Kurswagen in Erholungsorte usw., während Politiker aller «Farben» von der notwendigen Förderung des Schienenverkehrs reden.

Aber steht der einzelne dieser Entwicklung völlig machtlos gegenüber? Bekommt er, in gewissem Grad, nicht die Verkehrspolitik, die er verdient? Umweltverbände und Umweltbeauftragte der Kirchen haben den 5. Juni 1994 als autofreien Sonntag ausgerufen. Sicher, ein Tag ohne Auto bedeutet, für sich gesehen, keine nennenswerte Schonung der Umwelt. Aber er will zum Nachdenken aufrufen. Ist denn jede Autofahrt zwingend nötig? Läßt sie sich nicht – und sei's unter etwas mehr Zeitaufwand – mit dem Zug durchführen, vielleicht sogar bequemer und nervenschonender? Studieren wir doch einmal die Fahrpläne der Bahn! Trotz vieler Stilllegungen und der zum Teil leider eingetretenen Stagnation bei der Wiederbelebung von Strecken gibt es noch immer Bahnlinien, die an Sonntagen

zu schönen Ausflugszielen führen, in den Schwarzwald wie auf die Alb. Ist es denn nötig, für die 500 Meter zum nächsten Bäcker ins Auto zu steigen? Geht's nicht auch zu Fuß oder mit dem Fahrrad? Ist Raserei Heldentum? Mit höherer Geschwindigkeit steigt der Energieverbrauch pro Kilometer, steigt ganz vehement der Ausstoß an Stickstoffoxyden, verliert schließlich der Katalysator an Wirkung. Erhaltung der Schöpfung ist fast zum Schlagwort geworden. Sorgen wir dafür, daß es nicht zur leeren Phrase wird! Fangen wir bei uns selber an! Mit ein klein wenig Besinnung, mit ein klein wenig Verzicht. Der autofreie Sonntag will dazu aufrufen!

Hans Mattern



Blick von oben auf die A81 bei Böblingen.

REISEPROGRAMM 1994

Noch gibt es einige freie Plätze bei unseren Studienreisen und Exkursionen im Sommer und Herbst dieses Jahres.

Europäische Kulturlandschaften:

- Kirchliche und höfische Kultur an der Loire
16.–26. Juli 1994 (Fahrt Nr. 36); Führung: Michael Bayer
- Das Saarland
27. August–4. September 1994 (Fahrt Nr. 40); Führung:
Dr. Raimund Waibel
- Heerstraße der Könige und Pilgerweg des Abendlandes.
Von San Gimignano über Siena und Viterbo nach Rom.
27. August–7. September 1994 (Fahrt Nr. 41); Führung:
Sibylle Setzler und Dr. Wilfried Setzler
- Das Zentralmassiv – Frankreichs geheimnisvolle Mitte.
30. September–9. Oktober 1994 (Fahrt Nr. 51); Führung:
Dr. Benigna Schönhagen
- Romanik und Gotik im Burgund
7.–16. Oktober 1994 (Fahrt Nr. 53); Führung: Dr. Uwe
Kraus

Die neuen Bundesländer:

- Württembergische Spuren im thüringisch-fränkischen
Kulturraum
7.–11. Juli 1994 (Fahrt Nr. 34); Führung: Dr. Ernst-Otto
Luthardt und Harald Schukraft
- Der Osten Sachsens: Oberlausitz und Sächsische
Schweiz mit Bautzen, Görlitz, Bad Muskau und Königs-
stein
24. September–3. Oktober 1994 (Fahrt Nr. 50); Führung:
Sven Gormsen

Städtereisen:

- Breslau: 21.–25. September 1994 (Fahrt Nr. 48);
Führung: Sibylle Setzler
- Celle: 28.–30. Oktober 1994 (Fahrt Nr. 58); Führung:
Sibylle Setzler

Wanderexkursionen:

- Wanderungen im Montafon: Landschaft und Pflanzen-
welt im Hochgebirge
23.–27. Juni 1994 (Fahrt Nr. 29); Führung: Dr. Hans
Scheerer
- Kunstwanderungen an der Iller bei Memmingen
1.–3. Oktober 1994 (Fahrt Nr. 52); Führung: Thomas
Becker

Ausstellungs- und Museumsfahrten (bitte Sonderprogramm anfordern):

- «Porzellan der Kaiserlichen Manufaktur in St. Peters-
burg». Ausstellungsfahrt nach Montbéliard
30.–31. Juli 1994; Führung: Harald Schukraft
- Die «Fürstenberger-Ausstellung» in Weitra und das
österreichische Waldviertel
17.–21. August 1994; Führung: Manfred Akermann

Außerdem stehen Tages- und Halbtagesfahrten ins
Kunstmuseum Basel (19. Juni 1994) und zur Miró-Aus-
stellung in Balingen (1. Juli 1994) auf dem Programm.

Für die zweite Jahreshälfte sind Besuche der großen
bayerischen Landesausstellung «Lucas von Cranach» in
Kronach sowie der Ausstellung «Der Zarenschatz der Ro-
manov» in Speyer und andere Sonderfahrten geplant.

Informationen zu allen Studienreisen und Ausstellungs-
sonderfahrten erhalten Sie bei der Geschäftsstelle des
Schwäbischen Heimatbundes, Charlottenplatz 17, 70173
Stuttgart, Telefon 0711-221638, Fax 0711-293484.

«Aktion Irrenberg» am 20. August 1994 – Mähaktion im Naturschutzgebiet des Schwäbischen Heimatbundes

Für viele Mitglieder und Freunde des Schwäbischen Hei-
matbundes ist sie bereits zur liebgewordenen Tradition
geworden: die alljährlich im August stattfindende «Ak-
tion Irrenberg». Wir möchten aber auch all jene, die noch
nicht dabei waren, sehr herzlich einladen, bei dieser
Mähaktion in unserem Naturschutzgebiet auf der Schwä-
bischen Alb bei Balingen dabei zu sein und nach Kräften
mitzuhelfen. Wie jedes Jahr muß das von Mitgliedern des
Tieringer Vereins «Kohlraisle» gemähte Gras zusammen-
gerecht und auf Plastikbahnen ins Tal befördert werden.
Dort wird es auf Wagen geladen und abgefahren.

Neben der Arbeit bleibt sicher genügend Zeit, den herrli-
chen Blick vom oberen Rand des Naturschutzgebietes
über das natürliche Amphitheater des Irrenbergs bis zu
den fast tausend Meter hohen Albbergen bei Balingen zu
genießen. Auch für das leibliche Wohl ist gut gesorgt: Am
Mittag gibt es ein zünftiges Vesper, zu dem alle Helfer-
innen und Helfer herzlich eingeladen sind.

Der Bus des Schwäbischen Heimatbundes fährt am Sams-
tag, dem 20. August 1994, um 8.00 Uhr am Bussteig 14,
Busbahnhof Stuttgart ab. Zustiege sind, nach Vereinba-
rung, entlang der Fahrtstrecke Stuttgart-Tübingen-He-
chingen-Irrenberg möglich. Wir bitten um Anmeldung
bei der Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes.

Musterbeispiel einer Ortschronik ausgezeichnet

Erstmals hat die Jury zum Landespreis für Heimatforschung diesen Preis einer Dame zuerkannt. Die Jury würdigte mit dieser Entscheidung die von Gertrud Streit verfaßte «Geschichte des Dorfes Rielasingen» an der deutsch-schweizerischen Grenze beim Hohentwiel. Die Autorin (Jahrgang 1915) ist während drei Jahrzehnten den geschichtlichen Spuren ihres Heimatortes nachgegangen. Aus diesen Forschungen sind Vorträge, Zeitungsberichte und Fotosammlungen und schließlich ein Buch von 480 Seiten entstanden. Es besticht durch eine lebendige Darstellung der verschiedensten Aspekte des örtlichen Lebens, eine sorgfältige Verwertung des Quellenmaterials, eine reichhaltige Bebilderung und eine leserfreundliche Gliederung. Die Jury würdigt mithin ein Musterbeispiel einer Ortschronik. Mit dieser Auszeichnung verbunden ist der Geldbetrag von 10 000 DM.

Gleichfalls als umfassende Darstellung eines Ortes angelegt ist das Werk von Walfried Blaschka (Jahrgang 1927) aus Durmersheim über «Wostitz – Geschichte einer deutschen Marktgemeinde in Südmähren». Trotz der großen Erschwernisse, die der Geschichtsforschung zu Orten in den Vertreibungsgebieten entgegenstehen, ist es dem gebürtigen Wostitzer gelungen, auf 608 Seiten so gut wie alle Lebensbereiche seines Heimatortes detailliert abzuhandeln. Besonders bemerkenswert ist, daß der Autor die Geschichte des Ortes bis in das 13. Jahrhundert zurückverfolgen konnte.

Weiterhin wurde mit einem Preis zu ebenfalls 2500 DM die Publikation «Der Lithograph Joseph Bayer und

seine Zeit (1820–1879)» von Werner Heinz (Jahrgang 1951) aus Weingarten ausgezeichnet. Der Verfasser hat auf 268 Seiten minutiös das Leben und Schaffen eines Oberschwaben nachgezeichnet, dessen Werke in der regionalen Druckgraphik des 19. Jahrhunderts einen besonderen Stellenwert einnehmen. Sie vermitteln Eindrücke vom damaligen Bild der Städte und Ortschaften, den Lebensverhältnissen, Gebräuchen und Veranstaltungen. Dem Verfasser ist es zu verdanken, daß Bayers Hinterlassenschaft systematisch ermittelt und dokumentiert worden ist.

Der Jugendförderpreis zu 2500 DM geht an Florian Henning Setzen (Jahrgang 1971) aus Waldstetten/Ostalb. Als Schüler hat er sich mit dem „Geheimnisvollen Christental« bei Schwäbisch Gmünd und den zahlreichen es betreffenden Sagen befaßt. Er hat sie in einen Zusammenhang mit der Topographie und Geschichte des Reviers gebracht und die Ergebnisse auf 148 Seiten festgehalten. Ihm ist es dabei gelungen, Urkundenbestände, Bodenfunde, mündliche Überlieferungen, Karten- und Bildmaterial mit dem Sagenschatz zu einer Gesamtdarstellung aus einem Guß zu verbinden.

Die Jury aus Beauftragten der Preisstifter – die Landesregierung, der Landesausschuß Heimatpflege und die Volksbanken und Raiffeisenbanken in Baden-Württemberg – hatte mehr als 130 Verleihungsvorschläge zu bewerten. Die Würdigung der ausgezeichneten Leistungen erfolgt in einer öffentlichen Veranstaltung.

Württembergischer Wein: Flaschen auf Mehrwegkurs

(lsw) Im umweltfreundlichen Wiederbefüllen von Weinflaschen ist nach den Worten des württembergischen Weinbaupräsidenten Hermann Hohl das Anbaugebiet Württemberg «Weltmeister». Anlässlich der Wein- und Sektprämierung in Heilbronn sagte Hohl vor Journalisten, von den 118,6 Millionen Weinflaschen, die jährlich mit Württembergischer Wein befüllt werden, würden über 80 Prozent gespült und wiederbefüllt. Damit dies in Zukunft so bleiben möge, beabsichtige die württembergische Weinwirtschaft, eine zentrale Spülanlage mit voraussichtlichen Investitionskosten von 20 Millionen Mark zu errichten.

Es bedürfe jedoch noch ordnungspolitischer Maßnahmen, um dieses Mehrwegsystem weiterhin zu stärken. Die Tendenz der Glasindustrie und eines großen Lebensmittelkonzerns gehe im Augenblick noch in Richtung Wiederverwertung, also Scherben anstatt umweltfreundliches Zurückgeben der Flaschen an die Abfüllbetriebe. Hohl forderte daher die Politiker auf, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um den gesetzlichen Rahmen über die Novellierung der Verpackungsverordnungen zu nutzen und das Mehrwegsystem zu stärken. Die Verbraucher forderte Hohl auf, nur dort Wein einzukaufen, wo sie auch ihre leeren Flaschen wieder zurückbringen können.

Zur württembergischen Weinprämierung wurden 551 Weine angestellt, davon 253 Weißweine. Die Mehrzahl der angestellten Weine, 83,1 Prozent, sind aus dem Jahrgang 1992. 32,5 Prozent der angestellten Weine sind trocken. Prämiert wurden in Heilbronn auch Sekte.

Aus Hausschichten werden Hausgeschichten

Interessieren Sie sich für Bauen und Wohnen im Spätmittelalter? Möchten Sie wissen, wie 1470 ein Neubau in der Stadt aussah? Oder wie eine gewölbte Bohlenstube konstruiert wurde? Wären Sie neugierig zu erfahren, wie vielfältig und bunt Fachwerk gestaltet sein konnte? Wollten Sie immer schon mal einen zartgrünen Nuppenbecher aus dem 16. Jahrhundert ganz aus der Nähe betrachten? Wenn Sie diese Fragen mit «Ja» beantworten, dann sollten Sie sich die Ausstellung «Haus(ge)schichten» in Schwäbisch Hall nicht entgehen lassen. An drei Ausstellungsorten werden Fundstücke und Erkenntnisse aus 800 Jahren Stadtgeschichte gezeigt.

In der alten Löwenbrauerei erfahren Sie, wie Hausforscher vorgehen. Ihr ergiebigster Untersuchungsgegenstand war die Haller Katharinenvorstadt, in der sich zahlreiche Wohnhäuser aus dem späten Mittelalter erhalten haben. Zwischen Dachfirst und Kellermauerwerken fanden sich Spuren von hohem handwerklichen Können. Viele Ausstellungsstücke in der Löwenbrauerei sind etwas größer als gewohnt: Vorgestellt werden unter anderem ein komplettes Gartenhaus in Fachwerkbauweise, ein Walmfächer nach dem Vorbild eines Dachwerkes von 1337 und – als Rarität – eine Wand mit Fenstererker von 1518.

Die Ausstattung der städtischen Wohnhäuser vor allem im 17. Jahrhundert präsentiert das Hällisch-Fränkische Museum. Prunkvolle Schränke aus wohlhabenden Haushalten, einfache Bänke von ärmeren Bürgern – hier stehen sie stellvertretend für die verschiedenen Schichten. Über deren Hab und Gut erteilen die Inventare des Stadtarchivs Auskunft. Viele der dort aufgeführten Gebrauchsgegenstände zogen Archäologen unter und über der Erde ans Tageslicht: ganz besonders Küchen- und Tischgerät aus Keramik und Glas. Gelegentlich entdeckten sie Ofenkacheln mit überraschend vielfältigen Motiven, sehr selten jedoch – wie in Schwäbisch Hall – so

spektakuläre Alltagszeugen wie jahrhundertalte Pflanzenreste und Kleidungsstücke.

Dritter Ausstellungsort ist ein kleines Haus von 1470 in der Katharinenvorstadt. Hier legten Hausforscher, Restauratoren und Archäologen Schicht für Schicht frei, so daß nun 500 Jahre Baugeschichte nachvollziehbar sind. Die Archivalien gaben zusätzlich Vermögensverhältnisse und Lebensumstände einiger Hausbesitzer und Hausbewohner preis. In diesem «Kleine-Leute-Haus» können nun tatsächlich aufgedeckte Hausschichten mit Geschichten und Schicksalen seiner Bewohner verknüpft werden. Sowohl Liebhaber wie auch Kenner von Stadtgeschichte und Bauforschung können in der Ausstellung «Haus(ge)schichten» auf ihre Kosten kommen. Und wer – erschöpft von so viel Vergangenheit – dringend eine Pause in der Gegenwart braucht, kann sie im eigens eingerichteten Ausstellungscafé in der alten Löwenbrauerei einlegen.

«Haus(ge)schichten». Schwäbisch Hall, bis zum 31. 7. 1994. Informationen über Öffnungszeiten (montags nie!), Führungen, Begleitprogramm und Katalog unter der Telefon-Nummer (0791) 751-289 und 360.

Eine Orchidee ist Blume des Jahres

(SAV) Das *Breitblättrige Knabenkraut*, das bei uns verbreitet in Naßwiesen und Flachmooren anzutreffen ist, wurde von der «Stiftung Natur und Pflanze» zur Blume des Jahres 1994 gewählt. Besondere Merkmale dieser Orchidee sind ihre breitlanceolaten, meist stark gefleckten Blätter, der dicht besetzte Blütenstand und die dunkel gefleckten, roten Blüten. Das Breitblättrige Knabenkraut wird in der «Roten Liste der gefährdeten Tiere und Pflanzen in Baden-Württemberg» als gefährdet geführt. Sie ist in allen Pflanzenteilen vollkommen geschützt.

Naturschutzgebiet in Göppingen geplant

(lsw) Das Regierungspräsidium Stuttgart plant auf der Gemarkung der Stadt Göppingen die Ausweisung eines Naturschutzgebietes «Spielburg». Das am Fuße des Hohenstaufen gelegene Areal umfaßt etwa 35 Hektar.

Ziel ist es, die vielfältigen, ökologisch wertvollen und vernetzten Biotoptypen im geplanten Schutzgebiet zu erhalten und zu fördern, teilte das Regierungspräsidium am 10. März mit. Auf kleinem Raum finden sich aufgelassene Steinbrüche, Felsen, Hecken und Tümpel, Laubwälder und Streuobstwiesen. Dazu gehört auch der einzige großflächige Kalkmagerrasen im Bereich der Stadt Göppingen. Unterschiedliche Boden- und Klimaverhältnisse bieten Lebensraum für eine Vielzahl seltener und bedrohter Tier- und Pflanzenarten.

«Vergessene» Bilder kehrten in Kirche zurück

(epd) Zwölf Bilder aus dem 17. Jahrhundert sind in die evangelische Nikolauskirche Aidlingen zurückgekehrt. Die etwa 1,1 mal 1,3 Meter großen Farbgemälde eines unbekanntenen Malers, der vermutlich aus Holland stammt, hingen bereits früher in der einstigen Wehrkirche, die um 1470 von Aberlin Jörg erbaut wurde. 1949 brannte die Orgel, so daß der Chor mit seinem engmaschigen Netzrippengewölbe schwer beschädigt wurde. 1952 ging man deshalb daran, das Kircheninnere umzugestalten. Dabei sind die zwölf Bilder – sie stellen die Passion Christi, Auferstehung und Himmelfahrt dar – abgenommen und in einem Nebenraum abgestellt worden. Dort wurden sie völlig vergessen. Erst vor zwei Jahren entdeckte man sie durch Zufall wieder. Mit Spenden örtlicher Firmen, Banken, der Gemeinde und von Privatpersonen wurden die insgesamt 52000 Mark Restaurierungskosten aufgebracht. Jetzt hängt der Bilderschmuck wieder am angestammten Ort.

Individuelle 14-tägige Mitglieder-Reise
ab Frankfurt, buchbar ab
2 Personen

BRAZIL

KLASSISCHES BRASILIEN TERMINE WÖCHENTLICH



Flug mit Varig nach Salvador da Bahia, der ehemaligen Hauptstadt Brasiliens. An die Kolonialzeit der Stadt erinnert die farbenprächtige Altstadt mit barocken Bauten. Keine andere Stadt verkörpert so stark die Vielfalt brasilianischer Kultur und Geschichte. Nächste Station: Brasilia, die moderne, am Reißbrett geplante Hauptstadt. Bei einer Stadtrundfahrt besichtigen Sie die wichtigsten Bauten. Für zwei Tage halten Sie sich anschließend im Amazonasgebiet mit seiner einzigartigen Flora und Fauna auf. Manaus, Hauptstadt Amazoniens mit der weltberühmten Oper aus der Zeit des Kautschuk-Booms, ist Ausgangspunkt für eine Bootsfahrt auf dem Rio Negro und Rio Solimões

bis zum "meeting of the waters", wo sich die Flüsse zum Amazonas vereinen. Von Belo Horizonte aus besuchen Sie "Ouro Preto", die "Goldstadt", die wegen ihren Schätzen kolonialer und barocker Architektur zum Weltkulturerbe erklärt wurde. Die vorletzte Station Ihrer Reise ist Foz do Iguacu mit den einzigartigen Wasserfällen, den 'Cataratas'. Bewundern Sie diese bedeutendste Natursehenswürdigkeit Südamerikas. Ein Ausflug zum Itaipu-Staudamm mit dem größten Wasserkraftwerk der Welt steht ebenfalls auf dem Programm. Rio de Janeiro, die pulsierende Weltstadt, die zweifellos zu den schönsten Städten der Welt zählt, rundet das Programm dieser eindrucksvollen Rundreise ab.

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 4.350.-**
für Nichtmitglieder ab DM 4.550.-,
EZ-Zuschlag DM 630.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten.

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -22, Frau Buci

Erlebnisreiche Mitglieder-Reise
zu den Highlights dieses
Kontinents

AUSTRALIA

AUSTRALIA-HIGHLIGHTS VOM 13.7. BIS 30.7.1994



Eine faszinierende 'Reise durch Traum und Zeit'. Australien - Kontinent mit unzähligen Kontrasten: von der Weltstadt Sydney über üppigen Regenwald und die Hitze der trockenen Steppen bis hin zu kristallklaren Riffen. Sie fliegen mit der renommierten Singapore Airlines nach Sydney, wo Ihnen auf einer Stadtrundfahrt die Sehenswürdigkeiten dieser Stadt, u.a. das weltberühmte Opernhaus, vorgestellt werden. Sie reisen über Brisbane nach Fraser Island mit herrlicher tropischer Vegetation und einmalig schönen Stränden. Nach einem Aufenthalt in South Molle Island verlassen Sie ein 'Paradies' und erreichen auch schon das

nächste: Mission Beach. Eine Bootsfahrt führt zum tropischen Dunk Island, danach geht es über Port Douglas zum 'Great Barrier Reef' an Bord eines Katamarans. Auf der Weiterreise nach Cairns über das Atherton Tableland entführt Sie das "Tjapukai Dance Theater" in die Zeit der Aborigines! Mit dem Kuranda Train erreichen Sie Cairns, den Ausgangspunkt zu einem weiteren Höhepunkt: Ayers Rock, das "Rote Herz" Australiens. Nach einer Stadtrundfahrt durch Alice Springs fliegen Sie zurück nach Sydney. Großartige Landschaften mit einer einmaligen Reichhaltigkeit an Fauna und Flora sowie zahlreichen spektakulären Naturwundern prägen diesen einzigartigen Kontinent mit seinen freundlichen Einwohnern!

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 6.750.-**
für Nichtmitglieder ab DM 6.975.-,
EZ-Zuschlag DM 920.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten.

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -24, Frau De Marné

Mitglieder-Reise Argentinien mit
Höhepunkt Patagonien und
Feuerland

ARGENTINA

ARGENTINIEN VOM 28.10. BIS 10.11.1994



Von Buenos Aires aus, der argentinischen Metropole am Rio de la Plata, starten Sie nach einer ausführlichen Stadtrundfahrt, mit Besichtigung der wichtigsten Sehenswürdigkeiten, wie dem 'Cabildo', dem alten Rathaus, dem weltberühmten Teatro Colon, La Boca, in dem der Tango lebt, zu Ihrer Patagonien-Feuerland-Rundreise. Sie besuchen die Pinguin-Kolonie in 'Punta Tombo', wo tausende Magellan-Pinguine beobachtet werden können, sowie die auf der Natur-Halbinsel Valdez lebenden Robben und See-Elefanten. Nach dem beeindruckenden Besuch dieser einzigartigen Tierwelt fliegen Sie weiter in die südlichste Stadt der Welt, nach Ushuaia. Der Nationalpark 'Tierra

del Fuego', sowie ein Ausflug in die Seerlandschaft Feuerlands mit den Seen 'Fagnano' und 'Escondido' stehen auf dem Programm. Einer der Höhepunkte dieser Reise ist zweifellos der Nationalpark 'Los Glaciares'. Gewaltige Gletscher ergießen sich in den Lago Argentino. Vor dem Rückflug nach Frankfurt halten Sie sich noch einmal in Buenos Aires auf und lernen beim Tagesausflug auf eine Estancia die Arbeit und das Leben der Gouchos kennen. Eine Folklore-Show und ein 'Asado', ein typisch argentinisches Grillessen, runden diesen Tag ab. Die zwei letzten Tage in Buenos Aires stehen zur freien Verfügung. Diese Reise ist mit einem Anschlussprogramm für Chile kombinierbar!

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 5.490.-**
für Nichtmitglieder ab DM 5.890.-,
EZ-Zuschlag DM 830.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten.

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -22, Frau Buci

15-tägige Mitglieder-
Sonderreise nach China und
Hongkong

CHINA

INS REICH DER MITTE VOM 23.9. BIS 7.10.1994



Flug mit Swissair in das ferne 'Reich der Mitte'. Stadtrundfahrt durch Peking mit dem gigantischen Platz des Himmlischen Friedens, der Verbotenen Stadt und dem Kaiserpalast. Sie besuchen die weltberühmte große Mauer, die Ming-Gräber und den Sommerpalast. Ein Besuch der Peking-Oper steht ebenfalls auf dem Programm. Xian erwartet Sie mit seiner Terrakotta-Armee aus lebensgroßen geformten Tonfiguren, die alte Residenzstadt Nanking mit den schönen Wildganspagoden und den Purpurbergen, wo sich das Mausoleum des Gründers der Volksrepublik China befindet. Die einmalig schöne Landschaft von Hangzhou,

das 'Paradies auf Erden', mit dem sagenumwobenen Westsee und die faszinierende Karstkegelwelt Guilins sind weitere Höhepunkte. Den Abschluß der Reise bildet die Weltmetropole Hongkong. Auf einer ganztägigen Inselrundfahrt erleben Sie diese faszinierende Stadt mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten, z.B. den 'Victoria Peak', den höchsten Gipfel der Stadt, von dem man einen einmaligen Ausblick auf die ganze Insel und Kowloon hat. Weiterreise nach Aberdeen, dem Dschunkenhafen und nach Repulse Bay, dem Badestrand der Insel. Es bleibt genügend Zeit, um vor dem Rückflug einen ausgiebigen Einkaufsummel durch die einladenden Geschäfte und Märkte Hongkongs zu unternehmen.

Reisepreis pro Person im Doppelzimmer für
Mitglieder ab **DM 5.400.-**
für Nichtmitglieder ab DM 5.650.-,
EZ-Zuschlag DM 1.030.-, Unterbringung Alleinreisender nur im Einzelzimmer möglich.
Preisänderungen vorbehalten.

Ausführliche Reisebeschreibung anfordern
Telefon 0711 / 23729 -24, Frau De Marné

USA/KANADA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE:	A ▶ 01.04.-14.06.94	B ▶ 15.06.-14.08.94	C ▶ 15.08.-14.10.94
NEW YORK, BOSTON	A ▶ DM 909.- C ▶ DM 909.-	B ▶ DM 1.009.-	
MONTREAL, TORONTO	A ▶ DM 1.039.- C ▶ DM 1.039.-	B ▶ DM 1.239.-	
CHICAGO, CINCINNATI, ATLANTA, PHILADELPHIA, WASHINGTON DC.	A ▶ DM 1.059.- C ▶ DM 1.059.-	B ▶ DM 1.109.-	
LOS ANGELES	A ▶ DM 1.309.- C ▶ DM 1.309.-	B ▶ DM 1.459.-	

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE:	▶ Täglich		
NEW YORK, BOSTON, TORONTO	▶ Auf Anfrage		
CHICAGO, WASHINGTON DC.	▶ Auf Anfrage		
MIAMI, ATLANTA	▶ Auf Anfrage		
VANCOUVER	▶ Auf Anfrage		
LOS ANGELES, SAN FRANCISCO	▶ Auf Anfrage		

SI-SPEZIAL-TARIFE

DELTA AIRLINES CODE 601 ab Frankfurt, Berlin, Hamburg, München, Stuttgart

TERMINE:	A ▶ 01.04.-14.06.94	B ▶ 15.06.-16.07.94	C ▶ 17.07.-14.08.94	D ▶ 15.08.-14.10.94
----------	---------------------	---------------------	---------------------	---------------------

BOSTON, NEW YORK -KENNEDY	A ▶ DM 930.- C ▶ DM 1.030.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 930.-	
BANGOR, BALTIMORE, PHILADELPHIA, PITTSBURGH, ROCHESTER, CYRACUSE, WASHINGTON DC., BUFFALO HARRISBURG PA., PORTSMOUTH	A ▶ DM 989.- C ▶ DM 1.089.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 989.-	
ATLANTA, CLEVELAND, DETROIT, INDIANAPOLIS, CHICAGO, CINCINNATI, MONTREAL, TORONTO	A ▶ DM 1.039.- C ▶ DM 1.139.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 1.039.-	
FLORIDA, MEMPHIS, NASHVILLE, NORFOLK, RALEIGH, RICHMONT VA., KNOXVILLE, HUNTSVILLE AL., CHARLESTON SC., CHARLOTTE, COLUMBIA SC., DOTHAN, GREENBORO, JACKSON MS.	A ▶ DM 1.089.- C ▶ DM 1.239.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 1.089.-	
AUSTIN, HOUSTON, KANSAS CITY, MINNEAPOLIS, NEW ORLEANS, ST. LOUIS, AMARILLO, EL PASO, KILEEN, LITTLE ROCK, MILWAUKEE, OKLAHOMA CITY, SAN ANTONIO	A ▶ DM 1.139.- C ▶ DM 1.239.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 1.139.-	
DENVER, PHÖNIX, SALT LAKE CITY, OMAHA, TUSCON, NASSAU, ALBUQUERQUE	A ▶ DM 1.189.- C ▶ DM 1.289.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 1.189.-	
LOS ANGELES, SAN FRANCISCO, MEXIKO CITY	A ▶ DM 1.239.- C ▶ DM 1.339	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 1.239.-	

IDAHO FALLS, LAS VEGAS, PORTLAND OR., SEATTLE SACRAMENTO, SAN JUAN, BILLINGS, FRESNO, MONTEREY, SAN DIEGO, BERMUDA,	A ▶ DM 1.339.- C ▶ DM 1.439.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 1.330.-	
---	----------------------------------	-----------------------------------	--

ANCHORAGE, FAIRBANKS, HONOLULU	A ▶ DM 1.689.- C ▶ DM 1.789.-	B ▶ auf Anfrage D ▶ DM 1.689.-	
--------------------------------	----------------------------------	-----------------------------------	--

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ▶ Preise zuzüglich ca. DM 48.- Steuern ▶ Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ▶ Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ▶ Umbuchungsgebühr DM 50.- pro Person ▶ Stornogeühr DM 150.- pro Person - Änderungen vorbehalten

AFRIKA

INFO: 0711-23729-21

SWISSAIR CODE 501 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE:	A ▶ 04.04.-30.06.94	B ▶ 01.07.-31.08.94	C ▶ 01.09.-31.10.94
DAR-ES-SALAM, NAIROBI	A ▶ DM 1.339.-	B ▶ DM 1.739.-	C ▶ DM 1.439.-
JOHANNESBURG, KAPSTADT	A ▶ DM 1.519.-	B ▶ DM 1.689.-	C ▶ DM 1.689.-
HARARE	A ▶ DM 1.519.-	B ▶ DM 1.889.-	C ▶ DM 1.739.-

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE:	▶ Auf Anfrage		
HARARE, WINDHOEK	▶ Auf Anfrage		
JOHANNESBURG, KAPSTADT	▶ Auf Anfrage		

SI-SPEZIAL-TARIFE

SOUTH AFRICAN AIRWAYS CODE 083 ab Frankfurt, Hamburg, München

TERMINE:	A ▶ 29.03.-30.06.94	B ▶ 01.07.-12.12.94	C ▶ 13.12.-28.12.94
JOHANNESBURG	A ▶ DM 1.375.- C ▶ DM 2.382.-	B ▶ DM 1.604.-	
KAPSTADT, nur ab/bis Frankfurt	A ▶ DM 1.375.- C ▶ DM 2.382.-	B ▶ DM 1.604.-	

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ▶ Preise zuzüglich ca. DM 36.- Steuern ▶ Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ▶ Kinderermäßigung unter 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50%, Jugendermäßigung 12-24 Jahre 25% ▶ Umbuchungsgebühr: DM 50.- pro Person ▶ Stornogeühr: DM 150.- pro Person - Änderungen vorbehalten.

ASIEN/AUSTRALIEN/CHINA

INFO: 0711-23729-21

SINGAPORE AIRLINES CODE 618 ab Frankfurt

TERMINE:	A ▶ 04.04.-30.06.94	B ▶ 01.07.-31.10.94
BANGKOK	A ▶ DM 1.358.-	B ▶ DM 1.559.-
SINGAPUR, KUALA LUMPUR, PENANG	A ▶ DM 1.459.-	B ▶ DM 1.659.-
MANILA	A ▶ DM 1.559.-	B ▶ DM 1.759.-
HONGKONG	A ▶ DM 1.709.-	B ▶ DM 1.809.-
TAIPEH	A ▶ DM 1.729.-	B ▶ DM 1.829.-
SYDNEY, MELBOURNE, BRISBANE, DARWIN, ADELAIDE	A ▶ DM 1.909.-	B ▶ DM 2.339.-
SEOUL, TOKIO	A ▶ DM 2.159.-	B ▶ DM 2.259.-
AUCKLAND, CHRISTCHURCH	A ▶ DM 2.059.-	B ▶ DM 2.459.-

Preise incl. RAIL & FLY von den meisten deutschen Bahnhöfen.

▶ Kinderermäßigung von 2-11 Jahre 90%, unter 2 Jahren auf Anfrage ▶ Kostenlose Stopovermöglichkeit in Singapur auf dem Hin- und/oder Rückflug ▶ Preisaufschlag für Business-Klasse auf Anfrage - Änderungen vorbehalten

LUFTHANSA CODE 220 ab den meisten deutschen Flughäfen

TERMINE:	▶ Auf Anfrage		
SYDNEY, MELBOURNE	▶ Auf Anfrage		
PEKING	▶ Auf Anfrage		

SI-SPEZIAL-TARIFE

Bitte erfragen Sie die Preise für nicht aufgeführte Destinationen.

BEDINGUNGEN: ▶ Preise zuzüglich ca. DM 10.- Steuern ▶ Mindestaufenthalt 6 Tage / max. 180 Tage ▶ Kinderermäßigung bis 2 Jahre 90%, 2-11 Jahre 50% ▶ Umbuchungsgebühr DM 50.- pro Person ▶ Stornogeühr DM 150.- pro Person - Änderungen vorbehalten

Der Kirchheimer Max Eyth im Museum für Literatur

(STZ) Auf 240 Quadratmetern und zwei Etagen erschließt sich nun, warum die Kirchheimer glaubten, ein Literaturmuseum einrichten zu müssen. Im «Kirchheimer Parnaß» wird in Wort, Bild, Schrift und mit exemplarischen Ausstellungsstücken an Personen erinnert, die als Literaten irgendwie mit der Zähringerstadt in Verbindung zu bringen sind. Zuvorderst Max Eyth (1836–1906). Der Sohn des Lateinschuldirektors Eduard Eyth – er wurde eben da geboren, wo er heute gewürdigt wird – ist nicht nur als berühmter Ingenieur bekannt geworden, sondern auch als Schriftsteller und Künstler. Der weitgereiste Propagandist des Dampfzuges hat zahlreiche Bücher verfaßt, unter denen «Hinter Pflug und Schraubstock» zu den bekanntesten zählt. Mit einer halben Million Auflage allein bei diesem Werk ist Eyth – er hat übrigens auch die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft gegründet – durchaus als Bestsellerautor einzustufen. Mit Zeugnissen aus seinem Leben (die Gestaltung der Räume und Vitrinen durch Professor Hans Peter Hoch unterstützt den Gesamteindruck behutsam) wird Eyths literarisches Gesamtwerk umrissen – durchaus unterhaltsam.

Im Nachbarraum des Obergeschosses erinnern Exponate an Hermann Kurz (1813–1873), der in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts für kurze Zeit in Kirchheim gewohnt hat. Der Vater der Schriftstellerin Isolde Kurz hat zeitlebens fleißig geschrieben, reich geworden ist er dabei nicht. Gedichte, Silcherlieder, Novellen, politische Beiträge – das Kurz'-Œuvre ist anschaulich dokumentiert.

Der Dritte im Bunde der besonders herausgestellten Autoren ist Hans Bethge (1876–1946). Der Lyriker und Übersetzer liegt in Kirchheim begraben. Seine letzten Lebensjahre hat Bethge in dieser Stadt verbracht. Der Überblick über seine Arbeiten könnte mithelfen, Bethges Lebenswerk einem größeren Kreis näherzubringen. Das strebt Museumsleiter Rainer Lasowski ohnehin an. «Viele Dinge

werden vergessen, wenn nicht an sie erinnert wird.» Von einem Autor ist das kaum anzunehmen, der ebenfalls mit Kirchheim in Verbindung gebracht wird: Hermann Hesse. 1899 hat der spätere Nobelpreisträger mit Tübinger Freunden («Petit Cénacle») des öfteren in der Kirchheimer «Krone» gebechert und der angehimelten Bedienung in der Erzählung «Lulu» ein literarisches Denkmal gesetzt. In einem japanischen Hesse-Führer ist, nebenbei, das neue Museum bereits aufgeführt.

Daß Karl May 1899 an Lindach und Lauter sein Buch «Im Jenseits» verfaßt hat, wissen wenige. Darüber wird im neuen Literaturmuseum ebenso informiert wie über eine Reihe anderer Geistesgrößen. Zu ihnen zählt der in Kirchheim geborene Dr. Franz Kaim, Gründer der Münchner Philharmoniker, der Liederdichter Albert Knapp, der Algebraiker Johannes Scheubel und – mit etlichen Exponaten vertreten – der Botaniker Johann Simon Kerner, ein Zeitgenosse Friedrich Schillers.

Mit dessen Namen fällt das Stichwort zum Auftritt einer Einrichtung, die das Literaturmuseum von Anfang an personell und sachlich unterstützt hat. Dr. Thomas Scheuffelen vom Marbacher Schiller-Nationalmuseum wirkte am Aufbau der Einrichtung mit, die als dreißigste ihrer Art im Land von Marbach aus nicht nur mit Leihgaben versehen worden ist. Knapp 200 000 Mark sind vom Schiller-Nationalmuseum als Zuschuß geflossen. Gebäudesanierung und Museumseinrichtung schlugen mit 875 000 Mark zu Buche.

Ein Literaturbeirat will es nicht nur beim Blick auf die «literarische Landschaft» von ehemals belassen. Das Museum «mit Leben erfüllen» heißt die Devise.

Das Gebäude, 1540 als Lateinschule erbaut und eines der ältesten Häuser in Kirchheims Innenstadt, hatte schon immer etwas mit Bildung und Kultur zu tun. Jahrhundertlang wurde die Brücke zur Antike geschlagen, später war hier die Stadtbücherei zu Hause. Nach deren Umzug 1990 ins neue Domizil gegenüber bot sich der Fachwerkbau zu neuer Nutzung an.

Schloß Filseck ist wieder hergestellt

(SWP) Auferstanden aus Ruinen ist Schloß Filseck bei Uhingen, Kreis Göppingen. Der 400 Jahre alte Renaissancebau war vor 23 Jahren von einem Brand heimgesucht worden und lange dem Verfall und Vandalismus preisgegeben. Der Landkreis hat die «Ruine mit Dach» 1986 erworben und wiederaufgebaut. Jetzt wurde der Schlußstein gesetzt. Ins Schloß ist wieder Leben eingezogen. Ein Restaurant hat inzwischen eröffnet und das Kreisarchiv richtete sich ein. Der Landkreis war die letzte Rettung für das historische Bauwerk, dessen Nordflügel schon den Hang hinabzudriften drohte. Zwar hat es nicht an Ideen gefehlt, das weithin sichtbare Bauwerk über dem Filstal kommerziell zu nutzen, unter anderem als Freizeitpark, Wohnanlage oder Pferdezucht-Anlage. Auch eine Bildungseinrichtung war interessiert. Aber alles zerschlug sich. Der Wiederaufbau kostete freilich 17,3 Millionen Mark, zuzüglich vier Millionen für Außenanlagen, Zufahrt und Standsicherung. Nord- und Ostflügel wurden restauriert, die abgebrannten Wirtschaftsgebäude durch Neubauten ersetzt. Das Konzept erlitt auch Rückschläge. Die Kreisvolkshochschule, die dort ihren Sitz bekommen sollte, wurde wegen knapper Kassen aufgelöst. Der Plan eines Museums für kirchliche Kunst im weitläufigen Dachstuhl liegt aus ähnlichen Gründen auf Eis. Kritik hat das millionenschwere Projekt begleitet. Doch heute stehe die Bevölkerung hinter dem Aufbau, betont der Förderkreis Schloß Filseck. Das Schloß geht zurück auf eine mittelalterliche Burg, mutmaßlich im Besitz der Grafen von Aichelberg. Sie ging über die Württemberger an die Herren Reuß von Reußenstein. Das im Jahr 1597 erbaute Schloß hat viele Besitzer gesehen, kleinadelige Staatsdiener, Offiziere und Bankiers; auch ein Kloster kaufte sich ein. Das Rittergut rechnete sich nie sehr gut. Zuletzt gehörte es den Freiherrn von Podewils, die es von 1906 bis 1968 verpachtet hatten.

Zuwachs für Herrenberger Glockenmuseum

(epd) Das Südwestdeutsche Glockenmuseum in Herrenberg erhält gewichtigen Zuwachs. Im März wurde aus der Schweiz eine 3560 Kilo schwere «Gloriosa»-Glocke angeliefert. Ihr künftiger Platz ist im Turm der Herrenberger Stiftskirche. Dort wird sie läutbar aufgehängt und ist eine der jetzt 20 Glocken des in seiner Art in Deutschland einmaligen Museums. Zu hören sein wird das Glocken-Schwergewicht – es übertrifft die bisher schwerste Herrenberger Glocke um rund eine Tonne – aber nur an den hohen christlichen Festtagen und an den Glockenkonzerten, zu denen die evangelische Kirchengemeinde regelmäßig seit drei Jahren einlädt.

Die neue Herrenberger Glocke wurde 1965 im Thurgau gegossen; sie hing bisher in Libingen im Kanton St. Gallen. Jetzt sollte sie abgenommen und eingeschmolzen werden, weil sie vom Gewicht her nicht mehr in das dortige Geläut paßte. Davon erfuhr der Herrenberger Dekan Dieter Eisenhardt. Der Glockenexperte und -liebhaber, der das Südwestdeutsche Glockenmuseum in Herrenberg begründet und hierfür Stücke aus dem gesamten deutschen Kulturraum zusammengetragen hat, konnte die Glocke mit ihrem Wert von rund 80 000 Mark wohlfeil zum Materialpreis von 20 000 Mark erwerben. Für diese Summe kam ganz spontan ein anonym bleibender Spender auf. Zum Weihnachtsfest 1994 wird die «Gloriosa» zum erstenmal in Herrenberg erklingen; bis dahin will der Dekan das Geld für die Aufhängung im Stiftskirchenturm zusammentragen.

In dem in den letzten Jahren entstandenen Museum haben künftig nur noch ein paar Kleinglocken mit etwa drei bis vier Zentnern Einzelgewicht Platz. Es hängen dort bereits 19 Glocken, zwölf davon sind läutbar.

Im «Tal der Mönche» nagt der Zahn der Zeit

(SK) Am Kloster Beuron, dessen erste urkundliche Erwähnung aus dem Jahre 1097 stammt, nagt der Zahn der Zeit. Auf bis zu 22 Millionen Mark werden die Kosten für die Renovierungsarbeiten am Benediktinerkloster im «Tal der Mönche» an der Donau zwischen Sigmaringen und Tuttlingen geschätzt. «Wir selbst», sagt Klostersprecher Bruder Ambrosius Neumann, «würden an solch große Summen nicht rankommen.» Die Summe bringen jedoch Freunde auf: Der «Verein der Freunde der Erzabtei St. Martin zu Beuron» will verhindern, daß die zahlreichen historischen und denkmalgeschützten Gebäude verlorengehen. Die Vereinsmitglieder, darunter Vertreter von Kirche, Ministerien, Behörden, aber auch Privatpersonen wie der frühere baden-württembergische Innenminister Dietmar Schlee, haben eine Prioritätenliste aufgestellt für die dringlichsten Renovierungsvorhaben. Der Kirchenvorplatz und das Dach der Gnadenkapelle sind bereits wiederhergestellt, weitere 15 Projekte sollen «nacheinander in Angriff genommen werden», so Bruder Ambrosius.

Um an die notwendigen Gelder zu kommen, sei die sonst zurückgezogen lebenden Mönche auf die Öffentlichkeit angewiesen. «Möglichst kreativ» will man in Beuron bei der Mittelbeschaffung vorgehen. Benefizkonzerte, Klosterfeste, Lesung, Jazzsession, Performance – viel Kunst soll für ein volles Konto und eine schnelle Renovierung sorgen.

Dabei geht es keineswegs um eine Verbesserung der Wohnqualität für die 84 Mönche und den Erzabt. Bruder Ambrosius: «Wir würden auch weiterhin eine betende und arbeitende Gemeinde sein.» Dem spirituellen Grundsatz von «ora et labora» könnten die Benediktiner auch «unter extremen und schlechten Bedingungen nachkommen», verspricht der Mönch.

Das Kloster selbst ist nicht ganz so abgehärtet. Der Barockbau beherbergt einige Kunstschatze in sich, die zu einem Großteil aus der «Beuroner Kunst» herrühren, einer von den Be-

nediktinermönchen des Donautals geprägten Kunstrichtung. Auch in der Klosterbücherei, die als größte Privatbibliothek Deutschlands gilt, drückt sich Buchrücken an Buchrücken. Weitere und bessere Räume werden gebraucht.

Dieses Erbe will der Verein mit den 17 Projekten sozusagen bewahren. Von den Renovierungsmaßnahmen soll aber nicht nur das Kloster profitieren. Die Benediktiner wollen das Interesse der Öffentlichkeit künftig «offensiver befriedigen». Der Sprecher der Erzabtei verspricht: «Das, was wir zeigen können, werden wir zeigen.» Gleichwohl schränkt Bruder Ambrosius ein, einen «monastischen Disneypark gibt's nicht.»

Und einer freut sich ganz besonders über die Renovierung: Der Klostermetzger. Er erhält nämlich ein ganz neues, modernes Schlachthaus.

Gemeinde Boll strebt den Titel «Bad» an

(lsw) Mit einjährigen Klimauntersuchungen will die Gemeinde Boll im Kreis Göppingen jene Kriterien erfüllen, die notwendig sind, um sich bald Bad nennen zu können. Bisher heißt nur der Bereich um Kurhaus und Akademie Bad Boll. Die Untersuchungen sollen dreimal am Tag vorgenommen werden und Aufschluß über Staub- und Abgasbestandteile in der Luft geben. Kuren kann man in Boll 1995 seit 400 Jahren.

Bürgermeister Klaus Pavel erklärte, er sei sicher, daß Boll rechtzeitig zum Jubiläum das Prädikat Heilbad bekommen wird. Thermal-Mineralquelle und Jura-Fangos seien bereits staatlich anerkannt. Für die Schwefelquelle laufe das Verfahren. In den vergangenen zehn Jahren seien 1,8 Millionen Mark direkt in den Kurbetrieb geflossen. Kurbetrieb und Fremdenverkehr mit seinen rund 400 Beschäftigten erwirtschafteten nach Pavels Angaben jährlich 25 Millionen Mark.

Herrenberg: Umstrittene Streuobstbestände

(STZ) Im Konflikt um die Vergrößerung des Naturschutzgebiets Grafenberg oberhalb der Herrenberger Ortsteile Kayh und Mönchberg zeichnet sich ein Kompromiß ab. Die Naturschutzverwaltung des Landes möchte das bisher 8,2 Hektar große Schutzgebiet an einem sonnenreichen steilen Südhang des Schönbuchs unter Einbeziehung angrenzender ausgedehnter Streuobstbestände auf 23,9 Hektar vergrößern. Aus der Sicht der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart kommt dem Grafenberg mit seinem trockenwarmen Kleinklima, der seltenen Tier- und Pflanzenarten einen inselartigen Lebensraum bietet, besondere Bedeutung für den Arten- und Biotopschutz zu. Die Mehrzahl der über hundert von der Schutzgebietserweiterung betroffenen Grundstücksbesitzer ist jedoch mit den von der Bezirksstelle vorgesehenen Einschränkungen bei der Bewirtschaftung der Obstwiesen und anderer landwirtschaftlicher Flächen nicht einverstanden. Sie empfinden sie als zu weitgehend. In einer Informationsveranstaltung mit Vertretern der Bezirksstelle und des Regierungspräsidiums haben die Obstbauern ihre Sorgen verdeutlichen können.

Umgekehrt gelang es der Naturschutzbehörde, manche Befürchtung zu zerstreuen. Ortsvorsteher Willy Hirth war nicht ohne Erfolg um Vermittlung bemüht. Anzustreben sei – so sein Vorschlag – eine Lösung, mit der «beide Seiten leben können». Die Bezirksstelle will deshalb den Entwurf ihrer Rechtsverordnung noch einmal überarbeiten. So sollen beispielsweise die Mähbeschränkungen nicht mehr das ganze erweiterte Gebiet umfassen, sondern auf die Wiesen am Mönchberger Sattel beschränkt bleiben, wo der im Lande rare Blaustern (Scilla) wächst. Im Ausweisungsverfahren sollen jetzt die Träger öffentlicher Belange gehört werden, vor allem die Fachbehörden, die Stadt und Umweltverbände. Im Anschluß an eine öffentliche Auslegung der Planunterlagen

haben die betroffenen Grundstücksbesitzer dann ganz offiziell die Möglichkeit, ihre Bedenken und Anregungen ins Verfahren einzubringen.

Söflinger Klostermühle wurde Ulmer Musikschule

(swp) Das Mühlrad an der Blau wird sich wieder drehen: doch nur der Romantik wegen. Am 11. März wurde die jahrhundertealte Klostermühle ihrer neuen Bestimmung als Proben- und Vorspielstätte des Schul- und Jugendmusikwerks übergeben.

Vom Landesdenkmalamt wird die Wiederherstellung des Bauwerks mit 420 000 Mark bezuschußt, durchgeführt wurde sie von der städtischen Sanierungs-Treuhand. Projektleiter war von Anfang an, vom Sommer 1991, ihr inzwischen pensionierter Geschäftsführer Wolfgang Eisele. Architekt war Benno Becker.

Die Arbeiten an der laut einer Rötzeichnung im Dachstuhl 1567 erbauten Mühle waren von Schwierigkeiten geprägt, besonders die Rohbauphase: So mußte die auf Sand und Torf gebaute Mühle mit 250 Betonpfählen nachgegründet werden – Kosten: 1,1 Millionen Mark. Neben weichem Untergrund und Mauern, die nur einen halben Meter tief reichten, mag auch das Gewicht der auf dem Speicher gelagerten Mehl- und Getreidesäcke verursacht haben, daß das Gebäude zur Blau hin abgesackt ist.

Jetzt bietet das Bauwerk Platz für 15 Übungs- und Vorspielräume, ein Lehrerzimmer, eine Teeküche und einen großen Saal, in dem bis zu 100 Personen Platz finden.

Im gesamten Gebäude mit Ausnahme des Foyers wurde Buchenparkett verlegt, die Wände sind in schlichtem Weiß gehalten. Im Saal wurden das dicke Rohr der Be- und Entlüftungsanlage und die aus weißgestrichenen Holzkassetten gestalteten großen Saaltüren als bauliche Elemente eingesetzt.

Da hier das Kernstück der Mühlen-technik lag, wurde der vorgefundene Grundriß weitgehend übernommen. An die alten Zeiten erinnert eine

Schütte, und auch das Mühlrad kann in seinen gemächlichen Umdrehungen durch ein Fenster im Saal beobachtet werden. An die Vergangenheit erinnern noch weitere Relikte: So hängt in dem mit rotbraunen Tonfliesen ausgestatteten, durch Stufen in mehrere Ebenen unterteilten Foyer an der Decke – die ursprüngliche Transmission, über die während der Betriebszeit der Mühle die Energie vom Rad auf die Mahlwerke übertragen wurde. Auch das alte Gewölbe im Foyer ist weitgehend erhalten geblieben.

Im Erdgeschoß liegen, durch einige Stufen vom Foyer aus zu erreichen, drei Übungsräume. Zwei davon befinden sich im Bereich des ehemaligen Stalls und können durch Zurückschieben ihrer Trennwände samt dem Flur in einen großen Raum verwandelt werden.

Das zentrale neue Treppenhaus ist ein wesentliches Merkmal des Gebäudes. Es liegt links neben dem Haupteingang, einer modernen Zutat aus Glas und Metall, und erschließt alle Ebenen.

Auf den langen Mühlenflur im Obergeschoß, der im ursprünglichen Zustand belassen und nach historischen Befunden restauriert wurde, sind die Planer besonders stolz. Die Fachwerkbalken entlang der Wände sind mit einem blauen Zierstrich abgesetzt, die abgehängten Deckenbalken freigelegt. Im hinteren Bereich wurde ein Rest des ursprünglichen Bodenbelags aus Ziegeln verlegt. Drei ehemalige Gesinderäume blieben auf Wunsch des Landesdenkmalamts im Originalzustand – mit 300 Jahre alter Holzdecke und zwei Originalfenstern. Die Türen sind allerdings neu – aus Gründen des Schallschutzes, denn dahinter befinden sich Übungsräume.

Zehn Jahre Musik oberschwäbischer Klöster

(lsw) Eine «mehr als erfolgreiche Bilanz» kann der Verein zur Förderung der Musik Oberschwabens nach zehnjähriger Arbeit ziehen. Das Projekt «Musik in oberschwäbischen Klöstern» hat, wie der Tübinger Universitätsmusikdirektor Alexander Sumski zum Jubiläum berichtete, eine im Südwesten neue Dimension der Musikgeschichte und eine vergessene, kulturhistorisch wichtige Landschaft mit reicher Musikkultur der Vorklassik wieder erschlossen.

Seit an Pfingsten 1984 in der Kirche der früheren Reichsabtei Rot an der Rot bei Biberach/Riß die «Missa in C» des Roter Abtes Nikolaus Betscher (1745–1811) nach 200 Jahren erstmals erklang, wurden über 70 Werke von Komponisten der Klöster Rot, Obermarchtal, Ochsenhausen, Ottobeuren, Salem, Weingarten und Zwiefalten erschlossen, aufgeführt und auf zehn CD publiziert. In der international vertriebenen Reihe wurden je Produktion durchschnittlich über 3000 CD verkauft. Vier Fernsehsendungen aus Birnau, Gutenzell, Obermarchtal und Weingarten und über 50 teils im Radio gesendete Konzerte fanden starke Resonanz. Die Nachfrage kommt aus dem deutschen Sprachgebiet und erstaunlicherweise auch aus Japan und den USA. Für das von der Robert-Bosch-Stiftung in Stuttgart geförderte Projekt wurden 1,2 Millionen Mark ausgeben.

Der vom Südwestfunk Baden-Baden, von der Universität, den Oberschwäbischen Elektrizitätswerken und anderen Sponsoren getragene Verein hat Finanzierungsprobleme. So läuft die Bosch-Förderung Ende 1994 aus und ist regulär in die Landesfinanzierung umzuwandeln. Doch gibt es ein Konzertangebot mit Werken lokaler Klosterkomponisten des 18. Jahrhunderts: in Biberach am 20. August, wo erstmals Betschers «Missa brevis in G» mit Werken anderer Künstler wiederaufgeführt wird, 1995 zum 850. Gründungsjahr des Klosters Weißenau und 1996 zum 900. des Klosters Isny.

Drei Städte teilen sich ein Museum

(STZ) Die Stadt Blaubeuren und ihre kleineren Nachbarstädte Schelklingen und Munderkingen haben einen gemeinsamen Zweckverband für Museum und Archiv gegründet. Für Schelklingen zahlt sich diese in Baden-Württemberg einmalige Konstruktion nun aus. Das Stadtmuseum Schelklingen im renovierten ehemaligen «Spital zum Hl. Geist» kann erstmals eine Sonderausstellung präsentieren, die von der Vor- und Frühgeschichtlichen Abteilung der Städtischen Museen Heilbronn zusammengestellt wurde und nun durch Bestände des Museums Schelklingen ergänzt wird. Unter dem Titel «Spielzeug in der Grube lag und schlief ...» werden archäologische Funde ausgestellt, die die Geschichte des Spiels von der Vorzeit bis zur Gegenwart belegen. Die Sonderausstellung wird bis zum 31. Juli gezeigt.

Die drei Museen in Blaubeuren, Munderkingen und Schelklingen werden von der Tübinger Archäologin Anne Scheer betreut, alle drei Städte teilen sich auch einen Archivar. Mit dem Zweckverband, sagt Bürgermeister Rudolf Stützle, würden auch in kleineren Gemeinden professionelle Ausstellungen ermöglicht. Von der Sonderausstellung erhofft er sich Zulauf auch aus dem Stuttgarter Raum. Denn die Ausstellung soll zum Erlebnis für die ganze Familie werden. Es sind Sonderführungen und Vorträge geplant, für Kinder gibt es Spielmöglichkeiten und Puppentheater.

Bei der Sonderausstellung hat Anne Scheer auf die von der Würzburgerin Eva Stauch zusammen mit zwei Studenten für Heilbronn konzipierte Ausstellung zurückgreifen können und diese Sammlung von 400 originalen Bodenfunden lediglich durch Spielmaterialien aus Ulm und Schelklingen ergänzt. Mit der Ausstellung wurde auch das neue Museum eröffnet. Bis 1964 wurde der ehemalige Adelssitz, das spätere Spital in Schelklingen, als Altersheim genutzt. Die Sanierung des aus dem 14. Jahrhundert stammenden Fachwerkbau hat mehr als 2,5 Millionen

Mark gekostet. Anne Scheer erstellt auch die Konzeption für die Dauerausstellung, wobei sie von den aktiven Mitgliedern der Schelklinger Museumsgesellschaft unterstützt wird. Für sie ist die Sonderausstellung auch eine Art Probelauf. Die Themen, die bei der Spielzeugausstellung angesprochen werden, und der geschichtliche Ablauf seien ähnlich auch für die Dauerausstellung konzipiert.

Unterwasser-Kraftwerk bei Heidelberg genehmigt

(lsw) Das Regierungspräsidium Karlsruhe hat der Neckar AG die baurechtliche Genehmigung und wasserrechtliche Bewilligung zur Errichtung eines Wasserkraftwerkes im Neckar am Stauwehr in Heidelberg-Karlstor erteilt. Das Kraftwerk soll, wie das Regierungspräsidium mitteilte, in die Flußsohle versenkt und vollständig von Wasser überflutet sein, damit das Panorama der Heidelberger Altstadt nicht beeinträchtigt wird. Betreiber werde die Neckar AG sein, die vom Bund, den Ländern Baden-Württemberg und Hessen sowie mehreren Kommunen beziehungsweise Gemeindeverbänden getragen werde.

Das mit zwei Rohrturbinen mit einem Wasserdurchsatz von 140 Kubikmeter pro Sekunde und einer Fallhöhe von 2,60 Meter ausgerüstete Wasserkraftwerk wird 16,8 Millionen Kilowattstunden Strom im Jahr erzeugen. Dies reicht für 5600 Haushalte aus. Mit dieser Stromerzeugung durch Wasserkraft wird die Emission von 16800 Tonnen Kohlendioxid im Jahr vermieden. Das rund 28 Millionen Mark teure Kraftwerk soll Ende 1995 betriebsbereit sein. Es ist Teil eines Erweiterungsprogramms für die schon zwischen Plochingen und Mannheim errichteten 24 Laufwasserkraftwerke im Neckar mit einer installierten Stromerzeugung von 500 Millionen Kilowattstunden.

Stuttgart: 300 Jahre Garnison beendet

(swp) Die baden-württembergische Landeshauptstadt hat am 15. März aufgehört, Garnisonsstadt zu sein: Das im Zuge der Heeresreform mit der 10. Panzerdivision in Sigmaringen fusionierende Wehrbereichskommando V – seit Gründung der Bundeswehr vor 38 Jahren hier beheimatet – hat sich im Hof des Neuen Schlosses mit einem letzten Truppenappell und dem Großen Zapfenstreich von Stuttgart verabschiedet. Ministerpräsident Erwin Teufel und Oberbürgermeister Manfred Rommel gaben für die scheidenden Soldaten einen Empfang.

Oberbürgermeister Manfred Rommel erinnerte an «300 Jahre Garnionsgeschichte» Stuttgarts und daran, «daß Württemberg als kleines Land eher befähigt war, Kriege zu verlieren als sie zu gewinnen.» Vor diesem Hintergrund könne man «nicht dankbar genug dafür sein, daß wir seit nunmehr fast 50 Jahren Frieden haben.» Daß die Bundeswehr Stuttgart verlasse, erfülle ihn mit Wehmut, meinte Rommel. Er wolle aber gegen die Reformentscheidungen Bonns «nicht den Geist des Aufruhrs und der Unzufriedenheit schüren.»

Kloster Maulbronn in Substanz gefährdet

(lsw) Schiefe Wände, Risse im Gewölbe und im Wandmauerwerk sowie Feuchtigkeit gefährden Teile der baulichen Substanz des mittelalterlichen Klosters Maulbronn. Sorgen bereiten vor allem Schäden am statisch-konstruktiven Gefüge sowie Putz- und Malschichten im Kernbereich des 1147 gegründeten und kürzlich in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes aufgenommenen Klosters. Dies berichtete der Leiter der Bauabteilung der Oberfinanzdirektion Karlsruhe, Meinrad Büche. Um die Gewölbe zu entlasten und das Bauwerk zu stabilisieren, sollen von 1994 bis 1996 etwa zwei Millionen Mark investiert werden. Maulbronn, das als besterhaltene mittelalterliche Klo-

steranlage nördlich der Alpen gilt, erhielt am 14. April von einem UNESCO-Vertreter die Urkunde zum «Weltkulturdenkmal».

Ermstalbahn: Warten auf Wiederinbetriebnahme

(STZ) Eigentlich hatte sich alles so schön angelesen. Zum symbolischen Preis von einer Mark hatte die Ermstal AG Ende vergangenen Jahres die 10,4 Kilometer lange Strecke von Metzingen nach Urach von der Bundesbahn gekauft. Das Ziel: bis Herbst 1994 sollten wieder täglich Züge auf der 1976 stillgelegten Strecke fahren. So könne man den Dauerstau der Pendler auf der Bundesstraße reduzieren, in dem auch regelmäßig die Linienbusse steckten, und die Lebensqualität im Ermstal erhöhen.

Die aus 1500 Aktionären bestehende Gesellschaft, die aus einem Verein von Eisenbahnbegeisterten hervorgegangen ist, wollte Tatsachen schaffen und hatte auch schon sechs gebrauchte Triebwagen erworben, um sie überholen und modernisieren zu lassen. Drei Millionen Mark soll die Renovierung insgesamt kosten, das ist heute der Neupreis für einen Wagen. «Es muß nicht alles teuer sein, was gut ist», stellte Vorstand und Chefinitiator Roland Hartl damals fest und tüftelte schon einen Fahrplan aus, der über Metzingen hinaus bis Tübingen und Plochingen reichte. Das Zauberwort hieß «Regionalisierung» des öffentlichen Personennahverkehrs. Doch die Ermstalbahn hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Solange der Kreis Reutlingen und seine Kommunen nicht mitmachen, kommt auch kein Geld vom Stuttgarter Verkehrsministerium. Das will erst einmal ein Gesamtkonzept der künftigen Betreiber sehen. Doch der schuldengeplagte Landkreis ist sehr skeptisch, ob die Wiederaufnahme des Zugbetriebs überhaupt notwendig ist.

Die Zuständigkeiten sind nicht ganz einfach nachzuvollziehen, da vieles noch Neuland ist. Die Ermstalbahn AG möchte gerne ihre Strecke an

eine noch zu gründende Betreiber-Gesellschaft vermieten. Eine solche Gesellschaft könnte etwa aus dem Landkreis, Gemeinden, der Hohenzollerschen Landesbahn, der Ermstalbahn und dem Regionalen Busverkehr Alb-Bodensee (RAB), einer Tochter der Bahn AG, bestehen. Um dem Zug keine Konkurrenz zu machen, müßte der RAB seine jetzige Linie einstellen. Doch allem Idealismus der Ermstalbahn AG zum Trotz ist es noch lange nicht soweit. Das Reutlinger Landratsamt hat nämlich, nicht zuletzt aufgrund eines Gutachtens von 1992, das dem Projekt Investitionen in Höhe von 20 Millionen Mark und dauerhafte rote Zahlen bescheinigt, große Bedenken. Man wolle zwar eine Verbesserung des öffentlichen Personennahverkehrs, ob mit Bus oder mit Bahn, heißt es in Reutlingen. Doch der Busbetrieb sei allem Stau zum Trotz rentabel. An die Adresse der Bahnfreunde gerichtet, heißt es eher abschlägig: «Nostalgien laufen wir nicht hinterher.» Ein zweites Gutachten werde derzeit im Hause geprüft. Vor allem müsse man in Betracht ziehen, daß aufgrund der Weite des Ermstals nur wenige Menschen direkt an der Bahnlinie wohnen. Ein komplizierter und unbequemer Zubringerdienst per Bus wäre die Folge.

Roland Hartl und seine Aktionäre sehen das optimistischer. Für sie ist am Metzinger Bahnhof ohnehin nicht Endstation. Erst eine Weiterführung des Verkehrs im Neckartal bis Tübingen und Plochingen, sagen sie, würde die Ermstalbahn für Pendler und Touristen richtig attraktiv machen. Großes Vorbild der Ermstaler sind die erfolgreichen Karlsruher Verkehrsbetriebe. Wie es weitergeht, ist unsicher. Verkehrsminister Hermann Schaufler (CDU), der selbst aus Reutlingen kommt, sieht sich derzeit nicht in der Lage, zur Finanzierung der Ermstalbahn beizutragen. Die sechs gebrauchten Triebwagen stehen schon in Klostermansfeld in Thüringen. An den Umbauplänen waren auch das Stuttgarter Fraunhofer-Institut und die Fachhochschule Schwäbisch Gmünd beteiligt.

Investoren brauchen Partner mit Erfahrung

TIGGES KOMMUNIKATION



Das gilt besonders bei der Immobilienfinanzierung. Ob Bauträger-, Grundstückankaufs- oder Zwischenkredit, ob kurzfristiges Vorausdarlehen oder langfristige Festzinshypothek: Wir stehen Ihnen mit unserer umfassenden Erfahrung zur Verfügung und erarbeiten für die unterschiedlichsten Projekte fallgerechte Finanzierungsvorschläge. Rufen Sie uns an.

**Württembergischer
Hypo**

DIE IMMOBILIENBANK



Berlin: 030/8819890; Bielefeld: 0521/69010; Dresden: 0351/4989140; Düsseldorf: 0211/352035; Frankfurt: 069/242626-0;
Freiburg: 0761/35535; Hamburg: 040/336006; Köln: 021/912848-0; Karlsruhe: 07242/5015;
Leipzig: 0341/2114499; Mannheim: 0621/20878; München: 089/221534; Stuttgart: 0711/2096238

Stiftung trägt jetzt Naturschutzzentrum

(lsw) Das Naturschutzzentrum Bad Wurzach geht in eine Stiftung über. Es wird künftig aus Mitteln des Landes Baden-Württemberg, des Kreises Ravensburg und der Stadt getragen. Dies teilte das Umweltministerium in Stuttgart mit.

Das schon seit 1985 von Stadt und Kreis betriebene Zentrum wurde bisher von der Stiftung Naturschutzfonds des Landes unterstützt. Es habe viele Kinder und Erwachsene mit Zielen und Aufgaben des Naturschutzes vertraut gemacht, betonte Minister Harald Schäfer bei der Stiftungsgründung. Das Zentrum habe mit naturkundlichen Führungen, Ausstellungen und internationalen Fachtagungen vorbildliche Arbeit geleistet.

Übernahmevertrag für Ammertalbahn bestätigt

(lsw) Der Kreis Tübingen übernimmt endgültig die Ammertalbahn. Der Kreistag bestätigte nach monatelangen Diskussionen und Nachverhandlungen mit der Deutschen Bahn am 23. März den Übernahmevertrag. Danach kauft der Kreis die Strecke von Tübingen nach Ammerbuch-Entringen zum Symbolpreis von 1,25 Mark. Die Bahn garantiert den bestehenden Zustand bis Ende 1997 und trägt die Betriebskosten. Der Kreis sorgt für den Unterhalt und erhält 2,7 Millionen Mark Anschubfinanzierung. Das Angebot der Bahn war anfangs mit 2,6 Millionen Mark Anschub zum Jahresende 1993 befristet. Die Bahn hat dabei 30 Jahre ein Rückkaufsrecht und beteiligt sich zur Hälfte an einer etwa nötigen Altlastensanierung. Der Kreistag sah mit seiner Entscheidung das Höchstmaß der Verhandlungsmöglichkeiten erreicht. Sein Ziel ist der Streckenausbau bis 1998 nach Herrenberg.

Gift gegen Fledermäuse in Barock-Basilika

(swp) Weingarten im Kreis Ravensburg eröffnete mit einem Festgottesdienst das große Jubiläumsjahr der Heilig-Blut-Verehrung. Vor 900 Jahren, am 12. März 1094, wurde die in der Barockbasilika aufbewahrte Reliquie, den historischen Quellen zufolge von Judith, Frau Herzog Welfs IV. von Bayern, in das Hauskloster der Welfen nach Weingarten gebracht. Auch im Jubiläumsjahr wurden in der Weingartener Basilika immer wieder tote Zwergfledermäuse gefunden. Dies veranlaßte Naturschützer, die toten Tiere sowie Holzproben von Gebetsbänken und Beichtstühlen im Tierhygienischen Institut Freiburg untersuchen zu lassen. Das Ergebnis: Sowohl die Tierkadaver wie auch das Holz weisen deutliche Spuren des in Deutschland schon seit Anfang der 70er Jahre verbotenen Pestizids DDT auf.

Früher wurde DDT (Dichlorphenyltrichloräthan) als Insektenbekämpfung- und Pflanzenschutzmittel, aber auch als Inhaltsstoff von Holzschutzmitteln verwandt. Die Spuren in den Materialproben aus Weingarten sind so frisch, daß es den Wissenschaftlern fraglich erscheint, ob das Holz tatsächlich das letzte Mal vor etwa 40 Jahren behandelt wurde, wie offiziell angegeben. Nach dem amtlichen Untersuchungsbericht wies die gaschromatographische Untersuchung «sehr hohe Gehalte an metabolisiertem DDT und seinen Metaboliten DDD und DDE» in den Fledermauskörpern nach. Dies läßt die Spezialisten aufhorchen, da seit dem Verbot des Freßgiftes DDT in der Regel nur noch Rückstände eines Metaboliten – also eines der Substanz ähnlichen Bestandteils – in Organismen gefunden würden. Da nun eine solche relativ hohe Konzentration der Muttersubstanz vorliege, spreche dies für eine frische Kontamination, also Vergiftung, mit DDT.

Zwergfledermäuse leben seit Jahren in der Basilika, beispielsweise hinter den Beichtstühlen. Sie gehören zu den schützenswerten Tieren, die in der «Roten Liste» bedrohter Tierarten zusammengefaßt sind.

Aus der Untersuchung der Holzproben ergab sich, daß hier wahrscheinlich die Vergiftungsquelle zu suchen ist. Die gefundenen Giftspuren lassen vermuten, daß Beichtstühle und Bänke mit einem DDT und überdies Lindan enthaltenden Holzschutzmittel imprägniert worden sind. Die Wissenschaftler nehmen an, «daß die Fledermäuse die Pestizide durch Verdampfung aus der Holzoberfläche oder auch durch direkten Hautkontakt aus dem Holz aufgenommen haben». Das Staatliche Gesundheitsamt gibt «generelle Entwarnung» für Menschen.

Freilichtmuseum Kürnbach feiert 25-Jahr-Jubiläum

(STZ) Jubiläum kann das Kreisfreilichtmuseum Kürnbach bei Bad Schussenried in diesem Sommer feiern. Die Idee, das renovierte Kürnbachhaus zum Mittelpunkt eines Freilichtmuseums zu machen, um alte oberschwäbische Bauernhäuser vor dem endgültigen Verfall zu bewahren, indem man sie ins Freilichtmuseum versetzt, ist 1994 ein Vierteljahrhundert alt. Als erstes der sieben Freilichtmuseen im Lande ist das Biberacher nach Meinung von Landrat Peter Schneider nun auch komplett. Insgesamt zählt das Freilichtmuseum inzwischen 26 Gebäude aus den Jahren 1500 bis 1940. Die Jubiläumsfeier findet am 25. Juni statt, gleichzeitig mit dem 50-Jahr-Jubiläum des beliebten «Handwerkertags» im Freilichtmuseum des Landkreises Biberach. Dabei sollen auch zum ersten Mal Bauern aus dem Kreis die Möglichkeit bekommen, auf einem Bauernmarkt innerhalb des Museums ihre Erzeugnisse direkt an die Besucher zu verkaufen. Wiedereröffnet wurde das Freilichtmuseum bereits am Palmsonntag. Wie immer ist es im März, April und Oktober täglich außer montags von 11 bis 17 Uhr, in den Sommermonaten von 9 bis 18 Uhr geöffnet.

Salem. Tue gutes
und erlebe
es selbst.



Besuch: - Schloßanlage
- Weinfeste, Konzerte,
Ausstellungen, Feuerwehtag
- Küfereimuseum

Führungen: - Schloß und Münster
- Feuerwehrmuseum

Familienausflug: - Ponyreiten und Kinderspielplatz
(im Eintrittspreis inbegriffen) - Weinprobe (eine Flasche Wein)

Informationen: Schloß Salem
Tel. 07553 / 81437

»ICH BIN EIN WÜRTEMBERGER«



Wenn die Strahlen der Sonne hinter den Dächern der Häuser verschwinden und im Städtchen diese fröhliche und dennoch gelassene Stimmung herrscht, gönnt sich Martina neuerdings etwas Besonderes. Man trifft sie dann meist in der Nähe des Marktplatzes bei einem kleinen, anregenden Flirt mit einem ebenso anregenden Württemberger! Sie liebt sein frisches, natürliches Temperament und findet ganz einfach, daß er gut zu ihr paßt – der frische Sommerwein aus Württemberg. Und wann flirtet Sie das nächste Mal?

KENNER TRINKEN  WÜRTEMBERGER



Dorothea Keuler
Undankbare Arbeit.

Die bitterböse Geschichte
der Frauenberufe.

123 Seiten br. mit mehr. Abb.
24,80 DM / 194,- öS / 26,10 sfr
ISBN 3-89308-193-3

In einer männerdominierten Gesellschaft zahlt sich Frauenarbeit nicht aus. Wie unentbehrlich und hochwertig Frauenarbeit auch sein mag, man(n) findet immer ein Argument, das die Unterbezahlung und Gering-schätzung – oder beides zusammen – rechtfertigt, rechtfertigen soll. »Dienen lerne«, so heißt's bei Goethe, »beizeiten das Weib«.

Ob im Mittelalter oder im ausgehenden 20. Jahrhundert: die Strategien der Abwertung und Ausgrenzung ähneln sich auf bestürzende Weise. Anhand einiger typischer Frauenberufe – in der Hauswirtschaft, im Heil-, Pflege-, Sozial- und Dienstleistungsbereich, in der Textilherstellung und -verarbeitung – wird gezeigt, wie Frauen systematisch aus selbstbestimmten und lukrativen Tätigkeiten verdrängt oder erst gar nicht zu ihnen zugelassen wurden.

Trotz des betrüblichen Gegenstandes: gerade Frauen bietet diese »bitterböse Geschichte der Frauenberufe« eine keineswegs triste, vielmehr aufklärerisch-witzige Lektüre. (Und Männer können beim Lesen sowieso nur lernen.)

»Ein wichtiges Buch: kenntnisreich und subtil.« *Ginger Feld, Frankfurter Rundschau*

»(...) kein jammernder Aufschrei, sondern eine kurze, gut lesbare und streckenweise höchst amüsante Studie.« *Ulrike Bäuerlein, Pforzheimer Zeitung*

»Eine engagierte und anregende Darstellung mit großem Unterhaltungswert.« *ekz-Informationsdienst*



Attempto Verlag

Fürstenberg-Sammlung wird vom Land aufgeteilt

(lsw) Die Entscheidung über die weitere Unterbringung der Handschriftensammlung der Fürstlich-Fürstenbergischen Hofbibliothek Donaueschingen ist gefallen: Die vom Land Baden-Württemberg für 48 Millionen Mark erworbenen Raritäten gehen zu einem Teil an die Badische Landesbibliothek Karlsruhe und zum anderen an die Württembergische Landesbibliothek Stuttgart. Dies hat die Landesregierung auf Vorschlag des Wissenschaftsministeriums beschlossen. Wissenschaftsminister Klaus von Trotha betonte bei Bekanntgabe der Entscheidung in einer Mitteilung: «Diese Einrichtungen bieten den bestmöglichen Schutz für die Handschriften. Dort können sie sorgsam verwahrt und erhalten werden. Die wissenschaftliche Erschließung ist ebenso wie eine leichte Benutzung gesichert».

In der Württembergischen Landesbibliothek sollen laut Ministerium alle lateinischen Handschriften sowie deutsche Handschriften aus der Zeit nach 1500 aufbewahrt werden. Die Badische Landesbibliothek in Karlsruhe erhält aus der Sammlung alle vor 1500 entstandenen deutschen («germanistischen») Handschriften; sie soll zudem weiterhin auch spätere Abschriften germanistischer Handschriften erhalten. Die Aufteilung der Sammlung erfolgte der Mitteilung zufolge mit Zustimmung beider Landesbibliotheken. Sie sei vor allem für die Benutzer sinnvoll.

Nicht zum Zuge kommen die Universitäten Heidelberg, Tübingen, Freiburg und die Städte Meersburg, Donaueschingen und Meßkirch, die sich als Dauerstandort für die mittelalterlichen Kostbarkeiten beworben hatten.

Der Minister kündigte mehrere Ausstellungen der Sammlung insbesondere in den südlichen Landesteilen an, darunter Ende 1994/Anfang 1995 in Freiburg und Konstanz. Geplant seien auch themen- und standortbezogene Sonderausstellungen, so in Meersburg und in Meßkirch.

Taucharchäologen stießen auf Pfahlbau-Ornamentik

(swp) Als archäologische Sensation, die darauf hindeutet, daß es in den Pfahlbausiedlungen von 3900 bis 3800 vor Christus Kulträume und Kulthäuser gab, wertet Helmut Schlichtherle vom Baden-Württembergischen Landesdenkmalamt dem neuesten Fund im Bodensee vor Sipplingen. Unter Wasser entdeckten Forschungstaucher freigespülte Wandreste, die mit weißen Punktfeldern und Ornamenten bemalt sind – ein eindeutiger Hinweis auf ein Heiligtum, das für eine oder mehrere Gottheiten erbaut worden war.

Die Bucht vor Sipplingen und einige Kilometer weiter vor Bodman-Ludwigshafen gilt seit Jahrzehnten unter Archäologen als «bedeutendstes Forschungsreservoir des Bodensees». Bereits 1865 wurden hier erste Pfahlbausiedlungen entdeckt, dann legte man ganze Bereiche für Ausgrabungen trocken. Seit Anfang der 80er Jahre sind Forschungstaucher damit beschäftigt, Siedlungsüberreste zu finden und zu sichern.

Am gesamten Bodensee werden 70 Pfahlbausiedlungen vermutet. Allein vor Sipplingen ist das Fundgebiet mit mehreren aufeinanderliegenden Kulturschichten 20000 Quadratmeter groß. Derzeit sind davon gerade 0,5 Prozent untersucht. Um dieses «enorme wissenschaftliche Potential aus der Stein- und Bronzezeit», das mit Wasser und Deckschichten luftdicht abgeschlossen ist, auch künftig zu erhalten und vor der drohenden Erosion zu schützen, werden versuchsweise 1000 Quadratmeter Geotextilien auf dem Seeboden verlegt. Vollständig ausgraben will man die Überreste indes nicht. Grund: Die weitere Erforschung würde Milliarden Mark verschlingen und Jahrzehnte dauern, sagte Schlichtherle. Schon 1992 hatten die Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes vor Bodman-Ludwigshafen erste Wandfragmente eines bemalten Hauses entdeckt. Auch damals drohten die Wellen des Bodensees den Fundort freizuspülen; die jungsteinzeitlichen Überreste wären somit für immer verloren gewesen. Dort wurden mehrere plasti-

sche, aus Lehm modellierte weibliche Brüste gefunden – eine Sensation im mitteleuropäischen Raum, kannte man solche Funde bisher doch nur aus dem vorderen Orient und aus Osteuropa. Die jetzt geretteten, über 100 gerade handtellergroßen Stücke bemalter Lehmwände zeigen laut Ausgrabungsleiter Schlichtherle, daß zu Beginn des vierten vorchristlichen Jahrtausends solche «Kulthäuser» an mehreren Orten gestanden haben. Weitere Stücke werden ebenfalls der Pfyner Kultur – 3800 vor Christus – zugeordnet. Das aus Pfählen im Wasser stehende, vier Meter breite sowie acht Meter lange Kulthaus muß indes bei einer Feuersbrunst zwischen 3900 und 3800 vor Christus mitsamt der restlichen Siedlung abgebrannt sein. Diesem Feuer ist es zu verdanken, daß die mit Holz, Rutengeflecht und Lehm gebaute Wand aushärtete und erhalten blieb.

Wie groß die Malereien waren, werden erst die nun folgenden Puzzlearbeiten zeigen. Sie können aber noch Jahre dauern. Nicht ausschließen wollen die Forscher, daß es sich bei den Gemälden um weibliche Gottheiten oder zumindest menschliche Figuren handeln könnte.

Günter Cordes in Sigmaringen eingeführt

(lsw) Archivdirektor Günter Cordes ist am 23. März in sein neues Amt als Leiter des Staatsarchivs Sigmaringen eingeführt worden. Cordes ist Nachfolger von Maren Kuhn-Rehfus, die im September 1993 im Alter von 56 Jahren verstarb. Der 1937 in Esslingen geborene Cordes war nach dem Studium in Tübingen, Göttingen und Berlin 1965 in den höheren Archivdienst eingetreten. Nach mehrmaliger Tätigkeit beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart leitete er zuletzt kommissarisch das Staatsarchiv Ludwigsburg. 1975 erhielt er einen Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd.

Heimenstein: Falkenbrut nach Kletterverbot

(STZ) Der Heimenstein gehört zu den imposanten Kalkfelsen am Albtrauf, ein vorspringender Schwammstotzen, der vor 150 Millionen Jahren im Jurameer entstanden ist. Zusammen mit dem benachbarten Reußenstein steht er am Ende des Neidlinger Tals am südöstlichen Zipfel des Landkreises Esslingen. Die Menschen dort erzählen sich bis heute die Geschichte vom sagenumwobenen Riesen Heim auf Heimenstein, der die Burg Reußenstein gebaut hat, um darin seine Schätze zu verbergen.

So einen Riesen hätten sich die Freunde der Wanderfalken wohl auch gewünscht in ihrem jahrelangen Kampf um den Schutz des Heimensteins. Die 763 Meter hohe Erhebung ist nämlich seit jeher ein angestammtes Refugium des Greifvogels. Seit ihm jedoch von Wanderern und Kletterern das Hausrecht auf dem Berggipfel streitig gemacht wurde, hat sich der Wanderfalke immer mehr zurückgezogen. Schon 1936 ist daher am Felsmassiv ein Kletterverbot erlassen worden, das bis 1983 Bestand hatte. Das Landratsamt Esslingen hatte das Verbot auf die Zeit vom 15. Februar bis zum 15. Juni beschränkt. Die Folge: die Kletterer kamen zurück. Sechs Routen waren ihnen zugestanden worden, 37 waren es zum Schluß, ganz offiziell sogar im Pasold-Kletterführer ausgewiesen.

«Es war schlimm» erinnert sich Friedrich Schilling, Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft Wanderfalkenschutz mit Sitz in Nürtingen. 2500 Mitglieder hat der Verband in Baden-Württemberg, der sich dem Naturschutzbund Deutschland angeschlossen hat. Ausgerechnet vor der eigenen Haustür hatten die Vogelschützer die größten Probleme. Der Heimenstein sei mit Haken und Steigen überzogen gewesen, berichtet Schilling. Selbst Chemiekleber sollen dabei eingesetzt worden sein. Damit ist es jetzt endgültig vorbei. Während der Reußenstein weiterhin bestiegen werden kann, hat das Landratsamt den Heimenstein als Biotop unter Schutz gestellt und ganzjährig für

Kletterer gesperrt. Seitdem ist zum ersten Mal wieder der Bruterfolg eines Wanderfalkenpaares von der Arbeitsgemeinschaft beobachtet worden.

Für ein einziges Vogelpaar den ganzen Heimenstein zu reservieren, halten die Vogelschützer für gerechtfertigt: «Ein Falkenpaar braucht eine Fläche so groß wie das Neidlinger Tal, um überleben zu können», berichtet Friedrich Schilling von der Arbeitsgemeinschaft. Mit zunehmender Besiedlung war der Bestand der Wanderfalken in Baden-Württemberg vor Jahren auf neun Paare zurückgegangen. Inzwischen sollen es wieder 200 Paare sein – nicht zuletzt dank der großflächigen Ausweisung von Schutzgebieten.

«Höhlentourismus» gefährdet Albhöhlen

(lsw) Der Verband der Deutschen Höhlen- und Karstforscher warnt vor einer zunehmenden Verschmutzung der Albhöhlen. Neben Bierdosen und Altbatterien würden häufig sogar Farbschmierereien an den Höhlenwänden gefunden, teilte der Verbandsvorsitzende Michael Laumanns (Mönchengladbach) in einer Presseerklärung im März in Geislingen mit. Als Grund für diese Umweltdelikte führte Laumanns einen zunehmenden Höhlentourismus an. Neben Abenteurern und eher sportlich orientierten Vereinigungen hätten jetzt sogar kommerzielle Trekkingunternehmen die «Welt ohne Sonne» entdeckt, und es komme immer häufiger zu organisierten Höhlenveranstaltungen.

Die Verbandsmitglieder, allein in Baden-Württemberg gibt es 25 höhlenkundliche Vereine, wenden sich mit regelmäßigen Höhlen-Reinigungsaktionen gegen die Auswirkungen dieses Abenteuerismus. «Es wird eine enorme Arbeit geleistet, die nicht nötig wäre, wenn sich die nichtorganisierten Höhlentouristen rücksichtsvoller verhalten würden», meinte der Vorstandsvorsitzende. Er fügte hinzu: «Unser Ziel ist es, die Eigentümer schützenswerter Höhlen

gegen diese Abenteuertouren zu gewinnen und Höhlen als besonders geschützte Biotope in den Landesnaturschutzgesetzen zu verankern. Sonst ist es in wenigen Jahren für viele Höhlen zu spät».

Schiller-Verein in Finanzmisere

(swp) Armbanduhren sollen dem Marbacher Schillerverein aus einer Finanzmisere helfen. Weil den von Bürgermeister Heinz Georg Keppler geführten Club arge Geldsorgen plagen, bietet er jetzt Chronometer feil, die zwei verschiedene Konterfeis von Friedrich Schiller schmücken.

Auf dem Zifferblatt prangt einmal ein Schattenriß, der den Dichter als Teenager zeigt. Das Pendant zielt der Dichter in reiferem Alter. Beide Versionen mit Quarzwerk sind, wohl auch zur eindeutigen Identifizierung, mit Schillers Schriftzug versehen. Die Uhren sind zum Preis von 59 und 79 Mark in des Dichters Geburtshaus zu kaufen.

Die vor allem aus dem fernen Osten importierten Einzelteile werden in Stuttgart zusammengefügt. Der Juwelier Franz Eppli, spezialisiert auf Sammeluhren, hatte die Idee mit dem ersten Literaten auf einem Zifferblatt: Eppli geht davon aus, daß die Schiller-Uhr als bald bei Liebhabern im Wert steigt; Objekte dieser Art erfreuten sich bei Sammlern zunehmender Beliebtheit. Wenigstens drei Fachmagazine widmeten sich dieser Leidenschaft.

Vom Verkauf der Uhren will der Schillerverein seine leere Kasse füllen. Neben stagnierender Mitgliederzahl, derzeit 279, macht die Finanzsituation dem Vorsitzenden große Sorgen. Für die notwendige Renovierung des Schillerhauses und die Modernisierung der Ausstellung, zusammen etwa 500 000 Mark teuer, fehlen noch 350 000 Mark, 150 000 Mark stehen von Spendern in Aussicht. Das Geburtshaus des Dichters zählt jährlich mehr als 25 000 Besucher.

Naturschutzzentrum erhält neue Finanzbasis

(STN) Im Prinzip konnte dem Landkreis Esslingen nichts besseres passieren: Das Land Baden-Württemberg will sich mit 70 Prozent der Kosten über eine Stiftung am Naturschutzzentrum Schopflocher Alb des Landkreises Esslingen beteiligen. Dennoch gab es vor dem Mehrheitsbeschluss im Kreistag Ärger: «Bei uns kann das Land zum Nulltarif einsteigen», wetterte Hermann Bauer (FUW), Bürgermeister aus Weilheim/Teck.

Womit er deutlich zum Ausdruck bringen wollte, daß im zehn Kilometer entfernten Gruibingen im Kreis Göppingen, ursprünglich als Ort für eines der Landesnaturschutzzentren vorgesehen, das Land über eine Million Mark hätte investieren müssen, während es in Schopfloch weit billiger davonkommt. Hier ist nur ein Um- und Anbau geplant, zudem muß ein Abwasserkanal gebaut werden.

Es wurde ein Streit um Zahlen. Tatsächlich leistete das fünf Jahre alte Naturschutzzentrum auf der Alb zwischen Ochsenwang und Schopfloch bisher beste Arbeit. Sie drang bis nach Stuttgart. Warum also sollte das Land in der Nähe eines der neuen Zentren bauen, wenn hier am Steinbruch, in dem sich dereinst die Füchse gute Nacht sagten, bereits eines besteht?

Der Beschluss war nun klar: Zustimmung. Danach tragen Land und Landkreis über eine Stiftung die laufenden Kosten im Verhältnis 70:30, der Kreis bleibt Eigentümer des Gebäudes im «Vogeloch I», und das Land finanziert den Anbau mit 100 Quadratmetern Ausstellungsfläche.

Haben Störche eine schlechte Lobby?

(lsw) Zur Wiederherstellung artgerechter Lebensräume für den vom Aussterben bedrohten Weißstorch wird nach Ansicht des Deutschen Tierschutzbundes in Baden-Württemberg zu wenig getan. Bisher könnten

nur Aufzuchtstationen diese Vogelart erhalten, meinte der Landesverband in einer Stellungnahme in Karlsruhe. Nach seiner Darstellung ist der Bestand an Fröschen und Insekten – Hauptnahrung der Störche – durch intensive Landwirtschaft vor allem im Südwesten drastisch zurückgegangen. Nach den Worten der Organisation bleiben Projekte wie das seit zehn Jahren laufende Auswilderungsprogramm Makulatur, wenn sie nicht in einen Naturschutz eingebunden werden, der an der Wurzel ansetzt. Im Jahr des Storches sollte das Land Baden-Württemberg ein Zeichen setzen, betonten die Tierschützer.

Mehr Fledermäuse: Aber die Arten sind gefährdet

(STZ) Mehr als 100 Freunde der Fledermaus haben sich zwischen 1986 und 1992 in Baden-Württemberg auf die Suche nach den selten gewordenen Tieren gemacht. Nun legte das Zoologische Institut der Universität Tübingen das Ergebnis der zweiten Zählung der Fledermäuse vor. 45 000 Fledermäuse wurden in den Sommermonaten registriert, bis zu dreimal mehr als während der ersten Erhebung 1980 bis 1986. «Keine der bei uns vorkommenden Fledermäuse kann aber aus der roten Liste der gefährdeten Tiere gestrichen werden», sagte der Tübinger Zoologe Ewald Müller anlässlich der Präsentation einer 160 Seiten starken Studie über die Fledermäuse in Baden-Württemberg.

Von den 19 gegenwärtig hierzulande vorkommenden Fledermausarten gelten das Große Mausohr und die Zwergfledermaus als lediglich «gefährdet». Beide Arten zusammen machen im Sommer 80 Prozent des Gesamtbestandes aus. Die meisten anderen Fledermausarten werden von dem Experten als «vom Aussterben bedroht» eingestuft. Müller warb nachdrücklich für die Erhaltung der Quartiere der Fledermäuse, die gern mit den Menschen unter einem Dach leben. Im Sommer sind sie häufig hinter Holz-, Eternit- oder Metallver-

kleidungen zu finden wie hinter Fensterläden oder Dachplatten. Einige Arten bevorzugen Dachböden. Im Winter nutzen sie weitgehend frostgeschützte Stellen in den Gebäuden. Gerade in den letzten Jahren wurden im Zuge von Renovierungen oder Umbauten zahlreiche Verstecke zerstört, berichtet Müller.

Daß dennoch von einer Zunahme der absoluten Zahl dieser Säugetiere gesprochen werden kann, führt der Experte nicht zuletzt auf die behutsamere Verwendung von Pestiziden und Holzschutzmitteln zurück. «Da hat sich einiges zum Besseren gewendet», beobachtete Müller, «wenn auch noch nicht zum Guten.» Daneben werden die Winterquartiere der Tiere in den Höhlen der Schwäbischen Alb vor Störungen geschützt, weil die Höhleneingänge in den kalten Monaten meist mit Gittern verschlossen sind. Fledermausfreunde in vielen Städten, aber auch die Arbeitsgemeinschaft Fledermausschutz der Universität Tübingen geben Tips an Hausbesitzer, die renovieren wollen. Ewald Müller wies darauf hin, daß Bauherren in vielen Fällen ihren Umbau vom Landratsamt als Artenschutzmaßnahme anerkennen lassen können.

Zeppelin-Museum soll 1996 eröffnet werden

(lsw) – Das neue Zeppelin-Museum in Friedrichshafen soll am 2. Juli 1996, dem Jahrestag des ersten Zeppelin-Fluges vom 2. Juli 1900, eröffnet werden. Dieses Ziel habe sich der städtische Museumsarbeitskreis gesetzt, berichtete die Stadt im März. Das Zeppelin-Museum, das Kunst und Technik unter einem Dach vereinen soll, gilt als das zur Zeit größte kommunale Projekt der Bodenseestadt, die ihren Wohlstand dem Grafen Zeppelin und den aus seiner Arbeit entstandenen Firmen verdankt. Die Baukosten für das Museum sollen rund 66 Millionen Mark betragen. In Kürze beginnen in dem ehemaligen Friedrichshafener Hafenhof die Stahlhochbauten für das neue Museum.

Sigmaringer Prinzenpalais ist jetzt Staatsarchiv

(lsw) Nach sechsjähriger Sanierung sind in Sigmaringen die Umbauarbeiten im ehemaligen Prinzenpalais des Hauses Hohenzollern abgeschlossen. Rund 22 Millionen Mark hat das Land investiert, damit das Staatsarchiv Sigmaringen auf Dauer eine Bleibe darin finden kann. Am 18. März wurde das Gebäude seiner Bestimmung übergeben.

Der Komplex in der Sigmaringer Innenstadt mit dem Alten und Neuen Prinzenbau gilt als herausragendes Baudenkmal des 19. Jahrhunderts. Er wurde in mehreren Bauphasen von 1822 bis 1921 errichtet. Neu-, Um- und Erweiterungsbaumaßnahmen in dieser Zeit ließen eine einheitlich aussehende, langgestreckte Gebäudegruppe entstehen. 1980 erwarb das Land den Baukomplex vom Fürstenhaus Hohenzollern-Sigmaringen, um darin das Staatsarchiv Sigmaringen endgültig unterzubringen. Seit 1987 haben sich Architekten, Denkmalpfleger und Restauratoren unter der Leitung des Staatlichen Hochbauamtes I Ravensburg um die Erhaltung dieses für die Region bedeutenden Kulturdenkmals bemüht.

Zur Nutzung als Staatsarchiv wurde der Alte Prinzenbau umgebaut, um Verwaltungs- und Magazinräume zur Archivlagerung zu gewinnen. Das Neue Prinzenpalais mit seinen historischen Prunkräumen ist jetzt saniert, es wird ebenfalls von der Staatsarchivverwaltung genutzt. Außerdem stehen im Neuen Prinzenpalais und dem Verbindungsbau Räume als Lesesaal, für Vorträge und für Ausstellungen zur Verfügung. Auch die historische Außenanlage im rückwärtigen Bereich des Neuen Prinzenpalais entstand neu. Die Hauptnutzfläche aller Gebäude umfaßt 4381 Quadratmeter.

Das Staatsarchiv Sigmaringen, zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen, war bis 1992 auf fünf Stellen im Stadtgebiet verteilt. Seine Wurzeln liegen in den beiden Haus- und Landesarchiven, die vor 1850 in den souveränen Fürstentümern Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen bestanden. 1865

erhielt das Staatsarchiv, zu diesem Zeitpunkt noch Preußisches Regierungsarchiv, seine Rechtsstellung als öffentliches Archiv zusammen mit dem Fürstlich Hohenzollerschen Haus- und Domänearchiv. 1873 wurde es zum Königlichen Staatsarchiv zu Sigmaringen. Mit Bildung des Landes Baden-Württemberg wurde es erst dem Staatsministerium, dann dem Ministerium für Wissenschaft und Forschung unterstellt.

Nürtinger Museumsplaner bauen auf Bürgerhilfe

(STZ) Beim Aufbau des Nürtinger Stadtmuseums in der Wörtstraße setzen Kommune und Schwäbischer Heimatbund auf die tatkräftige Mithilfe engagierter Bürger. Mangels notwendiger Investitionsmittel im städtischen Etat soll jetzt ein Weg eingeschlagen werden, der zu einem Museum führt, ohne daß die Gemeindefinanzen allzu stark strapaziert werden. Voraussetzung ist allerdings, daß die Bürger selbst mit anpacken und auch die Spenderhosen anziehen. Das gilt beispielsweise für die zunächst geplante Einrichtung des Erdgeschosses, in dem die Stadtgeschichte dargestellt werden soll. Die von der Museumsleiterin Angela Wagner-Gnan dafür einkalkulierten 35 000 Mark müssen über Spenden finanziert, die benötigten Podeste in «einfacher Ausfertigung» beschafft und in Eigenarbeit montiert werden. Der historische Bogen soll sich von römischen Funden in Oberensingen über den großen Nürtinger Stadtbrand von 1750 bis zur Geschichte des Museumsgebäudes (das frühere Schützenhaus) spannen. In einem Museumsanbau ist seit 1993 die Ausstellung «Hölderlin und Nürtingen» zu sehen.

Nach der Eröffnung – für die noch kein Termin genannt wird – will der Schwäbische Heimatbund ehrenamtlich die Museumsaufsicht übernehmen. «Wichtig», so der Nürtinger Bürgermeister Hellmuth Mohr, sei nicht der Zeitpunkt der Eröffnung, «sondern der Weg dorthin». Der Betrieb kostet jährlich 130 000 Mark.

Es tut sich bald was im Schloßtheater

(lsw) Die Sanierung des barocken Ludwigsburger Schloßtheaters wird endlich in Angriff genommen. Das teilte Finanzminister Gerhard Mayer-Vorfelder (CDU) im Februar in Stuttgart mit. Die Kosten der Sanierung betragen 12,6 Millionen Mark, was zu Lasten anderer Baumaßnahmen ginge. Doch rechtfertige die Dringlichkeit der Sanierung diese Entscheidung, sagte Mayer-Vorfelder. Als Termin für den Beginn der Arbeiten wurde der Monat Mai genannt. Das Schloßtheater ist bereits seit 1992 geschlossen. Erst vor kurzem hatte Ludwigsburgs Oberbürgermeister Hans Jochen Henke sowie der Leiter der Schloßfestspiele Wolfgang Gönnewein die Verzögerung der Sanierungsarbeiten und damit auch Einbußen für die Festspiele beklagt.

Wie Mayer-Vorfelder weiter mitteilte, stimmte der Ministerrat außerdem dem vom Finanzministerium vorgelegten Nutzungskonzept zu. Dieses sieht vor, das Residenzschloß in Stil und Einrichtung zu erhalten, es gleichzeitig aber als kulturelles Zentrum für vielfältige Veranstaltungen zu nutzen.

So soll der Ordenssaal für Auführungen der Schloßfestspiele zur Verfügung stehen und der Innenhof des Schlosses für Open-air-Veranstaltungen. Der Alte Hauptbau ist für die Ausstellung der Staatsgalerie und ihre Abteilung «Deutsches Barock» reserviert. Im Neuen Hauptbau wird das Württembergische Landesmuseum die Porzellansammlung aus der Zeit Carl Eugens zeigen. Im Festinbau schließlich sind künftig Präsentationen moderner Kunst geplant. Nach den Worten Mayer-Vorfelders kann durch eine solche Nutzung das kulturelle Interesse einer breiten Bevölkerungsschicht befriedigt werden. Hierzu gehöre auch die Einbeziehung der Schloßgärten, die als «Blühendes Barock» Besucher von weit her anziehen.

Gericht: «Schwalbenkot als Störfaktor»

(Isw) Vogelkot kann als Störfaktor die Beseitigung der Nester erfordern. Das Amtsgericht Hechingen hat einen Bürger in Stein verurteilt, 38 von 48 Kunstschwalbennestern zu entfernen und künftig nicht mehr als zehn anzubringen.

(Aktenzeichen: 3 (1) C 657/93)

Ein Nachbar hatte auf Entfernung aller Nester geklagt, da er in der Nutzung des Eigentums vom Lärm und Kot der Vögel unzumutbar beeinträchtigt sei. Der Beklagte lehnte die Beseitigung auch nach den Naturschutzvorschriften ab. Das Gericht verwies darauf, daß die Wegnahme nur in dem Umfang verlangt werden könne, «der die ortsüblichen hinnehmbaren Einwirkungen übersteigt». Bei geänderten Umwelt- und Tierschutzansschauungen würden zehn Nester diese Grenze nicht überschreiten. Mit dem Verbot der Beschädigung von Nestern geschützter Tiere im Naturschutzgesetz seien «ersichtlich künstliche Nisthilfen ... gerade nicht gemeint».

Die Gesetzesauslegung ist laut Naturschutzbund falsch: Nach dieser Logik hätten extrem seltene Arten als nicht ortsüblich kein Lebensrecht. Mehlschwalben seien aber in Siedlungen «zweifelsfrei ortsüblich». Die Zahl von zehn Nestern sei wissenschaftlich unbegründet und beziehe sich fälschlich auf die Häufigkeit in der Umgebung. Bei günstigen Bedingungen seien weit mehr Nester möglich: In Lindau im Allgäu wurden 1981 an einer Kaserne 330 Nester gezählt; auf der Insel Reichenau bei Konstanz gibt es Häuser mit über 70 Nestern; die größte Kolonie im Zollernalbkreis hat in Owingen über 50 Nester.

Zur Beurteilung der Ortsüblichkeit – so der Naturschutzbund – seien die natürlichen Bedingungen heranzuziehen, Einzelnester aber nicht «natürlich bedingt». Die Bestandsabnahme in Städten habe allein der Mensch verursacht. Daher sei das Anbieten von Kunstnestern aus Naturschutzsicht gegen den Rückgang der Mehlschwalben geeignet und erwünscht. Dem Artensterben könne

nur dadurch begegnet werden, «daß lokale Bestände angehoben und verlorengegangene Lebensstätten zurückgewonnen werden».

Das Landesnaturschutzgesetz unterscheide entgegen der Ansicht des Gerichts nicht zwischen künstlichen und selbst gebauten Nestern. Sonst wären alle geschützten Tiere ausgeklammert, die Behausungen von Menschenhand suchten wie Schleiereulen und Mauersegler. Dem Gericht scheine entgangen zu sein, daß das Gesetz auch die Wegnahme von Nestern verbiete.

Bundesfestung Ulm: Ziel eines Fotowettbewerbs

(PM) Anlässlich des 150. Jahrestages der Grundsteinlegung zur Bundesfestung Ulm veranstalten das Stadtarchiv und die Ulmer Film- und Fotoamateure einen Fotowettbewerb zum Thema «Die Bundesfestung Ulm im Leben der Stadt».

Für das Thema bieten sich viele, insbesondere auch dokumentarische Gesichtspunkte an. Zu denken ist an Aufnahmen

- zur Architektur
- zur Eingliederung in die Landschaft
- zur heutigen Nutzung der ehemaligen Festungsanlagen.

Auf jeden Fall soll auf den eingesandten Fotos der Bezug zur Bundesfestung deutlich erkennbar sein.

Teilnahmeberechtigt sind alle Amateurfotografen. Eingereicht werden können Farb- und Schwarz-Weiß-Papierbilder, die im Blick auf eine geplante Ausstellung einheitlich das Format 20 x 30 cm aufweisen sollen. Jeder Teilnehmer kann bis zu drei Bilder einsenden, die jedoch nicht älter als fünf Jahre sein dürfen. Eine von der Jury getroffene Auswahl der besten Fotos wird anlässlich der öffentlichen Preisverleihung am Montag, 24. Oktober 1994 im Stadthaus ausgestellt.

Die Fotos (bitte jeweils mit Name und Anschrift, ggf. auch mit Beschreibung des Motivs) werden in verschlossenem Umschlag bis spätestens 1. September 1994 an das Stadtarchiv Ulm (Schwörhaus, Weinhof

12; Briefadresse: 89070 Ulm) erbeten. Später eingehende Sendungen werden nicht mehr berücksichtigt.

Alle Fotos werden nach Abschluß des Wettbewerbs und der Ausstellung den Absendern zurückgegeben.

«Präsentationsformen von Fotografie»

(PM) Fotografien wurden und werden ganz unterschiedlich gezeigt und genutzt: öffentlich oder privat, wissenschaftlich oder kommerziell, künstlerisch oder dokumentarisch, gerahmt oder projiziert, gedruckt oder ausgestellt. So vielfältig die Bildbedürfnisse, so vielgestaltig die Präsentationsformen und ihre Geschichte.

Die dritte Tagung des Museumsverbandes Baden-Württemberg e.V. zum Bildmedium Fotografie behandelt als Themenschwerpunkte: konservatorische Fragestellungen, verschiedene Bereiche des Bildermarktes und Konzeptionen musealen Umgangs mit Fotografie. Durch entsprechende Zeitplanung und sachkundige Moderation wird der Diskussion und dem Erfahrungsaustausch breiter Spielraum gegeben. Es sollen sowohl handfeste Kenntnisse für die tägliche Praxis vermittelt, als auch eine Vernetzung interdisziplinärer Interessen an Fotografie angeregt werden.

Eingeladen sind alle Interessierten und Zuständigen aus Ateliers, Archiven, Bibliotheken, Museen und anderen Institutionen, die sich mit Fotografie beschäftigen.

Ort/Zeit: Reiß-Museum der Stadt Mannheim. Beginn: Freitag, 24. Juni 1994, 10 Uhr; Ende: Samstag, 25. Juni 1994, 16.00 Uhr.

Tagungsgebühr: DM 40,-; für Mitglieder des Museumsverbandes Baden-Württemberg e.V. DM 20,-. Anmeldung bis spätestens 10. Juni 1994. Nähere Informationen und Anmeldeunterlagen: Museumsverband Baden-Württemberg e.V. – Geschäftsstelle: Städt. Museum Göppingen, Postfach 1149, 73011 Göppingen, Tel.: (07161) 650-425, Fax: (07161) 650-257.

Wer hat sich nicht schon einmal gewünscht, mehr über Geschichte, Landschaft, Kultur der eigenen schwäbischen Heimat zu erfahren? Die Studienfahrten des Schwäbischen Heimatbundes geben Ihnen dazu unter fachkundiger Führung Gelegenheit. *Informationen und Anmeldung über die Geschäftsstelle Charlottenplatz 17, 70137 Stuttgart.*



Jubiläum 900 Jahre Heilig-Blut-Verehrung in Weingarten 1994

größte Barockbasilika Deutschlands
mit Heilig-Blut-Reliquie

- vom 7. Mai bis 28. August 1994 einmalige historische Jubiläumsausstellung mit wertvollen Exponaten zur Kunst und Geschichte der Heilig-Blut-Verehrung
- im Jubiläumsjahr 1994 weitere bedeutende Veranstaltungen wie Kirchenkonzerte und Orgelkonzerte in der Basilika von Mai bis August

Informationen: Kultur- und Verkehrsamt, Münsterplatz 1,
D-88250 Weingarten, Tel. (07 51) 405 125, Fax (07 51) 405 268.

Baudenkmal (Privat) zu verkaufen

Zwischen Hexenturm und wohlbekannter Stadtkirche hat in Schwaigern (12 km westlich von Heilbronn) ein bewohnter Stadtmauerturm die Zeitläufe überdauert. Die beiden Turmstuben (um 1500) in den Fachwerkobergeschossen ergeben mit weiteren Räumen im Haupthaus eine originelle Wohnsituation, zumal das Gebäude auf der Stadtmauer aufsitzt und in den nicht-öffentlichen Schloßpark blickt. Form und Lage bilden ein Unikat. Das Haus bietet ca. 100 m² Wohnfläche: 4 Zimmer, Wohnküche und zeitgemäßes Bad; überdies eine große Terrasse (Blick in den Park) sowie reichlich Nebenräume. Dach, Sprossenfenster, Innenisolierung und Haustechnik sind neu. Sanierungsmaßnahmen stehen keine an. Gegen 520 000 DM erhalten Sie einen hohen Sach-, Kultur- und Liebhaberwert. Kontakte erbeten unter Tel. (0 71 38) 60 30 oder 43 27.



Auch beim Geld gelten gewisse Naturgesetze.



Kein Vermögen wächst von allein.

Im Gegenteil: Es welkt manchmal rasch dahin, wenn sich niemand darum kümmert. Bei sachkundiger und sorgfältiger Pflege aber kann es sich prächtig entwickeln.

**Die Naturforscherin
Maria Sibylla Merian
auf dem neuen
500-Mark-Schein.**

Und deshalb ist auch kein Vermögen zu klein, um es nicht in die professionelle Obhut einer der größten deutschen Banken zu geben: der Dresdner Bank.

Vom Sparkonto bis zu Immobilienfonds, von der Wertpapieranlage bis zu Termin- und Devisengeschäften – wir bieten Ihrem Geld genau den Lebensraum, in dem es sich bestmöglich entfalten kann.

Vielleicht erinnert Sie das Porträt der Naturforscherin Maria Sibylla Merian auf dem neuen Fünfhundertmarkschein künftig daran: Geld sollte sich stetig vermehren. Es liegt in seiner Natur.

Dresdner Bank



HISTORISCHE KARTEN und ORTSANSICHTEN

aus Württemberg.
Einzelangebote und Lagerliste
auf Anfrage kostenlos.

Telefon (0711) 162 65 15 · Telefax (0711) 226 16 77

Seit 1860
KUNSTHAUS SCHALLER STUTTGART
Treffpunkt der Kunst

Ries/Ostalb

Abschalten – Wandern – Erholen

Die gastlichen Fünf im Württembergischen Ries
Bopfingen, Lauchheim, Kirchheim am Ries, Riesbürg
und Unterschneidheim

laden ein zum Urlaub, Wochenende, Ausflug.

Ideale Wandermöglichkeiten durch Wald und Heide, archäologischer Lehrpfad, ehemalige Synagoge, interessante Kulturdenkmale, Burgen, Schlösser, Museen und zahlreiche Freizeitangebote, Prospekte anfordern bei

Ries-Ostalb, Fremden-Verkehrs-Verein
7341 Bopfingen, Geschäftsstelle Rathaus
Telefon 07362/801-21

Laupheim: Gesplitteter Denkmalschutz

(SZ) Die historischen Gebäude der Firma Hopfen-Steiner werden abgebrochen. Ob noch in diesem Jahr, vermag Stadtbaumeister Hans-Jürgen Fischer nicht vorherzusagen. Der Gemeinderat hat dem Abriß zugestimmt, nachdem auch von Landesdenkmalamt, Regierungspräsidium und Wirtschaftsministerium grünes Licht für eine Neuordnung der Grundstücke kam – einzige Auflage: Das Gebäude Kapellenstraße 35a, wo auch die Drogerie Hicke untergebracht ist, soll als Kulturdenkmal erhalten bleiben.

Gegen diese Einschränkung hat die Firma Steiner vor dem Verwaltungsgericht Sigmaringen bereits Klage erhoben. Die Firma Steiner möchte auch das Haus Kapellenstraße 35a abbauen und das gesamte rund 4000 Quadratmeter große Gebiet neu aufteilen und neu bebauen lassen.

Für die Gebäude in der Steinerstraße hat die Firma Steiner nachgewiesen, daß der Erhalt dieser ursprünglich als Kulturdenkmal eingestuftes Gebäude – Hopfendarre und Lagerhaus – aus wirtschaftlichen Gründen nicht zumutbar ist. Landesdenkmalamt, Regierungspräsidium Tübingen und Wirtschaftsministerium gaben dem Unternehmen Recht. Von den drei Trägern öffentlicher Belange kam der Vorschlag für einen teilweisen Abbruch des Steiner-Komplexes, zumal das Haus Kapellenstraße 35a als Kulturdenkmal gilt, weil dort aller Wahrscheinlichkeit nach, eine Laupheimer Berühmtheit, Kilian von Steiner, zur Welt kam.

Kilian von Steiner wurde am 8. Oktober 1833, dies steht fest, in Laupheim geboren. In seinem 70jährigen Leben hat er sich nicht nur um seine Heimatstadt verdient gemacht, sondern auch Politik, Wirtschaft und Kultur im alten Königreich Württemberg grundlegend mitgestaltet. In Laupheim wurde auf seine Initiative hin 1838 die «Sonntagsgewerbeschule» gegründet, in der junge Handwerker in technischem Zeichnen, Naturlehre, Geografie, Mechanik und allgemeiner Technologie unterrichtet wurden. Anlässlich des 150jährigen

Bestehens der heutigen Kreisberufsschule wurde sie im April 1989 auf den Namen ihres Gründers Kilian von Steiner getauft.

Abgerissen werden sollen im einzelnen folgende Gebäude: Kapellenstraße 33, 37, 39 sowie Steinerstraße 4, 6, und 8. Um die bauliche Entwicklung nach dem Abbruch voranzutreiben, wird von der Stadt ein Wettbewerb ausgeschrieben, der noch in diesem Jahr entschieden werden soll. Von der Firma Steiner kam bereits die Zusage, sich daran mit maximal 80 000 Mark zu beteiligen. Der Wettbewerb wird jetzt ausgearbeitet und dem Gemeinderat in einer der kommenden Sitzungen vorgestellt.

Bürgermeister Otmar Schick kündigte strenge Richtlinien für die Entscheidung an. «Die neuen Gebäude sollen die Innenstadt stärken», erklärte das Stadtoberhaupt. Und weil es sich um eine sensible Wohnlage handele, müßten unterschiedlichste Gesichtspunkte berücksichtigt werden. Vor allem die Anliegen der Anwohner sollen in das Konzept aufgenommen werden. Nach dem ersten Entwurf der Stadtplaner, mit dem sich die Gemeinderäte bereits vor zwei Jahren beschäftigten, kommen auf dem Steiner-Areal nach der Neuordnung Wohnungen, Geschäftsräume, Dienstleistungsbetriebe und Arztpraxen unter. Außerdem ist eine über die Kapellenstraße erreichbare Tiefgarage im Gespräch.

Vereine spenden für Dorfkirche

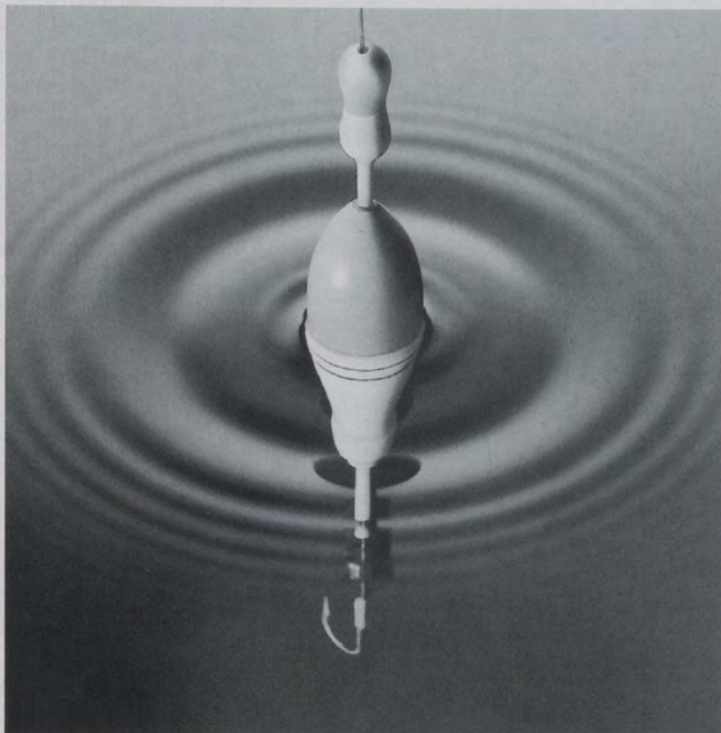
(epd) 30 000 Mark haben die Vereine von Altenmünster bei Crailsheim für die Renovierung der Peter-und-Paul-Kirche gespendet, die den denkmalgeschützten Ortsmittelpunkt bildet. Die Außenrenovierung der Kirche ist fast abgeschlossen. Pfarrer Helmut Buddensiek hofft, daß bald auch die Innenrenovierung begonnen werden kann. Nach Abschluß der Erneuerungen soll die Peter-und-Paul-Kirche für Trauungen, Konzerte und Sondergottesdienste ebenso genutzt werden wie für festliche Veranstaltungen von Vereinen aus Altenmünster. Die Kir-

chengemeinde hat mit dem Sportverein, den Landfrauen, mit Sportschützen, Sängerbund und Förderverein der örtlichen Grund- und Hauptschule eine Nutzungsvereinbarung abgeschlossen.

Die alte Dorfkirche wird bereits seit der Eröffnung des Friedensgemeindegentrums 1973 nicht mehr von der evangelischen Kirchengemeinde als sonntäglicher Gottesdienst genutzt, weil sie zu klein geworden war. Seit zwölf Jahren werden in dem Gotteshaus, das weder Heizung noch Orgel hat, die Himmelfahrtsgottesdienste der Gemeinde abgehalten, um es nicht dem Verfall zu überlassen. Pfarrer Buddensiek zeigte sich erfreut, daß sich die gesamte Einwohnerschaft jetzt für die Restaurierung der Kirche und ihre sinnvolle Nutzung engagiert. Finanziell würde dies die Kirchengemeinde allein überfordern.

Mostobst-Sammler erhalten doppelten Marktpreis

(lsw) Es lohnt sich wieder, Mostobst zu sammeln. Allein in drei Bottwartaler Gemeinden – Ilsfeld, Beilstein und Oberstenfeld – wurden im letzten Herbst an Mostobstsammler 100 000 Mark ausgezahlt, weil sie Falläpfel eingesammelt und abgeliefert haben. Die Möglichkeit dazu schufen drei Naturschutzverbände (Naturschutzbund, BUND und Schwäbischer Albverein) auf privater Ebene und ohne staatliche Förderung. Die von ihnen initiierte «Projektgruppe Streuobstwiesen» zahlt nach eigenen Angaben den doppelten Marktpreis bar auf die Hand, läßt das Mostobst zu naturbelassenem Apfelsaft verarbeiten und verkauft diesen zum Selbstkostenpreis. Im Herbst 1993 brachten 240 Landwirte und Baumbesitzer 343 Tonnen Mostäpfel von 4000 Bäumen zur Beilsteiner Sammelstelle; daraus wurden 225 000 Liter Apfelsaft gewonnen, der jetzt verkauft wird.



Natürlich gehört zu einem guten Fang auch ein wenig Glück. Doch mit verlässlichen Informationen, guten Verbindungen und der professionellen Ausrüstung wird der Erfolg greifbar. Dafür sorgt die Baden-Württembergische Bank. Der persönliche Kundenbetreuer erarbeitet Ihre maßgeschneiderte Anlagestrategie und hält „on line“ den direkten Kontakt zu Finanzmärkten in aller Welt. So können Sie sofort handeln, wenn sich an der Börse etwas bewegt.

MIT GLÜCK ALLEIN KÖNNEN SIE
AN DER BÖRSE
KEINEN GEWINN MACHEN.



Die Baden-Württembergische Bank

PERSÖNLICHES

Als profunder Kenner der Geschichte und Kultur des Landes Baden-Württemberg, als engagierter Vorsitzender des Vereins Narrenschopf Bad Dürreheim, des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg, des Arbeitskreises Heimatpflege im Regierungsbezirk Tübingen und nicht zuletzt als Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes erhielt MARTIN BLÜMCKE aus der Hand des Ministerpräsidenten Erwin Teufel die Verdienstmedaille des Landes, eine der höchsten Auszeichnungen, die Baden-Württemberg zu vergeben hat. Blümcke, seit 1970 Leiter der Redaktion «Land und Leute» beim Süddeutschen Rundfunk, wurde damit für seine landesweiten Aktivitäten, für sein hohes ehrenamtliches Engagement im Bereich von Denkmal- und Naturschutz, von Brauchtum und Heimatpflege und für seine Tätigkeit als Redakteur der Zeitschrift «Schwäbische Heimat» geehrt. Der Schwäbische Heimatbund gratuliert seinem Vorsitzenden, hofft, daß dieser ihm noch lange erhalten bleibt, und fühlt sich mit ihm geehrt.

Dr. Wilfried Setzler für den Vorstand

Anschriften der Autoren

Friedrich Karl Azzola, Prof. Dr.,
Fichtenstraße 2, 65468 Trebur

Ruth Binder, Kulturamt der Stadt
Tübingen, Nonnengasse 19,
72072 Tübingen

Christoph Duncker, Hauffstraße 10,
72074 Tübingen

Wolfgang Herter, Dr., Austraße 7,
72116 Mössingen

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4,
70197 Stuttgart

Hans Mattern, Dr., Bezirksstelle für
Naturschutz und Landschaftspflege,
Ruppmannstraße 21, 70565 Stuttgart

Jörg-Uwe Meineke, Dr., Stammler-
straße 30, 72108 Rottenburg am
Neckar

Uwe Prietzel, Goethestraße 89,
71034 Böblingen

Bernd Roling, Kirchweg 37,
73669 Lichtenwald

Raimund Waibel, Dr., Naukler-
straße 22 A, 72074 Tübingen

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8,
71672 Marbach am Neckar

Bildnachweis

Titelbild und S. 109: Manfred Steinmetz; S. 107: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt; S. 108 und 110: W. Schubert; S. 113: Universitätsarchiv Tübingen, Signatur 127/82; S. 115, 116, 118, 119 oben und 120: Reinhard Wolf, Marbach a. N.; S. 117, oben und unten: Luftbild U. Sach, Marbach-Rielingshausen, vom 23. 5. 1992; S. 119 unten: Landesbildstelle Württemberg, Foto vom Oktober 1961, Erlaubnis zur Veröffentlichung vom 27. 4. 1994; S. 121, 123 und 124: Uwe Prietzel, Böblingen; S. 122, linke Spalte: Bezirksstelle für Naturschutz, Stuttgart; S. 122, rechte Spalte: Uwe Walz; S. 125–132: Dr. Wolfgang Herter, Mössingen; S. 133 und 134: Prof. Dr. Friedrich Karl Azzola, Trebur; S. 136, 137, 140–147: Landesdenkmalamt, Archäologische Denkmalpflege, Stuttgart; S. 138: Der römische Limes in Süddeutschland; S. 139: Führer zu römischen Militäranlagen in Süddeutschland, Landesdenkmalamt Stuttgart, S. 9; S. 148, 151, 153, 154 oben und 159 oben: Foto Lumpe; S. 149 und 157: Fritz Berckhemer; S. 150, 158 und 159 unten: Wacker Fotografie, Ludwigsburg; S. 154 unten: Karl Dietrich Adam: Der Mensch der Vorzeit – Führer durch das Urmensch-Museum Steinheim an der Murr, 1984, S. 141; S. 156 und 160: Dr. Raimund Waibel, Tübingen; S. 162, 165, 166 und 169: Christoph Duncker, Tübingen; S. 163 und 167: Kreisarchiv Göppingen; S. 173: Stadtarchiv Göppingen; S. 186–191: Dieter Dziellak, Schwäbischer Heimatbund; S. 193 und 218: Marcellus Kaiser, Beimerstetten; S. 194: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt.

